848
D88ba
tZ86
v.1

E. DORSCH, M. D.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

E. DORSCH, M. D.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Der

Bastard von Mauleon.

Von

37153

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Erstes bis viertes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1848.

848
D[illegible]69
[illegible]
v.1

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Wie Meſſire Jehan Froiſſard von der Geſchichte unterrichtet wurde, die wir erzählen wollen.

Der Reiſende, welcher heut zu Tage denjenigen Theil des Bigorre durchſtreift, der ſich zwiſchen den Quellen des Gers und des Adour ausdehnt und das Departement der Oberpyrenäen geworden iſt, hat zwei Wege zu ſeiner Wahl, um ſich von Tournai nach Tarbes zu begeben: der eine, der ganz neu iſt und die Ebene durchzieht, wird ihn in zwei Stunden in die ehemalige Hauptſtadt der Grafen von Bigorre führen; der andere, der dem Gebirge folgt und eine Römerſtraße iſt, bietet ihm eine Strecke von neun Meilen. Aber auch dieſer Zuwachs von Weg und Strapaze wird ihm wohl belohnt werden durch die reizende Gegend, die er durchwandert, durch den Anblick der herrlichen Vordergründe, die man Bagnères, Montgaillard, Lourdes nennt, und durch den Horizont, den wie eine blaue Mauer die weit ausgeſtreckten Pyrenäen bilden, aus deren Mitte ganz weiß von Schnee der anmuthige Pic du Midi ſich erhebt. Dieſe Straße iſt die der Künſtler, der Dichter und der Alterthumsforſcher. Wir bitten alſo den Leſer, auf dieſe mit uns die Augen zu werfen.

In den erſten Tagen des Monats März 1388, gegen Anfang der Regierung von König Karl VI., das heißt, als alle dieſe Schlöſſer, welche auf dem Niveau des Graſes liegen, den Firſt ihrer Thürme über dem

Gipfel der höchſten Eichen und der ſtolzeſten Fichten erhoben, als jene Männer mit der eiſernen Rüſtung und dem ehernen Herzen, die man Olivier von Cliſſon, Bertrand Duguesclin und den Captal von Buch nannte, kaum ſich in ihre homeriſchen Gräber niedergelegt hatten, nachdem die große Iliade begonnen, deren Entwickelung eine Schäferin machen ſollte, ritten zwei Männer auf dieſer ſchmalen, höckerigen Straße, welche damals der einzige Verbindungsweg war, der zwiſchen den bedeutenden Städten des Südens beſtand.

Es folgten ihnen zwei Knechte, welche wie ſie zu Pferde waren.

Die zwei Herren ſchienen ungefähr gleich alt zu ſein, nämlich fünfundfünfzig bis achtundfünfzig Jahre. Doch hier hörte die Vergleichung auf; denn die große Verſchiedenheit zwiſchen ihren Trachten deutete an, daß Jeder ein anderes Gewerbe trieb.

Der eine von ihnen, der, ohne Zweifel aus Gewohnheit, um eine halbe Pferdelänge vorausritt, trug einen Ueberwurf von Sammet, der einſt karmeſinroth geweſen war, an dem jedoch die Sonne und der Regen, denen er ſehr oft ausgeſetzt geweſen, ſeit dem erſten Tage, wo ihn ſein Herr angelegt, nicht nur den Glanz getrübt, ſondern auch die Farbe verändert hatte. Aus den Oeffnungen des Ueberwurfes kamen zwei nervige Arme hervor, bedeckt von büffelledernen Aermeln, welche zu einem Wamms gehörten, das einſt gelb geweſen, aber wie der Ueberwurf ſein urſprüngliches Ausſehen verloren hatte, nicht durch ſeine Berührung mit den Elementen, ſondern durch ſein Reiben am Panzer, für den es offenbar als Futter zu dienen beſtimmt war. Ein Helm nach Art derjenigen, welche man Becken zu nennen pflegte, erlaubte, für den Augenblick ohne Zweifel wegen der großen Hitze am Sattelbogen des Reiters hängend, ſein enthlößtes Haupt zu erſchauen, das oben kahl, aber an den Schläfen und hinten von langen und grauen Haaren beſchattet war, welche im Einklange

ſtanden mit dem Schnurrbart, der etwas ſchwärzer als die Haupthaare, wie dies beinahe immer bei den Menſchen der Fall iſt, welche große Strapazen ausgehalten haben, und mit einem Kinnbart, der viereckig geſchnitten war und auf ein eiſernes Halsſtück, den einzigen Theil der Defenſivrüſtung, den der Reiter beibehalten, herabfiel. Was die Angriffswaffen betrifft, ſo beſtanden dieſelben aus einem langen Schwerte, das an einem breiten ledernen Gürtel hing, und aus einer kleinen Axt, welche in einer dreieckigen Klinge endigte, ſo daß man mit dieſer Axt ebenſowohl mit der Schneide, als mit der Spitze ſchlagen konnte. Dieſe Waffe war an dem Sattelbogen rechts angehakt und bildete ein Gegenſtück zu dem links hängenden Helme.

Der zweite Herr, nämlich derjenige, welcher ein wenig hinter dem erſten ritt, hatte im Gegentheil nichts vom Krieger, weder in ſeiner Kleidung, noch in ſeiner Haltung. Er trug einen langen ſchwarzen Rock, an deſſen Gürtel, ſtatt des Schwertes oder des Dolches, ein Tintenzeug von Chagrin hing, wie es die Schüler und Studenten trugen; ſein Kopf mit den lebhaften, geſcheiten Augen, mit den dicken Brauen, mit der an ihrem Ende gerundeten Naſe, mit den etwas dicken Lippen, mit den ſpärlichen, kurzen Haaren war, jedes Bartes entbehrend, mit einem Käppchen bedeckt, wie es die Magiſtrate, die Schreiber und im Allgemeinen die ernſten Perſonen hatten. Aus ſeinen Taſchen ſtanden Pergamentrollen, bedeckt mit jener feinen, gedrängten Handſchrift hervor, wie man ſie gewöhnlich bei denjenigen findet, welche viel ſchreiben. Selbſt ſein Pferd ſchien die friedlichen Neigungen des Reiters zu theilen und ſein beſcheidener Baßgang, ſein gegen den Boden geneigter Kopf contraſtirten mit dem erhabenen Schritt, mit den rauchenden Nüſtern und dem launenhaften Gewieher des Schlachtroſſes, das ſtolz auf ſeine Ueberlegenheit ſtets ſich den Vortritt anzumaßen ſchien.

Die zwei Knechte folgten und beobachteten unter

sich denselben entgegengesetzten Charakter, der die Herren auszeichnete. Der eine war in grünes Tuch gekleidet, ungefähr auf die Art der englischen Bogenschützen, von denen er den Bogen im Bandelier und den Köcher auf der rechten Seite trug, während auf der linken dicht am Schenkel eine Art von Dolch mit breiter Klinge herabhing, der die Mitte hielt zwischen dem Messer und der furchtbaren Waffe, die man eine Ochsenzunge nannte.

Hinter ihm klirrte bei jedem etwas hohen Schritte seines Pferdes die Rüstung, welche für einen Augenblick abzulegen die Sicherheit des Weges gestattet hatte.

Der andere war, wie sein Herr, schwarz gekleidet und schien nach der Art, wie seine Haare geschnitten waren, und nach der Tonsur, die man oben auf seinem Kopfe bemerkte, wenn er seine schwarze Plattmütze mit den Oehrchen abnahm, den niederen Kategorien der Geistlichkeit anzugehören. Diese Meinung bestätigte sich noch durch den Anblick des Meßbuches, das er unter seinem Arm hielt und woran die silbernen Ecken und das Schloß von sehr schöner Arbeit, trotz der Anstrengung des Einbandes, glänzend geblieben waren.

Alle vier ritten also, die Herren träumend, die Diener plaudernd, als der Ritter, da sie zu einem Kreuzweg kamen, wo sich die Straße in drei Zweige theilte, sein Pferd anhielt, seinen Gefährten durch ein Zeichen dasselbe thun hieß und zu ihm sprach:

„Hört, Meister Jehan, schaut Euch die Gegend umher wohl an und sagt mir, was Ihr davon haltet."

Derjenige, an welchen diese Aufforderung erging, warf einen Blick umher, und da die Gegend ganz öde und verlassen und durch die Beschaffenheit des Terrain sehr zu einem Hinterhalte geeignet schien, so erwiederte er:

„Bei meiner Treu', Sire Espaing, das ist ein seltsamer Ort, und ich erkläre, daß ich meines Theils nicht einmal so lange anhalten würde, als man braucht, um

drei Pater und drei Ave zu sprechen, wenn ich nicht in Gesellschaft eines Ritters von Eurem Rufe wäre."

„Ich danke für das Kompliment, Sir Jehan, sprach der Ritter, „ich erkenne daran Eure gewöhnliche Höflichkeit; erinnert Euch nur an das, was Ihr mir vor drei Tagen, als wir die Stadt Pamiers verließen, über das gewaltige Scharmützel zwischen dem Mongat von Saint-Basile und Ernauton-Bissette beim Pas-de-Larre sagtet."

„Oh! ja, ich erinnere mich," antwortete der Mann der Kirche, „ich sagte Euch, wenn wir beim Pas-de-Larre wären, solltet Ihr mich darauf aufmerksam machen; denn ich wolle den durch den Tod so vieler Braver verherrlichten Ort sehen."

„Nun wohl, Ihr seht ihn, Messire."

„Ich glaubte, der Pas-de-Larre wäre in Bigorre."

„Er ist auch darin und wir ebenfalls, Messire, und zwar seitdem wir das Flüßchen Lèze durchwatet haben. Wir haben vor einer Viertelstunde den Weg nach Lourdes und das Schloß Montgaillard links gelassen; hier unten liegt das kleine Dorf la Civitat, hier ist der Wald des Grundherrn von Barbezan, und dort durch die Bäume erblickt Ihr das Schloß Marcheras."

„Ei! Messire Espaing," erwiederte der Geistliche, „Ihr kennt meine Vorliebe für die schönen Waffenthaten und wißt, daß ich sie einregistrire, wie ich sie sehe, oder wie man sie mir erzählt, damit ihr Andenken nicht verloren geht; theilt mir also, wenn es Euch beliebt, in allen Einzelnheiten mit, was an diesem Orte vorfiel."

„Das ist leicht," sprach der Ritter. „Um 1358 oder 1359, vor dreißig Jahren also, waren alle Besatzungen des Landes, mit Ausnahme der von Lourdes, französisch. Diese aber machte häufig Ausfälle, um die Stadt zu verproviantiren, nahm Alles weg, was sie traf, und brachte es hinter ihre Mauern; so daß, wenn man sie ausgezogen wußte, alle andere Garnisonen Abtheilungen ins Feld schickten und Jagd darauf an-

ſtellten, und wenn man zuſammentraf, ſo entſtanden furchtbare Kämpfe, wobei ebenſo ſchöne Waffenthaten vollbracht wurden, als in geordneten Schlachten.

„Eines Tags zog der Mongat von Saint-Baſile, den man ſo nannte, weil er ſich als Mönch zu verkleiden pflegte, um ſeine Hinterhalte zu legen, aus Lourdes mit dem Herrn von Carnillac und etwa hundertundzwanzig Lanzen aus; es fehlte der Citadelle an Lebensmitteln, und es war ein großer Zug beſchloſſen worden. Sie ritten ſo lange, bis ſie auf einem Wiesgrunde, eine Meile von der Stadt Toulouſe, eine Herde Ochſen fanden, der ſie ſich bemächtigten, dann kehrten ſie auf dem kürzeſten Weg zurück; doch ſtatt kluger Weiſe auf dem Wege zu bleiben, wandten ſie ſich rechts und links ab, um noch eine Herde Schweine und eine Herde Schafe zu nehmen, wodurch das Gerücht von dieſem Zuge Zeit bekam, ſich in der Gegend zu verbreiten.

„Der Erſte, der es erfuhr, war ein Kapitän von Tarbes, Namens Ernauton von Sainte-Colombe. Er übergab ſogleich zur Ueberwachung ſein Schloß einem Neffen von ihm, Andere ſagen einem Baſtardſohne, welcher ein junger Menſch von fünfzehn bis ſechzehn Jahren war, der noch keinem Gefechte oder Scharmützel beigewohnt hatte. Eiligſt benachrichtigte er den Herrn von Berrac, den Herrn von Barbezan und alle Gewaffnete von Bigorre, die er finden konnte, ſo daß er noch an demſelben Abend als Anführer an der Spitze einer Truppe ſtand, die der ähnlich war, welche der Mongat von Saint-Baſile befehligte.

„Sogleich ſandte er ſeine Spione in das Land aus, um zu erfahren, welchen Weg die Beſatzung von Lourdes zu nehmen gedachte, und als er hörte, daß ſie durch den Pas-de-Larre kommen würde, beſchloß er, hier zu warten. Dem zu Folge, da er die Gegend ganz genau kannte und da ſeine Pferde nicht ermüdet waren, während im Gegentheil die ſeiner Feinde ſeit vier Tagen marſchirten, nahm er eiligſt ſeinen Poſten, indeß die Land-

ſtreifer einen Halt ungefähr drei Meilen von dem Orte machten, wo er ſie erwartete.

„Das Terrain iſt, wie Ihr ſelbſt geſagt habt, ſehr günſtig für einen Hinterhalt. Die Leute von Lourdes und der Mongat ſelbſt vermutheten alſo nichts, und da die Herden vorausmarſchirten, ſo waren dieſe ſchon an dem Orte, wo wir ſind, vorüber, als auf den zwei Wegen, die Ihr hier den einen zu unſerer Rechten, den andern zu unſerer Linken ſeht, die Truppe von Ernauton von Sainte-Colombe im Galopp unter gewaltigem Geſchrei herbeiſprengte; ſie fand ein gutes Stück Arbeit; der Mongat war nicht der Mann, zu fliehen, er ließ ſeine Truppe Halt machen und ſah dem Angriff feſten Fußes entgegen.

„Er war furchtbar und ſo wie er ſich unter den erſten Kriegern des Landes erwarten ließ; aber was die von Lourdes beſonders wüthend machte, war der Umſtand, daß ſie ſich von der Herde getrennt ſahen, für die ſie ſo viele Strapazen ausgeſtanden und ſo vielen Gefahren getrotzt hatten, und die ſie nun blökend und grunzend unter der Anführung der Knechte ihrer Feinde abziehen hörten, welche bei der durch ihre Herren entgegengeſtellten Schranke nur die Hirten zu bekämpfen gehabt hatten, die indeſſen nicht einmal kämpften, denn es lag ihnen wenig daran, ob ihr Vieh den Einen oder den Andern gehörte, ſobald es nicht mehr ihnen gehörte.

„Sie hatten alſo ein doppeltes Intereſſe, ihre Feinde zu vernichten, einmal das ihrer eigenen Sicherheit, ſodann das, wieder in den Beſitz ihrer Lebensmittel zu gelangen, da ſie wußten, daß ihre in der Citadelle zurückgebliebenen Kameraden derſelben ſo ſehr bedurften.

„Das erſte Zuſammentreffen hatte mit Lanzenſtößen ſtattgehabt; doch bald war ein Theil der Lanzen zerbrochen, und diejenigen, welche die ihrigen noch hatten, fanden, daß in einem ſo eng geſchloſſenen Raum die Lanze eine ſchlechte Waffe war, warfen ſie weg und

ergriffen die einen ihre Aexte, die andern ihre Schwerter, dieſe Keulen, jene jede Waffe, die ihnen unter die Hände fiel, und das wahre Gefecht begann ſo glühend, ſo erbittert, ſo grauſam, daß Niemand um einen Schritt zurückweichen wollte, und daß diejenigen, welche fielen, noch vorwärts zu ſterben ſuchten, damit man nicht ſage, ſie hätten das Schlachtfeld verloren, und ſo ſchlugen ſie ſich drei Stunden lang dergeſtalt, daß wie im Einverſtändniß diejenigen, welche zu ſehr ermüdet waren, ſich zurückzogen, hinter ihren Gefährten entweder im Walde, oder auf dem Wiesgrunde, oder am Rande des Grabens ſich niederſetzten, ihre Helme abnahmen, ihr Blut oder ihren Schweiß abwiſchten, einen Augenblick athmeten, und dann erbitterter als je in den Kampf zurückkehrten, und ich glaube nicht, daß je eine ſo gut angegriffene und ſo gut vertheidigte Schlacht ſeit dem berühmten Kampfe der Dreißig ſtattgefunden hat.

„Während dieſes dreiſtündigen Gefechtes wollte es der Zufall, daß die zwei Führer, nämlich der Mongat von Saint-Baſile und Ernauton von Saint-Colombe, der eine auf der rechten Seite, der andere auf der linken kämpften. Doch Beide ſchlugen ſo kräftig und ſo hageldicht, daß ſich am Ende die Menge vor ihnen öffnete und ſie ſich einander gegenüber fanden. Da dies der Wunſch von Beiden war und da ſie ſich ſeit dem Anfang des Gefechtes unaufhörlich gerufen hatten, ſo ſtießen Beide, als ſie ſich erblickten, einen Freudenſchrei aus, und als ob die Andern begriffen hätten, jeder Kampf müßte vor dem ihrigen verſchwinden, zog man ſich beiſeit, überließ ihnen das Terrain, und das allgemeine Treffen hörte auf, um dieſem Einzelnkampfe Platz zu machen.“

„Ah!“ ſagte der geiſtliche Herr, den Ritter mit einem Seufzer unterbrechend, „warum war ich nicht da, um ein ſolches Kampfſpiel zu ſehen, das an die ſchönen Zeiten des Ritterthums erinnern mußte, welche leider vorüber ſind, um nie wiederzukehren!“

„Es ist wahr, Jehan," erwiederte der Ritter, „Ihr hättet ein schönes seltenes Schauspiel gesehen. Denn die zwei Streiter waren zwei Kriegsmänner, mächtig an Körper und klug und gewandt in ihrem Gewerbe, auf guten stolzen Pferden reitend, welche ebenso begierig zu sein schienen, sich zu zerfleischen, wie ihre Herren; doch das Pferd vom Mongat von Saint-Basile fiel zuerst, getroffen von einem Axtstreiche, der von Ernauton seinem Herrn bestimmt war und das Roß todt zu Boden streckte. Doch der Mongat war, so rasch auch sein Fall, zu erfahren, als daß er nicht Zeit gehabt hätte, seine Füße aus den Bügeln loszumachen, so daß er nicht unter sein Pferd, sondern neben dasselbe zu liegen kam und, den Arm ausstreckend, die vordere Hächse dem Schlachtrosse von Ernauton abschnitt, das vor Schmerz wieherte, wankte und auf seine beiden Kniee fiel; Ernauton verlor seinen Vortheil und sah sich genöthigt, zu Boden zu springen. Kaum hatte er dies gethan, als sich der Mongat wieder auf seine Füße erhob und der Kampf abermals begann, wobei Ernauton mit seiner Axt und der Mongat mit seinem Streitkolben schlug."

„Und gerade auf diesem Platz fiel die schöne Waffenthat vor?" fragte der Geistliche, das Auge funkelnd vor Gluth und als sähe er den Kampf vor sich, den man ihm schilderte.

„Gerade auf diesem Platze, Messire Jehan, und zehnmal haben mir Augenzeugen erzählt, was ich Euch nun erzähle. Ernauton war an der Stelle, wo Ihr seid, und der Mongat da, wo ich bin, und der Mongat bedrängte Ernauton so gewaltig, daß dieser, während er sich vertheidigte, dennoch genöthigt war, zurückzuweichen, und kämpfend von diesem Steine, der zwischen den Füßen Eures Pferdes liegt, bis zu jenem Graben zurückwich, in den er ohne Zweifel gefallen wäre, als ein junger Mensch, der ganz athemlos während des Kampfes ankam und von der andern Seite des Grabens

zuschaute, da er den guten Ritter so bedrängt sah und begriff, seine Kräfte wären erschöpft, nur einen Sprung von dem Orte, wo er stand, bis zu Ernauton machte, die Art, die er bald hätte fallen lassen, aus seinen Händen nahm und ihm zurief:

„„Ah! guter Oheim, gebt mir ein wenig diese Art und laßt mich machen.““

„Ernauton war dies ganz lieb; er ließ die Art los und streckte sich am Rande des Grabens aus, wo ihm seine Knechte zu Hülfe eilten, denn er war einer Ohnmacht nahe.“

„Aber der junge Mann,“ versetzte der Geistliche, „der junge Mann?“

„Nun wohl, der junge Mann bewies bei dieser Gelegenheit, daß, obgleich man ihn einen Bastard nannte, gutes Raceblut in seinen Adern floß, und daß sein Oheim Unrecht gehabt hatte, ihn in einer alten Burg einzuschließen, statt ihn mit sich zu nehmen; denn kaum war die Art in seiner Hand, als er, ohne sich darum zu bekümmern, daß er nur ein einfaches Tuchwamms und als einzige Kopfbedeckung eine Sammetmütze hatte, während sein Feind mit Eisen bedeckt war, diesem einen so heftigen Streich mit der Schneide seiner Waffe oben auf seinen Helm versetzte, daß das Becken gespalten war und der Mongat ganz betäubt wankte und beinahe zu Boden stürzte. Doch es war dies ein zu gewaltiger Kriegsmann, um so unter einem ersten Angriff zu fallen. Er richtete sich wieder auf, schwang seinen Kolben und führte einen solchen Schlag nach dem jungen Mann, daß ihm sicherlich der Schädel zerschmettert worden wäre, wenn er ihn getroffen hätte. Doch dieser, den keine Vertheidigungswaffe beschwerte, wich dem Streich durch einen Seitensprung aus, stürzte leicht wie ein junger Tiger auf seinen Feind los, umschlang mit seinen beiden Armen den durch den langen Kampf ermüdeten Mongat, bog ihn, wie es der Wind mit einem

Baume thut, preßte in endlich unter ſich nieder und rief ihm zu:

„„Ergebt Euch, Mongat von Saint-Baſile, ob man Euch beiſteht oder nicht, ſonſt ſeid Ihr des Todes!““

„Und er ergab ſich?“ fragte der geiſtliche Herr, der an dieſer Erzählung ſo großen Antheil nahm, daß alle ſeine Glieder vor Wohlbehagen bebten.“

„Nein,“ erwiederte Meſſire Eſpaing, „ſondern er entgegnete geradezu:

„„Ich mich einem Kinde ergeben! ich würde mich ſchämen . . . ſchlage, wenn Du kannſt.“

„„Nun ſo ergebt Euch meinem Oheim, Ernauton von Saint-Colombe, der ein braver Rittersmann iſt und nicht ein Kind wie ich.““

„„Ebenſo wenig Deinem Oheim, als Dir,“ ſprach der Mongat mit dumpfer Stimme, „denn wäreſt Du nicht gekommen, ſo wäre Dein Oheim jetzt, wo ich bin; ſchlage alſo. Ich werde mich unter keiner Bedingung ergeben.““

„„Dann, und da Du Dich durchaus nicht ergeben willſt, warte und Du wirſt ſehen,““ ſprach der junge Mann.

„„Ja, ſehen wir,““ ſagte Mongat, der ſich anſtrengte wie der Rieſe Enkelados, da er ſich von dem Berge Aetna freimachen will, „„ſehen wir ein wenig.““

„Doch vergebens raffte er alle ſeine Kräfte zuſammen, umſchlang er den jungen Mann mit ſeinen Armen und ſeinen Beinen wie mit einem doppelten eiſernen Ring, er konnte ihm ſeinen Vortheil nicht abgewinnen. Dieſer blieb Sieger, hielt ihn mit einer Hand unter ſich, während er aus ſeinem Gürtel ein kleines, langes, dünnes Meſſer zog, deſſen Klinge unter das Halsſtück ſchlüpfte. In demſelben Augenblick hörte man es wie ein dumpfes Röcheln. Der Mongat zuckte, ſtemmte ſich an, hob ſich auf, doch ohne den Jüngling, der ſich an ihn geklammert und fortwährend mit dem Meſſer ſtieß, von ſich losmachen zu können; plötzlich drang ein Blutſchaum durch das Helmviſir des Mongat und beſprengte das

Gesicht des Gegners. An diesen beinahe übermenschlichen Anstrengungen erkannte man die Convulsionen des Todeskampfes. Doch der junge Mann ließ ihn nicht im Geringsten los; er schien an alle seine Bewegungen gebunden. Wie es die Schlange mit dem Leibe des Opfers thut, das sie erstickt, hob er sich auf, sank er nieder, stemmte er sich an, wie er und mit ihm, schauerte er mit allen seinen Schauern und blieb liegen und ausgestreckt, bis das letzte Leben erloschen war und das Röcheln sich in einen Seufzer verwandelt hatte.

„Dann erhob er sich, wischte das Gesicht mit dem Aermel seines Wammses ab und schüttelte mit der andern Hand das kleine Messer, das ein Kinderspielzeug zu sein schien, während es so grausam einen Menschen getödtet hatte."

„Wahrhaftiger Gott!" rief der Geistliche, der ganz und gar vergaß, daß ihn seine Begeisterung beinahe zum Schwören fortriß; „Ihr werdet mir den Namen des jungen Mannes sagen, nicht wahr, Sire Espaing von Lyon, damit ich ihn in meine Tabletten eintrage und dem Buch der Geschichte einzuverleiben suche?"

„Er hieß der Bastard Agenor von Mauleon," erwiederte der Ritter; „schreibt diesen Namen in seiner ganzen Länge in Eure Tabletten ein, wie Ihr sagt, Messire Jehan; denn es ist der Name eines tüchtigen Kriegers, der diese Ehre wohl verdient."

„Doch er ist ohne Zweifel nicht hiebei stehen geblieben," entgegnete der geistliche Herr; „und er hat in seinem Leben wohl andere Waffenthaten, würdig der mit welcher er begonnen, ausgeführt."

„Oh! sicherlich, denn drei oder vier Jahre später zog er gen Spanien, wo er sich vier bis fünf Jahre gegen die Mauren und Saracenen schlug, und von wo er mit abgehauener rechter Faust zurückkehrte."

„Oh!" machte der Geistliche mit einem Ausruf, der den Antheil bezeichnete, den er an dem Unfall des Besiegers vom Mongat von Saint-Basile nahm; das

ist ein großes Unglück, denn ohne Zweifel war der tapfere Ritter gezwungen, auf die Führung der Waffen zu verzichten."

„Nein," erwiederte Messire Espaing von Lyon, „nein, Ihr täuscht Euch, im Gegentheil, Sire Jehan; denn statt der Hand, die er verloren, ließ er sich eine von Eisen machen, mit der er die Lanze so gut führt, als mit einer rechten Hand; abgesehen davon, daß er, wenn es ihm genehm ist, einen Streitkolben daran anpassen kann, mit dem er, wie es scheint, so schlägt, daß diejenigen, welche getroffen werden, kaum mehr aufstehen."

„Und darf man erfahren, bei welcher Gelegenheit er diese Hand verlor?" fragte der Geistliche.

„Oh!" erwiederte Messire Espaing, „das kann ich Euch nicht sagen, so gern ich Euch angenehm sein möchte. Denn ich kenne den braven Ritter, von dem die Rede ist, nicht persönlich, und man hat mich sogar versichert, diejenigen, welche ihn kennen, wissen es ebenso wenig als ich; nie wollte er diesen Theil seines Lebens irgend Jemand mittheilen."

„Dann werde ich auf keine Weise von Eurem Bastard erzählen, Meister Espaing," sagte der Geistliche; „denn diejenigen, welche die Geschichte, die ich schreibe, lesen, sollen nicht dieselbe Frage wie ich machen, ohne eine Antwort zu bekommen."

„Ah! bei Gott, ich werde fragen, ich werde mich erkundigen," erwiederte Messire Espaing, „doch gebt immerhin jede Hoffnung auf, Meister Jehan, denn ich zweifle, ob Ihr je etwas von dem, was Ihr wissen wollt, erfahren werdet, wenn nicht, falls Ihr ihn selbst irgendwo trefft."

„Lebt er denn noch?"

„Ja, und zwar streitbarer als je."

„Mit seiner eisernen Hand?"

„Mit seiner eisernen Hand."

„Ah!" sagte Messire Jehan, „ich glaube, ich gäbe

meine Abtei, wenn ich dieſen Mann träfe, und er ſich herbeiließe, mir ſeine Geſchichte zu erzählen; doch Ihr werdet wenigſtens die Eure vollenden, Meſſire Eſpaing, und mir ſagen, was auf beiden Parteien geſchah, als der Mongat todt war."

„Der Tod des Mongat endigte die Schlacht; was die Ritter wollten, waren die geraubten Herden, und ſie hatten ſie. Ueberdies wußten ſie, daß, nun da der Mongat todt, die ſo ſehr gefürchtete Beſatzung von Lourdes zur Hälfte weniger zu fürchten war, denn oft bildet ein einziger Mann die Stärke einer Garniſon oder eines Heeres. Es wurde alſo abgemacht, daß jeder Theil ſeine Verwundeten und ſeine Gefangenen mitnehmen und daß man die Todten beerdigen ſollte.

„Man hob alſo den ſchwer verletzten Ernauton von Sainte-Colombe auf, man beerdigte die Todten da, wo wir ſind, gerade an dem Orte, den unſere Pferde mit den Füßen ſtampfen. Und damit ein ſo braver Kämpe nicht mit den gemeinen Leichnamen vermengt würde, grub man ein Grab, jenſeits des großen Felſen, den Ihr vier Schritte von uns ſeht, mit einem ſteinernen Kreuz und ſeinem Namen darauf, daß die Pilger, die Reiſenden und die braven Rittersleute im Vorüberziehen ein Gebet für die Ruhe ſeiner Seele ſprechen könnten."

„Gehen wir zu dem Kreuze, Meſſire Eſpaing," ſagte der Abt, „denn ich meines Theils werde von ganzem Herzen ein Vaterunſer, ein Ave Maria und ein De profundis ſprechen."

Und der Abt gab dem Ritter das Beiſpiel, winkte den Knechten, warf den Zügel ſeines Pferdes einem derſelben zu und ſtieg mit einer Ungeduld ab, aus der man erſah, daß der gute Chronikſchreiber, wenn es ſich um ſolche Dinge handelte, um die Hälfte ſeines Alters erleichtert ward.

Meſſire Eſpaing von Lyon that daſſelbe, und Beide wanderten nach dem bezeichneten Ort; doch an der Biegung des Felſen blieben Beide ſtehen.

Ein Ritter, von deſſen Gegenwart ſie nichts wußten, kniete vor dem Kreuze, in einen weiten Mantel gehüllt, der durch die Steife ſeiner Falten unter ſeiner Draperie eine völlige Rüſtung verrieth. Sein Kopf allein blieb entblößt, und ſein Helm lag auf dem Boden, während zehn Schritte rückwärts, ebenfalls durch den Felſen bedeckt, ein Schildknappe in kriegeriſcher Rüſtung auf einem Schlachtroſſe ſaß und an ſeiner Hand das wie für den Kampf geſchirrte Pferd ſeines Herrn hielt.

Es war ein Mann in der vollen Kraft des Alters, nämlich ſechsundvierzig bis achtundvierzig Jahre alt, mit der gebräunten Geſichtsfarbe eines Mauren, mit dichtem Haupthaare und dichtem Barte. Haare und Bart waren von der Farbe eines Rabenflügels.

Die zwei Reiſenden blieben einen Augenblick ſtehen und betrachteten dieſen Mann, der, unbeweglich und einer Bildſäule ähnlich, auf dem Grabe des Mongat die fromme Pflicht erfüllte, die ſie ſelbſt zu erfüllen kamen.

Der unbekannte Rittersmann ſchien ſeinerſeits, ſo lange das Gebet dauerte, den Ankömmlingen keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken; als aber ſein Gebet verrichtet war, machte er mit der linken Hand, zum großen Erſtaunen der Anweſenden, das Zeichen des Kreuzes, grüßte ſie höflich mit dem Kopf, drückte, immer in ſeinen Mantel gehüllt, ſeinen Helm auf ſeine gebräunte Stirne, ſtieg wieder zu Pferde, wandte ſich um die Ecke des Felſen, gefolgt von ſeinem Schildknappen, der noch ſteifer und ſchwärzer war, als er, und entfernte ſich.

Obgleich man in jener Zeit viele ſolche Geſichter traf, hatte dieſes doch einen ſo eigenthümlichen Charakter, daß es den Reiſenden auffiel, jedoch nur innerlich; denn die Zeit fing an zu drängen, man hatte noch drei Stunden zurückzulegen, und der Geiſtliche hatte ſich anheiſchig gemacht, auf dem Grabe des Mongat ein Paternoſter, ein Ave Maria, ein De profundis et Fidelium, zu ſprechen.

Nach beendigtem Gebet ſchaute Meſſire Jehan um-

her. Der Ritter, der ohne Zweifel nicht mehr wußte, als er, hatte ihn allein gelassen; er machte also ebenfalls das Zeichen des Kreuzes, doch mit der rechten Hand, und ging dann seinem Gefährten nach.

„He!“ sagte er zu den beiden Knechten, „habt Ihr nicht einen Ritter in Kriegsrüstung, gefolgt von einem Schildknappen gesehen, der Ritter schien sechsundvierzig und der Schildknappe fünfundfünfzig bis sechzig Jahre alt zu sein?“

„Ich habe mich schon erkundigt,“ erwiederte mit einem Zeichen des Kopfes Espaing von Lyon, dessen Geist von demselben Gedanken wie der seines Reisegefährten in Anspruch genommen wurde. „Er scheint dem Weg zu folgen, dem wir folgen, und wird ohne Zweifel wie wir in Tarbes übernachten.“

„Setzen wir unsere Pferde in Trab, um ihn einzuholen, wenn es Euch beliebt, Messire Espaing,“ sagte der Chronikschreiber, „denn wenn wir ihn einholen, wird er vielleicht mit uns sprechen, wie es die Gewohnheit unter Leuten ist, die derselben Straße folgen. Und mir scheint, man dürfte Vieles in der Gesellschaft eines Mannes erfahren, der in einer Sonne gelebt hat, welche warm genug war, um ihm eine Gesichtsfarbe zu machen, wie er sie hat.“

„Ganz nach Eurem Wunsche, Messire,“ sagte der Ritter; „denn ich gestehe Euch, ich fühle mich von einer Neugierde ergriffen, die nicht minder lebhaft ist, als die Eurige, obschon ich mich nicht erinnere, ein solches Gesicht je in dieser Gegend gesehen zu haben.“

In Folge dieses Entschlusses ritten unsere zwei Reisende etwas schneller, beobachteten jedoch fortwährend dieselbe Entfernung, und das Pferd des Ritters ging dem des geistlichen Herrn immer ein wenig voran.

Doch vergebens beschleunigten sie den Gang ihrer Rosse. Der Weg, der an der Seite des Lisse-Flusses breiter und schöner geworden war, hatte dem Unbekannten und seinem Knappen dieselbe Möglichkeit gegeben, den

Schritt zu verdoppeln, und die Neugierigen kamen vor die Thore von Tarbes, ohne ihn eingeholt zu haben.

Sobald sie hier waren, schien etwas Anderes den Geistlichen zu beunruhigen.

„Messire," sagte er zu dem Ritter, „Ihr wißt, daß das erste Bedürfniß auf der Reise ein gutes Lager und ein gutes Abendbrod ist. Wo werden wir, wenn es Euch beliebt, in der Stadt Tarbes wohnen, wo ich Niemand kenne, und wohin ich, von Monseigneur Gaston Phöbus berufen, zum ersten Mal komme?"

„Seid unbesorgt, Messire," erwiederte der Ritter lächelnd; „wenn es Euch gefällt, wohnen wir im Stern: das ist das erste Gasthaus der Stadt, abgesehen davon, daß der Wirth zu meinen Freunden gehört."

„Gut," sprach der Chronikschreiber, „ich habe immer bemerkt, daß man auf der Reise zweierlei Leute zu Freunden haben muß, die Plünderer in der Stadt und die Plünderer im Walde, nämlich die Wirthe und die Räuber. Gehen wir also zu Eurem Freunde, dem Gastwirth zum Stern, und Ihr werdet mich ihm für die Zeit meiner Rückkehr empfehlen."

Beide ritten nach dem bezeichneten Gasthof, der auf dem Marktplatze der Stadt lag und, wie es Messire Espaing von Lyon gesagt hatte, einen großen Ruf auf zehn Meilen in der Runde genoß.

Der Wirth stand auf seiner Thürschwelle, wo er, mit Hintansetzung seiner aristokratischen Gewohnheiten, selbst einen herrlichen Fasan rupfte, dem er mit der gastronomischem Gewissenhaftigkeit, welche nur die Gourmands zu würdigen wissen, die nicht allein durch den Geschmack und den Geruch, sondern auch durch das Gesicht genießen wollen, die Federn am Kopf und am Schwanz ließ; doch ehe er sich ganz und gar in dieses wichtige Geschäft vertieft hatte, erblickte er Messire Espaing von Lyon, sobald er auf dem Platze erschien, steckte seinen Fasan unter seinen linken Arm, während er mit der

rechten Hand seine Mütze abnahm, und ging ihm einige Schritte entgegen.

„Ah! Ihr seid es, Messire Espaing," sagte er, die lebhafteste Freude kundgebend; „seid willkommen, Ihr und Euer ehrenwerther Gefährte; ich habe Euch lange nicht gesehen, und vermuthete, Ihr müßtet bald durch unsere Stadt kommen. He! Brind' avoine, nimm diesen Herren die Pferde ab. Ho! Marion, bereite die besten Zimmer; meine Herren, steigt ab, wenn es Euch beliebt, und beehrt mit Eurer Gegenwart mein armes Gasthaus."

„Nun," sprach der Ritter zu seinem Gefährten, „ich sagte Euch, Meister Barnabé sei ein kostbarer Mann, bei dem man zu jeder Minute Alles finde, was man braucht."

„Ja," versetzte der Mann der Kirche, „und ich habe bis jetzt nur Eines zu erwiedern, daß ich nämlich wohl vom Stall und von den Zimmern, aber nicht vom Abendbrod reden hörte."

„Oh! was das Abendbrod betrifft, so mag sich Eure Herrlichkeit beruhigen," sprach der Wirth. „Messire Espaing wird Euch sagen, daß man mir nur zum Vorwurf macht, ich gebe meinen Reisenden zu reichliche Mahle."

„Vorwärts, Meister Gascogner," rief Messire Espaing, der wie sein Gefährte abgestiegen war und den Zügel seines Pferdes den Knechten zugeworfen hatte, „zeigt uns den Weg, und gebt uns nur die Hälfte von dem, was Ihr versprecht, und wir werden zufrieden sein."

„Die Hälfte!" rief Meister Barnabé, „die Hälfte! mein Ruf wäre verloren, wenn ich so handelte. Das Doppelte, Messire! das Doppelte!"

Der Ritter warf einen Blick der Zufriedenheit auf den Geistlichen, und Beide traten, dem Wirthe folgend, hinter diesem in die Küche.

In dieser Küche gab in der That Alles einen Vor-

geſchmack von der Glückſeligkeit, welche für die wahren Gourmands aus einem wohlgeordneten und wohlſervirten Mahle entſpringt. Der Spieß drehte ſich, die Caſſeroles ſangen, die Röſte arbeiteten, und mitten unter allem dieſem Geräuſch ſchlug die Glocke wie ein harmoniſcher Aufruf zur Tafel ſechs Uhr.

Der Ritter rieb ſich die Hände und der Chronikſchreiber fuhr mit dem Ende ſeiner Zunge über ſeine Lippen. Die Chronikſchreiber ſind im Allgemeinen ſehr leckerhaft, und das iſt noch viel ſchlimmer, wenn ſie zugleich Chronikſchreiber und Geiſtliche ſind.

In dieſem Augenblick und wie von einem und ebendemſelben Punkte ausgehend, nämlich vom Spieße, durchliefen die Blicke der zwei Reiſenden in entgegengeſetzter Richtung eine Kreislinie, um ſich zu verſichern, die verheißenen Genüſſe wären wirkliche Genüſſe und nicht phantaſtiſche Mahle, wie ſie von boshaften Zauberern den alten fahrenden Rittern verſprochen wurden. Eine Art von Hausknecht trat ebenfalls in die Küche und ſagte dem Wirth ein Wort ins Ohr.

„Ah, Teufel!“ machte dieſer, indem er ſich hinter dem Ohre kratzte, „und Du ſagſt, es gebe keinen Platz für die Pferde dieſer Herren?“

„Nicht den kleinſten, Herr; der Ritter, der ſo eben eingetroffen, hat die letzten zwei Plätze nicht im Stall, der ſchon voll war, ſondern im Schoppen in Beſchlag genommen.“

„Oh! oh!“ verſetzte Meſſire Eſpaing, „wir vermöchten uns kaum von unſeren Pferde zu trennen; doch wenn Ihr durchaus keinen Platz hier habt, ſo würden wir, um die guten Zimmer, von denen Ihr geſprochen, nicht zu verlieren, einwilligen, wenn ſie mit unſeren Knechten in einem Hauſe in der Stadt untergebracht würden.“

„In dieſem Fall, edler Herr, kann ich Euch dienen, und Eure Pferde werden dabei gewinnen, denn ſie ſollen in Ställen untergebracht werden, wie der Graf von Foix keine ähnliche hat.“

„Gut also, was diese herrlichen Ställe betrifft, doch morgen früh um sechs Uhr müssen sie gesattelt und gezäumt vor Eurer Thüre sein, denn Messire Jehan und ich begeben uns nach der Stadt Pau, wo wir von Monseigneur Gaston Phöbus erwartet werden."

„Seid unbesorgt und zählt auf mein Wort," erwiederte Meister Barnabé.

In diesem Augenblick kam das Stubenmädchen ebenfalls und sprach leise mit dem Wirth, dessen Gesicht plötzlich einen Ausdruck des Verdrusses annahm.

„Nun! was gibt es noch?" fragte Messire Espaing.

„Das ist nicht möglich," entgegnete der Wirth.

Und er reichte dem Stubenmädchen abermals das Ohr, um sich wiederholen zu lassen.

„Was sagt sie?" fragte der Ritter.

„Sie sagt etwas Unglaubliches."

„So laßt hören."

„Es gebe keine Zimmer mehr."

„Gut, gut," sprach Messire Jehan, „so sind wir verurtheilt, bei unsern Pferden zu schlafen."

„Oh! meine Herren," rief Barnabé, „ich bitte tausendmal um Entschuldigung! doch der Ritter, der ein wenig vor Euch angekommen ist, hat für sich und seinen Schildknappen die zwei einzigen Zimmer genommen, welche noch übrig waren."

„Bah!" sprach Messire Jehan, der an solche widrige Zufälle gewöhnt zu sein schien, „eine schlechte Nacht ist bald hingebracht, und wenn wir nur ein gutes Abendbrod haben."

„Ah!" sagte der Wirth, „hier kommt gerade der Koch, den ich habe rufen lassen."

Der Koch zog den Wirth bei Seite und fing mit ihm ein Gespräch mit leiser Stimme an.

„Oh!" rief der Wirth, der zu erbleichen suchte, „unmöglich!"

Der Koch machte mit dem Kopf und mit seinen beiden Händen eine Geberde, welche sagen wollte: „Es ist so."

Der geiſtliche Herr, der das Vocabularium der Zeichen, wenn ſich dies auf die Küche bezog, ſehr gut zu verſtehen ſchien, erbleichte wirklich.

„Oh!“ ſagte er, „was iſt denn das?“

„Meine Herren,“ ſprach der Wirth, „Mariton täuſcht ſich.“

„Und worin täuſcht er ſich?“

„Darin, daß er mir ſo eben meldet, es ſei nichts vorhanden, um Euch Abendbrod zu geben, inſofern der Ritter, der vor Euch angekommen, den Reſt der Mundvorräthe für ſich in Beſchlag genommen habe.“

„Ah! Meiſter Barnabé,“ ſprach Meſſire Eſpaing von Lyon, die Stirne faltend, „ſcherzen wir nicht, wenn's beliebt.“

„Ach! Meſſire,“ erwiederte der Wirth, „ich bitte Euch, zu glauben, daß ich nicht im Geringſten ſcherze, und daß ich ſogar im höchſten Maße über dieſen Vorfall betrübt bin.“

„Ich will zugeben, was Ihr uns in Betreff der Zimmer und Ställe geſagt habt,“ entgegnete der Ritter, „doch beim Abendbrod iſt es etwas Anderes, und ich erkläre Euch, daß ich mich nicht für geſchlagen halte. Hier iſt eine ganze Reihe von Caſſerolen.“

„Meſſire, ſie iſt für den Caſtellan von Marcheras beſtimmt, der mit der Caſtellanin hier iſt.“

„Und dieſe Poularde, die ſich am Spieße dreht?“

„Sie iſt von einem dicken Canonicus beſtellt, der zu ſeinem Capitel zurückkehrt und nur einmal in der Woche Fleiſch ißt.“

„Und dieſer Roſt, der ganz mit Rippchen beladen iſt, welche ſo gut riechen?“

„Das iſt nebſt dem Faſan, den ich rupfe, das Abendbrod des Ritters, der einen Augenblick vor Euch ankam.“

„Oh!“ rief Meſſire Eſpaing, „er hat alſo Alles genommen, dieſer Teufel von einem Ritter? Meiſter Barnabé macht uns das Vergnügen und ſagt ihm, ein

nüchterner Ritter ſchlage ihm vor, eine Lanze mit ihm zu brechen, nicht für die Augen ſeiner Schönen, ſondern für den guten Geruch ſeines Abendbrods, und Ihr fügt bei, Meſſire Jehan Froiſſard, der Chronikſchreiber, werde Kampfrichter ſein und unſere Thaten eintragen."

„Es bedarf deſſen nicht," ſprach eine Stimme hinter Meiſter Barnabé, „ich komme im Auftrage meines Herrn, um Euch, Meſſire Eſpaing von Lyon, und Euch, Meſſire Jehan Froiſſard, zum Abendbrod zu ihm einzuladen."

Meſſire Eſpaing wandte ſich um, als er dieſe Stimme hörte, und erkannte den Knappen des fremden Ritters.

„Oh! oh!" machte er, „das iſt eine Einladung, die mir ſehr höflich dünkt; was ſagt Ihr dazu, Meſſire Jehan?"

„Ich ſage nicht nur, daß ſie äußerſt höflich iſt, ſondern auch, daß ſie ſehr gelegen kommt."

„Und wie heißt Euer Herr, mein Freund, daß wir wiſſen, wem wir für eine ſolche Artigkeit zu Dank verpflichtet ſind?"

„Er wird es Euch ſelbſt ſagen, wenn Ihr mir zu folgen die Güte haben wollt," antwortete der Knappe.

Die Reiſenden ſchauten ſich einander an, und halb aus Hunger, halb aus Neugierde hatten ſie denſelben Wunſch.

„Vorwärts," ſagten ſie zu gleicher Zeit, „zeigt uns den Weg, wir werden Euch folgen."

Beide ſtiegen die Treppe hinter dem Knappen hinauf, der ihnen ein Zimmer öffnete, in deſſen Hintergrund der unbekannte Ritter, ſeiner Rüſtung entkleidet und angethan mit einem Rock von ſchwarzem Sammet mit weiten, langen Aermeln, die Hände auf dem Rücken, ſtand.

Als er ſie erblickte, ging er ihnen einige Schritte entgegen, grüßte ſie höflich und ſprach, indem er ihnen die linke Hand reichte:

„Seid willkommen, meine edle Herren, und em-

pfangt meinen Dank, daß Ihr die Güte habt, meine Einladung annehmen zu wollen."

Der Ritter hatte ein so redliches und offenes Aussehen, die Hand, die er ihnen reichte, kam ihnen so treuherzig geboten vor, daß Beide sie berührten, obgleich es ein beinahe unerläßlicher Gebrauch unter Rittersleuten war, sich die rechte Hand zu reichen, und beinahe eine Beleidigung, anders zu handeln.

Während jedoch die beiden Reisenden dem unbekannten Ritter diese seltsame Höflichkeit erwiederten, waren sie nicht genug Herren ihres Erstaunes, daß es sich nicht auf ihrem Antlitz ausgeprägt hätte; der Ritter aber schien nicht hierauf zu merken.

„Wir, Messire, sind Euch Dank schuldig," sagte Froissard; „denn wir waren in einer großen Verlegenheit, der uns Eure freundliche Einladung entzogen hat: empfangt also den Ausdruck unserer ganzen Erkenntlichkeit."

„Mehr noch," sagte der Ritter, „da ich zwei Zimmer habe und Ihr keines habt, so werde ich Euch das geben, welches für meinen Knappen bestimmt war."

„In der That," sprach Espaing von Lyon, „das ist zu viel Gefälligkeit; doch wo wird Euer Knappe schlafen?"

„In meinem Zimmer, bei Gott!"

„Nein," erwiederte Froissard, „das hieße Eure Güte mißbrauchen."

„Bah!" versetzte der unbekannte Ritter, „wir sind hieran gewöhnt: es ist mehr als fünfundzwanzig Jahre, daß wir unter demselben Zelte geschlafen haben, und seit fünfundzwanzig Jahren ist uns das so oft vorgekommen, daß wir nicht mehr zählten, wie oft. Doch setzt Euch, meine edlen Herren."

Der Ritter deutete auf Stühle, welche um einen Tisch standen, auf dem Gläser und eine Humpe aufgepflanzt waren, und gab ihnen das Beispiel, indem er sich selbst setzte.

Die zwei Reisenden nahmen ebenfalls Platz.

„Das ist also abgemacht," sprach der unbekannte Ritter, und füllte drei Gläser mit Würzwein, wobei er sich, wie er es bis dahin gethan, seiner linken Hand bediente.

„Meiner Treue, ja," sagte Espaing von Lyon, „wir würden Euch zu beleidigen glauben, Ritter, wenn wir ein so herzliches Anerbieten ausschlügen; seid Ihr nicht meiner Ansicht, Messire Jehan?"

„Um so mehr," erwiederte der Säckelmeister von Chimay, „als wir Euch nicht lange zur Last fallen werden."

„Wie so?" fragte der unbekannte Ritter.

„Wir reisen morgen nach Pau ab."

„Schön," sprach der Ritter, „man weiß, wann man ankommt, man weiß aber nicht, wann man abreist."

„Wir werden am Hofe des Grafen Gaston Phöbus erwartet."

„Und nichts würde Euch so anziehend erscheinen, um Euch acht Tage unter Weges verlieren zu lassen?" fragte der Ritter.

„Nichts, als eine sehr seltsame und sehr interessante Geschichte," antwortete Espaing von Lyon.

„Auch weiß ich nicht," äußerte der Chronikschreiber, „ob ich auf diese Art mein Wort gegen den erlauchten Herrn Grafen von Foix brechen könnte."

„Messire Jehan Froissard," erwiederte der unbekannte Ritter, „Ihr sagtet vorhin beim Pas-de-Larre, Ihr würdet gern Eure Abtei Chimay demjenigen geben, der Euch die Abenteuer des Bastards von Mauleon erzählte."

„Allerdings habe ich es gesagt, doch woher wißt Ihr es?"

„Ihr vergeßt, daß ich ein Ave auf dem Grabe des Mongat sprach, und daß ich an dem Orte, wo ich war, Alles, was Ihr sagtet, hören konnte."

„So ist es, wenn man in freier Luft spricht, Messire

Jehan Froiſſard," ſagte lachend Eſpaing von Lyon, „das ſind Worte, die Euch Eure Abtei koſten werden."

„Bei der heiligen Meſſe! Herr Ritter," ſprach Froiſſard, „ich glaube, ich habe meinen Mann gefunden, und Ihr kennt die Geſchichte."

„Ihr täuſcht Euch nicht," erwiederte der Ritter, „Niemand weiß ſie und kann ſie beſſer wiederholen als ich, ſeit dem Augenblick, wo er den Mongat von Lourdes getödtet, bis zu dem, wo ihm die Fauſt abgeſchlagen worden iſt."

„Und was wird es mich koſten?" fragte Froiſſard, der, ſo neugierig er war, die Geſchichte zu hören, doch zu bedauern anfing, daß er ſeine Abtei als Preis geboten.

„Es wird Euch acht Tage koſten, Meſſire," erwiederte der unbekannte Ritter, „und ſelbſt während dieſer acht Tage werdet Ihr kaum Zeit haben, Alles, was ich Euch ſage, auf Pergament niederzuſchreiben."

„Ich glaubte, der Baſtard von Mauleon habe geſchworen, dieſe Geſchichte nie bekannt werden zu laſſen," entgegnete Froiſſard.

„Bis er einen Chronikſchreiber, würdig, ſie aufzuzeichnen, gefunden hätte; und nun, Meſſire Jehan, iſt kein Grund mehr vorhanden, ſie zu verbergen."

„Warum ſchreibt Ihr ſie dann nicht ſelbſt?" fragte Froiſſard.

„Weil ein Hinderniß obwaltet," entgegnete lächelnd der Ritter.

„Und welches?" fragte Meſſire Eſpaing von Lyon.

„Dieſes," ſprach der Ritter, indem er mit der linken Hand die Hand ſeines rechten Aermels aufhob und auf den Tiſch einen verſtümmelten Arm legte, der in einer eiſernen Zange endigte.

„Jeſus!" rief Froiſſard vor Freude zitternd, „ſolltet Ihr es ſein?"

„Der Baſtard von Mauleon in Perſon, den Einige auch Agenor mit der eiſernen Hand nennen."

„Und Ihr werdet mir Eure Geschichte erzählen?“ fragte Froissard mit der Angst der Hoffnung.

„Sobald wir zu Nacht gespeist haben,“ antwortete der Ritter.

„Gut,“ sprach Froissard sich die Hände reibend, „Ihr sagtet die Wahrheit, Messire Espaing von Lyon, Monseigneur Gaston Phöbus wird warten.“

Und an demselben Abend, nachdem sie gespeist, hielt der Bastard von Mauleon sein Versprechen und fing an, Messire Jehan Froissard nachfolgende Geschichte zu erzählen, die wir aus einer Handschrift genommen haben, ohne uns eine andere Mühe zu geben, als in die dritte Person eine Erzählung zu setzen, welche in der ersten geschrieben war.

Zweites Kapitel.

Wie der Bastard von Mauleon auf dem Wege von Pinchel nach Coimbra einen Mauren traf, den er nach dem Wege fragte und der vorüberzog, ohne ihm zu antworten.

An einem schönen Morgen des Monats Juni 1361 hätte derjenige, welcher bei einer Hitze von vierzig Graden sich ins Freie zu wagen nicht bange gehabt haben würde, auf der Straße von Pinchel nach Coimbra in Portugal eine Gestalt, für deren Schilderung die Leute unserer Tage uns Dank wissen werden, einherziehen sehen können.

Es war nicht ein Mann, sondern eine völlige

Rüſtung, beſtehend aus einem Helm, einem Panzer, Armſchienen und Beinſchienen, mit der Lanze im Arm, der Tartſche am Hals, Alles überragt von einem rothen Federbuſch, über den die Lanzenſpitze noch emporſtand.

Dieſe Rüſtung ſaß im Gleichgewicht auf einem Pferde, von dem man nur die ſchwarzen Beine und das entflammte Auge erblickte, denn es verſchwand wie ſein Herr unter ſeiner Kriegswappnung, welche mit einer weißen, mit rothem Tuche eingefaßten Schabracke bedeckt war. Von Zeit zu Zeit ſchüttelte das edle Thier den Kopf und wieherte mehr aus Zorn, als aus Schmerz; dies geſchah, wenn eine Bremſe unter die Falten der ſchweren Decke geſchlüpft war und es ſeinen gierigen Stich fühlen ließ.

Was den Reiter betrifft, der ſteif und feſt in den Bügeln hielt, als ob er an den Sattel genietet wäre, ſo ſchien er ſeinen Stolz darein zu ſetzen, daß er der glühenden Hitze Trotz bot, die vom kupfernen Himmel herabfiel, die Luft entzündete und das Gras vertrocknete. Viele, welche Niemand deshalb der Weichlichkeit beſchuldigt hätte, würden ſich erlaubt haben, das vergitterte Viſir zu öffnen, welches das Innere des Helmes in eine Badewanne verwandelte; doch aus der unempfindlichen Haltung und aus der edlen Unbeweglichkeit des Ritters erſah man, daß er ſelbſt in der Wüſte die Stärke ſeines Temperaments und ſeine Abhärtung gegen die Strapazen des Kriegerſtandes zur Schau trug.

Wir haben geſagt die Wüſte, und in der That, die Gegend, durch die der Ritter zog, verdiente wohl dieſen Namen. Es war eine Art von Thal, gerade tief genug, um auf dem Weg, dem der Ritter folgte, die glühendſten Sonnenſtrahlen zuſammenzudrängen. Schon ſeit mehr als zwei Stunden war die Hitze, die man hier empfand, ſo groß, daß das Thal ſeine beharrlichſten Bewohner verloren hatte; die Hirten und die Herden, welche am Morgen und am Abend an ſeinem doppelten Abhange erſchienen, um ein paar Halme gelben, dürren

Grases zu suchen, hatten sich hinter die Hecken und Gebüsche geflüchtet, und schliefen im Schatten. So weit das Auge reichen konnte, hätte man auch vergebens einen Reisenden gesucht, der kühn und unempfindlich genug gegen die Flamme gewesen wäre, um diesen Boden zu betreten, welcher aus der Asche von der Sonne vertrockneter Felsen zu bestehen schien. Das einzige lebende Thier, das bewies, daß ein Geschöpf in einem solchen Ofen leben konnte, war die Grille, oder vielmehr die Tausende von Grillen, welche, zwischen den Kieselsteinen sitzend, an den Grashalmen angeklammert, oder auf einem von Staub weißen Olivenzweige sich ausbreitend, die scharfe, eintönige Fanfare von sich gaben, die ihr Triumphgesang war, durch welchen sie die Eroberung der Wüste verkündigten, wo sie als alleinige Souverains herrschten.

Mit Unrecht haben wir behauptet, vergebens hätte das Auge am Horizont einen andern Reisenden gesucht, als denjenigen, welchen wir zu schildern unternahmen, denn hundert Schritte hinter ihm kam eine andere Gestalt, nicht minder seltsam, als die erste, obgleich von einem ganz verschiedenartigen Typus: es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, dürr, gebückt, bronzirt, mehr hockend, als reitend auf einem Pferde so mager als er, und auf dem Sattel schlummernd, woran er sich angeklammert hielt, ohne irgend eine von den Sorgen, welche seinen Gefährten wach hielten, sogar ohne die Sorge, seinen Weg zu erkennen, die er offenbar demjenigen überließ, welcher weiser oder mehr dabei interessirt war, sich nicht zu verirren.

Ohne Zweifel am Ende überdüssig, seine Lanze so hoch zu tragen und sich so steif im Sattel zu halten, hielt der Ritter an, um sein Visir aufzuschlagen und dem Dampfe Durchgang zu lassen, der aus seiner eisernen Umhüllung in seinen Kopf aufzusteigen anfing; doch, ehe er diese Bewegung ausführte, schaute er umher wie ein Mensch, der entfernt nicht der Ansicht ist, der Muth

ſei minder ſchätzbar, wenn er von einer geziemenden Doſe von Klugheit begleitet werde.

Bei dieſer Rundbewegung ſah er ſeinen ſorgloſen Gefährten, und indem er ihn aufmerkſam anſchaute, bemerkte er, daß er ſchlief.

„Muſaron!“ rief der geharniſchte Ritter, nachdem er zuvor ſein Helmviſir aufgeſchlagen hatte, „Muſaron, wache auf, Taugenichts, oder bei dem koſtbaren Blute von San Jago! wie die Spanier ſagen, Du kommſt nicht nach Coimbra mit meinem Felleiſen, ſei es nun, daß Du es unter Weges verlierſt, oder daß es Dir die Diebe ſtehlen. Muſaron! wirſt Du denn immer ſchlafen, Burſche?“

Doch der Knappe, denn dies war der Grad, den bei dem Ritter derjenige einnahm, welchen er angeredet hatte, der Knappe, ſagen wir, ſchlief zu tief, als daß ihn der einfache Lärmen der Stimme erweckt hätte; der Ritter bemerkte alſo, daß er ein anderes, kräftigeres Mittel anwenden mußte, um ſo mehr, als das Pferd des Schläfers, da es ſah, daß ſein Vordermann anhielt, es für geeignet erachtete, ebenfalls anzuhalten, ſo daß Muſaron, von der Bewegung zur Unbeweglichkeit übergehend, eine nur um ſo beſſere Chance hatte, ſich eines tiefen Schlafes zu erfreuen; er nahm deshalb ein elfenbeinernes, mit Silber eingelegtes Horn, das an einem Haken an ſeinem Gürtel hing, hielt es an ſeinen Mund und ließ mit kräftigem Athem ein paar Noten ertönen, welche ſein Pferd ſich bäumen und das ſeines Gefährten wiehern machte.

Diesmal erwachte Muſaron plötzlich.

„Hollah!“ rief er, indem er eine Art von Meſſer zog, das an ſeinem Gürtel hing, „hollah! was wollt Ihr, Ihr Schurken? Hollah! was verlangt Ihr, Zigeuner, Enkel des Teufels? Entfernt Euch, oder ich ſchlitze Euch bis zum Gürtel den Bauch auf!“

Und der brave Knappe focht rechts und links mit ſeinem Meſſer, bis er am Ende, wahrnehmend, daß er

nur die Luft ſchlitzte, anhielt, die Augen weit aufriß, ſeinen Herrn mit erſtaunter Miene anſchaute und fragte:

„Ei! was gibt es denn, Meſſire Agenor? Wo ſind denn die Leute, die uns angreifen? Sind ſie wie Dunſt verſchwunden? oder habe ich ſie vernichtet, ehe ich gänzlich erwachte?“

„Was es gibt, Taugenichts?“ ſagte der Ritter, „Du träumſt, und während Du träumſt, ſchleppſt Du meinen Schild am Ende ſeines Riemens, was entehrend für die Waffen eines wackeren Rittersmannes iſt. Auf! auf! erwache vollends, oder ich zerſchmettere Dir meine Lanze auf der Schulter.“

Muſaron ſchüttelte den Kopf mit einer ziemlich frechen Miene.

„Bei meiner Treue, Sire Agenor,“ ſagte er, „Ihr werdet wohl daran thun, und damit wird wenigſtens eine Lanze auf unſerem Wege gebrochen ſein. Statt mich Eurem Vorhaben zu widerſetzen, fordere ich Euch auf, es in Ausführung zu bringen.“

„Was ſoll das bedeuten, Schurke?“ rief der Ritter.

„Das ſoll bedeuten,“ erwiederte der Knappe, der mit ſeiner ſpöttiſchen Sorgloſigkeit immer näher heranritt, „das ſoll bedeuten, daß wir ſeit ſechzehn vollen Tagen, die wir in Spanien, in dieſem Lande voll Abenteuer reiſen, wie Ihr bei unſerem Aufbruche ſagtet, nicht einen einzigen Feind außer den Fliegen und der Sonne, und als ganze Ausbeute nur Waſſerblaſen und Staub gefunden haben. Gottes Tod! Herr Agenor, ich habe Hunger; Gottes Tod! Herr Agenor, ich habe Durſt; Gottes Tod! Herr Agenor, meine Börſe iſt leer, das heißt, ich bin den drei größten Calamitäten dieſer Welt preisgegeben, und ich ſehe die großen Plünderungen ungläubiger Mauren nicht kommen, welche, wie Ihr mir ſchmeicheltet, unſern Leib bereichern und unſere Seele retten ſollten, und worüber ich ſüße Träume dort in unſerem ſchönen Lande Bigorre hatte, ehe ich Euer Knappe war, und beſonders ſeitdem ich es bin.“

„Wirst Du es zufällig wagen, Dich zu beklagen, während ich mich nicht beklage?“

„Ich hätte wohl Veranlassung dazu, und es fehlt mir in der That nur die Keckheit. Wir haben beinahe unsere letzten Franken für die Waffenschmiede von Pinchel ausgegeben, welche Eure Axt schärften, Euer Schwert schliffen und Eure Rüstung putzten, und es fehlt uns in der That nichts mehr, als daß wir mit Räubern zusammentreffen.“

„Hasenherz!“

„Wartet einen Augenblick, daß wir uns verständigen, Sire Agenor; ich sage nicht, daß ich ein solches Zusammentreffen fürchte.“

„Was sagst Du denn?“

„Ich sage, daß ich es wünsche.“

„Warum?“

„Weil wir die Räuber berauben würden,“ erwiederte Musaron mit dem spöttischen Lächeln, das den Hauptcharakter seiner Physiognomie bildete.

Der Ritter hob die Lanze, in der sehr sichtbaren Absicht auf, sie auf die Schulter seines Knappen fallen zu lassen, der nahe genug gekommen war, daß er auf eine ersprießliche Art eine solche Zurechtweisung versuchen konnte; doch mit einer einfachen kleinen Bewegung voll Gewandtheit, an die er gewöhnt zu sein schien, wich der Knappe dem Streich aus, während er mit seiner Hand die Lanze hielt.

„Nehmt Euch in Acht, Sire Agenor,“ sagte er, „scherzen wir nicht so; ich habe harte Knochen und wenig Fleisch darauf. Ein Unglück ist bald geschehen, mit einem falschen Schlag würdet Ihr Eure Lanze zerbrechen, und wir wären genöthigt, ihr selbst einen andern Schaft zu machen, oder uns mit einer unvollständigen Rüstung vor Don Federigo zu zeigen, was demüthigend für die Ehre der bearn'schen Ritterschaft wäre.“

„Schweige, verfluchter Schwätzer; Du würdest besser daran thut, wenn Du durchaus sprechen mußt, jenen

Hügel zu erklettern und mir zu sagen, was Du von oben siehst."

„Ah!" rief Musaron, „wenn es der wäre, wohin Satan unsern Herrn führte, und wenn ich Einen fände, und wäre es auch der Teufel, der mir dafür, daß ich ihm die Klaue küßte, alle Königreiche der Erde böte..."

„Du würdest es annehmen, Abtrünniger?"

„Mit Dank, Ritter."

„Musaron," sprach der Ritter mit ernstem Tone, „scherze mit Allem, was Du willst, nur nicht mit heiligen Dingen."

Musaron verbeugte sich und fragte:

„Der gnädige Herr wünscht also immer noch zu erfahren, was man von diesem Hügel herab wahrnehme?"

„Mehr als je, gehe also."

Musaron machte eine leichte Wendung ... gerade so viel als er brauchte, um sich außerhalb des Bereiches der Lanze seines Herrn zu halten, und ritt dann den Hügel hinan.

„Ah!" rief er, als er den Gipfel erreicht hatte, „ah! Jesus und Gott! was sehe ich!"

Und er bekreuzte sich.

„Nun, was siehst Du?" fragte der Ritter.

„Das Paradies, oder wenigstens beinahe das Paradies," antwortete Musaron, in die tiefste Bewunderung versunken.

„Beschreibe mir Dein Paradies," erwiederte der Ritter, der stets von einem Scherze seines Knappen bethört zu werden befürchtete.

„Ah! edler Herr, was wollt Ihr?" rief Musaron, „Orangenwälder mit goldenen Früchten, ein großer Fluß mit silbernen Wellen, und jenseits das Meer, glänzend wie ein stählerner Spiegel."

„Wenn Du das Meer siehest," sagte der Ritter, der sich noch nicht beeilte, seinen Antheil an dem Gemälde zu nehmen, aus Furcht, wenn er selbst den Gipfel

erreicht hätte, würde sich dieser herrliche Horizont in Dunst auflösen, wie jene Luftspiegelungen, von denen er die Pilger des Orients hatte sprechen hören; „wenn Du das Meer siehst, Musaron, so mußt Du noch besser Coimbra sehen, das nothwendig zwischen uns und dem Meere liegt, und wenn Du Coimbra siehst, so sind wir am Ziele unserer Reise, da es Coimbra ist, wohin mich mein Freund, der Großmeister Federigo, beschieden hat."

„Oh! ja," rief Musaron, „ich sehe eine schöne und große Stadt, ich sehe einen hohen Thurm."

„Gut, gut," sprach der Ritter, der nun an das, was ihm sein Knappe sagte, zu glauben anfing und diesmal den ein wenig zu lange ausgedehnten Scherz, wenn es etwa ein Scherz wäre, ernstlich zu bestrafen sich gelobte. „Gut, es ist die Stadt Coimbra, es ist der Thurm der Kathedrale."

„Was sage ich: eine Stadt! was sage ich: ein Thurm! ich sehe zwei Städte, ich sehe zwei Thürme."

„Zwei Städte! zwei Thürme!" rief der Ritter, als er ebenfalls auf den Gipfel des Hügels kam, „Du wirst sehen, vorhin hatten wir nicht genug und nun werden wir zu viel haben."

„Zu viel," sagte Musaron, „das ist die Wahrheit; seht, Sire Agenor, die eine rechts, die andere links, seht Ihr den Weg, der sich jenseits dieses Citronenwaldes gabelförmig trennt? Welche von den zwei Städten ist Coimbra? welchem von den zwei Wegen müssen wir folgen?"

„In der That," murmelte der Ritter, „das ist eine neue Verlegenheit, an die ich nicht dachte."

„Eine um so größere Verlegenheit," sagte Musaron, „als wir, wenn wir uns täuschen und unglücklicher Weise den Weg nach dem falschen Coimbra einschlagen, im Grunde unserer Börse nichts finden, um damit unser Nachtlager zu bezahlen."

Der Ritter schaute zum zweiten Male rings um-

her, doch diesmal in der Hoffnung, einen Vorübergehenden zu gewahren, bei dem er sich erkundigen könnte.

„Verfluchtes Land," sagte er, „oder vielmehr verfluchte Wüste! denn wenn man Land sagt, so setzt man einen von anderen Geschöpfen, als von Eidechsen und Grillen, bewohnten Ort voraus. Oh! wo ist Frankreich?" fuhr der Ritter mit einem von jenen Seufzern fort, die zuweilen den am wenigsten schwermüthigen Herzen bei dem Gedanken an das Vaterland entschlüpfen; „Frankreich, wo Jeder stets eine ermuthigende Stimme findet, um ihm den Weg zu zeigen."

„Und einen Schafkäse, um ihm den Gaumen zu erquicken; so ist es, wenn man sein Vaterland verläßt. Ah! Sire Angenor, Ihr hattet Recht, wenn Ihr sagtet: Frankreich! Frankreich!"

„Schweige, Thier!" rief der Ritter, der gern ganz leise denken wollte, was Musaron ganz laut sagte, der aber nicht wollte, daß Musaron laut sagte, was er leise dachte. „Schweige."

Musaron hütete sich wohl, dies zu thun, und der Leser muß den würdigen Knappen schon hinreichend kennen, daß es in diesem Punkt nicht seine Gewohnheit war, blindlings seinem Herrn zu gehorchen; er fuhr also fort und sprach, als ob er seine eigenen Gedanken beantwortete:

„Wie sollte man uns auch beistehen, oder uns nur grüßen? Wir sind allein in diesem verdammten Portugal. Oh! die großen Compagnien, das ist schön, das ist angenehm, das ist herrlich, und besonders bequem zum Leben; oh! Sire Agenor, warum gehören wir nicht ganz einfach in diesem Augenblick zu einer großen berittenen Compagnie auf der Straße des Languedoc oder der Guienne!"

„Du urtheilst wie ein Jacques, weißt Du das, Meister Musaron?" sagte der Ritter.

„Ich bin auch einer, Messire, oder ich war wenig-

ſtens einer, ehe ich in den Dienſt Eurer Herrlichkeit trat.“

„Rühme Dich deſſen, Elender!“

„Sprecht nicht ſchlimm von ihnen, Sire Agenor, denn die Jacques haben wenigſtens Mittel gefunden, zu ſpeiſen, während ſie Krieg führen; wir führen allerdings nicht Krieg, wir ſpeiſen aber auch nicht.“

„Dies Alles ſagt uns nicht, welche von den zwei Städten Coimbra iſt,“ murmelte der Ritter.

„Nein,“ erwiederte Muſaron, „doch dort kommt etwas, was es uns ſagen wird.“

Und er deutete mit dem Finger auf eine Staubwolke, die durch eine kleine Karavane in die Höhe getrieben wurde, welche eine halbe Stunde hinter ihnen kam, denſelben Weg verfolgte, wie ſie, und in deren Mitte die Sonne von Zeit zu Zeit etwas wie Goldflittern glänzen ließ.

„Ah!“ ſprach der Ritter, „da kommt endlich, was wir ſuchen.“

„Oder was uns ſucht,“ ſagte Muſaron.

„Nun wohl! ſo eben verlangteſt Du Räuber.“

„Doch ich verlangte nicht zu viel,“ entgegnete Muſaron. „Der Himmel iſt in der That im Zug, uns mit Gnaden zu überhäufen; ich verlangte drei bis vier Räuber, und er ſchickt uns eine Truppe; wir verlangten eine Stadt, und er ſchickt uns zwei. Herr Ritter,“ fuhr Muſaron fort, indem er ſich ſeinem Herrn näherte, „berathſchlagen wir und ſprechen wir unſere Anſichten aus, zwei Anſichten ſind mehr werth als eine, Ihr wißt es wohl, ſagt zuerſt die Eure.“

„Meine Anſicht iſt, daß wir nach dem Citronenwalde reiten, durch den die Straße zieht, und der uns zugleich Schatten und Sicherheit gibt; dort warten wir ſodann, zum Angriff oder zur Vertheidigung bereit.“

„Oh! das iſt eine Anſicht voll Vernunft,“ rief der Knappe mit ſeinem halb ſpöttiſchen, halb überzeugtem Tone, „es iſt eine Anſicht, der ich ohne Widerſpruch

beitrete; Schatten und Sicherheit, das ist Alles, was ich in diesem Augenblick wünschte. Schatten ist die Hälfte des Wassers; Sicherheit ist drei Viertheile des Muthes. Reiten wir also nach dem Citronenwalde, und zwar so schnell als möglich."

Doch die zwei Reisenden hatten ohne ihre Pferde gerechnet. Die armen Thiere waren so müde, daß sie, obgleich vielfach gespornt, nur im Schritt gehen konnten. Zum Glück hatte die Langsamkeit keine anderen unangenehmen Folgen, als daß sie die Reisenden länger der Sonne ausgesetzt ließ. Die kleine Truppe, gegen welche sie diese Vorsichtsmaßregeln nahmen, war noch zu weit entfernt und hatte sie folglich nicht sehen können. Einmal in dem Gehölze angelangt, brachten sie die verlorene Zeit wieder ein. In einem Augenblick war Musaron von seinem Pferde herab, das sich in seiner Müdigkeit beinahe so schnell als er niederlegte; der Ritter stieg ebenfalls ab, warf den Zaum seines Pferdes in die Hände seines Knappen und setzte sich an den Fuß eines Palmbaumes, der sich wie der König dieses duftenden Waldes erhob.

Musaron band das Pferd an einen Baum und suchte seine Nahrung im Gehölze umher. Nach einem Augenblick kehrte er mit einem Dutzend süßer Eicheln und ein paar Citronen zurück, deren Erstlinge er dem Ritter anbot, welcher ihm, den Kopf schüttelnd, dankte.

„Ah! ja," sprach Musaron, „ich weiß wohl, daß dies Alles nicht sehr erquickend für Leute ist, welche vierhundert Meilen in sechzehn Tagen gemacht haben; aber was wollt Ihr, gnädigster Herr! man muß sich gedulden. Wir begeben uns zu dem erhabenen Don Federigo, dem Großmeister von San Jago und Bruder, oder ungefähr Bruder des mächtigen Don Pedro, des Königs von Castilien, und wenn er nur die Hälfte von dem hält, was uns sein Brief verspricht, so haben wir für unsere nächste Reise frische Pferde, Maulthiere mit Schellen, welche die Vorübergehenden anziehen, Pa-

gen mit Kleidern, die den Augen schmeicheln, und wir sehen dann die Mädchen aus den Posadas, die Maulthiertreiber und die Bettler herbeilaufen; die Einen geben uns Wein, die Anderen Früchte, und diejenigen, welche am mindesten karg sind, bieten uns ihre Häuser an, nur um die Ehre zu haben, uns zu beherbergen, und dann wird es uns an nichts fehlen, gerade weil wir nichts mehr nöthig haben; mittlerweile aber müssen wir Eicheln knacken und Citronen aussaugen."

„Es ist gut, es ist gut, Sire Musaron," sprach der Ritter lächelnd, „in zwei Tagen werdet Ihr Alles haben, was Ihr sagt, und dieses Mahl ist Euer letztes Fasten."

„Gott höre Euch, gnädiger Herr!" sprach Musaron, indem er seinen Blick voll Zweifel zum Himmel aufschlug, und zugleich von seinem Kopf seine Sturmhaube nahm, worauf eine Feder von einem Pyrenäenadler befestigt war; „ich werde bemüht sein, mich auf die Höhe meines Glückes zu stellen, und dazu brauche ich nur auf unser vergangenes Elend zu steigen."

„Bah!" sagte der Ritter, „das vergangene Elend bildet das zukünftige Glück."

„Amen," sprach Musaron.

Ohne Zweifel wollte Musaron trotz dieses ganz religiösen Schlusses ein Gespräch über einen andern Gegenstand anfangen, als plötzlich das Klingeln von Schellen von einem Dutzend Pferde oder Maulthiere, und ein gewisses Klirren von Eisen in der Ferne zu ertönen anfing.

„Aufgepaßt!" sprach der Ritter, „das ist die fragliche Truppe. Teufel! sie hat sich beeilt, und es scheint, die Pferde derjenigen, welche sie bilden, sind minder müde als die unsrigen."

Musaron steckte in ein Büschel Gras den Rest seiner Eicheln und seine letzte Citrone, und sprang nach dem Steigbügel seines Herrn, der in einem Augenblick im Sattel saß und die Lanze in der Faust hatte.

Da ſahen ſie mitten aus den Bäumen, wo ſie dieſen kurzen Halt gemacht hatten, auf dem Gipfel des Hügels eine Truppe Reiſender erſcheinen, welche gute Maulthiere ritten und reich, die einen nach ſpaniſcher, die andern nach mauriſcher Sitte, gekleidet waren. Nach dieſer erſten Truppe kam ein Mann, der das Haupt derſelben zu ſein ſchien und, in einen langen Caban von feiner weißer Wolle mit ſeidenen Quaſten gehüllt, dem Eindruck der Luft nur zwei hinter dieſem Wall funkelnde Augen preisgab.

Es waren im Ganzen, dieſen Häuptling mit einbegriffen, zwölf ſehr ſtarke und wohl bewaffnete Männer nebſt ſechs Maulthieren, geführt von vier Knechten; dieſe zwölf Männer bildeten, wie geſagt, die Spitze, dann kam, auch wie geſagt, der Anführer, und hinter dieſem, die Nachhut bildend, die ſechs Maulthiere und die vier Knechte, in deren Mitte man eine angemalte und vergoldete Sänfte von Holz erblickte, welche, hermetiſch durch ſeidene Vorhänge verſchloſſen, den Luftſtrom durch Löcher empfing, die in den Verzierungen eines kleinen geſchnitzten, um die Sänfte laufenden Frieſes angebracht waren. Zwei in der von uns gegebenen Erzählung nicht einbegriffene Maulthiere trugen dieſe Sänfte und marſchirten im Schritt.

Es war dies die ganze Truppe, welche, ſich nähernd, ſo großen Lärmen mit Glöckchen und Schellen gemacht hatte.

„Ah!“ ſagte Muſaron etwas erſtaunt, „diesmal ſind es wahre Mauren, und ich glaube, ich habe zu bald geſprochen, Meſſire. Schaut doch, wie ſchwarz ſie ausſehen. Jeſus! man ſollte meinen, es wäre die Leibwache des Teufels. Und wie reich gekleidet ſind dieſe Ungläubigen! Sagt doch, welch ein Unglück, Sire Agenor, daß ihre Zahl ſo groß iſt, oder daß wir nicht größere Geſellſchaft haben. Ich denke, es dürfte dem Himmel ſehr angenehm geweſen ſein, wenn alle dieſe Reichthümer in die Hände von guten Chriſten wie wir

übergegangen wären. Ich sage Reichthümer, und das ist das richtige Wort, denn die Schätze dieses Ungläubigen sind sicherlich in jenem angemalten und vergoldeten Kasten, der ihm folgt und gegen den er jeden Augenblick den Kopf umwendet."

„Stille!" sagte der Ritter; „siehst Du nicht, daß sie sich berathen, daß zwei bewaffnete Pagen voraus geritten sind, und daß sie angreifen zu wollen scheinen? Auf! auf! halte Dich bereit, mir, wenn es nothwendig ist, beizustehen, und reiche mir meinen Schild, damit man, falls sich eine Gelegenheit bietet, erfahre, was ein französischer Rittersmann ist."

„Messire," erwiederte Musaron, der sich weniger als sein Herr für eine feindliche Stellung zu entscheiden schien, „ich glaube, Ihr seid in einem Irrthum begriffen; diese edlen maurischen Herren können nicht daran denken, zwei harmlose Menschen anzugreifen; seht, einer von den zwei Pagen hat seinen Gebieter um Rath gefragt, und die vermummte Gestalt hat keinen Befehl gegeben, sondern ihnen nur durch ein Zeichen bedeutet, sie sollen vorwärts gehen. Ei! seht, Messire, sie ziehen ihres Weges, ohne ihre Pfeile zugerichtet, ohne ihre Armbrüste gespannt zu haben; sie legen nur die Hand an ihr Schwert, und es sind im Gegentheil Freunde, die uns der Himmel schickt."

„Freunde bei den Mauren! und die heilige Religion . . . was machst Du denn, verfluchter Heide?"

Musaron fühlte, daß er sich dieses Anfahren mit Recht zugezogen hatte; er beugte ehrfurchtsvoll das Haupt und sprach:

„Verzeiht, Messire, ich täuschte mich, als ich sagte: Freunde. Ein Christ, ich weiß es wohl, kann nicht der Freund eines Mauren sein; es sind Rathgeber, wollte ich sagen; es ist erlaubt, Rathschläge von Jedermann anzunehmen, wenn die Rathschläge gut sind. Ich will diese ehrlichen Herren fragen, und sie werden uns unsern Weg bezeichnen."

„Es sei, ich will es auch," sprach der Ritter; „ich will es um so mehr, als sie, wie mir scheint, ein wenig zu stolz an mir vorüberziehen, und der Gebieter den höflichen Gruß, den ich ihm mit der Spitze meiner Lanze entbot, nicht erwiedert hat; gehe und frage sie artig, welche von den zwei Städten Coimbra sei; füge bei, Du kommest im Auftrage von Messire Agenor von Mauleon, und im Austausch für meinen Namen frage diesen maurischen Ritter nach dem seinigen: vorwärts."

Musaron, der vor dem Anführer der Truppe mit allen seinen Vorzügen erscheinen wollte, versuchte es, sein Pferd zum Aufstehen zu bringen; doch das Thier hatte so lange keinen Schatten und kein Gras mehr gefunden, und es schien ihm so bequem und besonders so angenehm, liegend zu weiden, daß es der Knappe nicht für einen Augenblick auf seine Beine bringen konnte; er entschloß sich also rasch und lief zu Fuß der Truppe nach, welche, da sie während der Berathung ihren Marsch fortgesetzt hatte, auf dem gekrümmten Abhang, bei der Biegung einiger Olivenbäume zu verschwinden im Begriffe war.

Während Musaron fortlief, um sich seiner Botschaft zu entledigen, verlor Agenor von Mauleon, aufrecht auf seinem Sattel, fest in den Steigbügeln, unbeweglich wie eine Reiterstatue, den Mauren und seine Gefährten nicht aus dem Blick; bald sah er ihn bei dem Rufe seines Knappen anhalten; seine Escorte machte Halt, wie er; alle diejenigen, welche dieselbe bildeten, schienen das Leben ihres Anführers zu leben, als wären sie von seinen Wünschen durch eine innere Stimme unterrichtet worden, und als bedürften sie nicht einmal eines Zeichens, um seinem Willen zu gehorchen.

Es war ein so reines Wetter, es herrschte ein so tiefes Stillschweigen in dieser ganzen Natur, welche unter der Hitze des Himmels entschlummert ruhte, der Seewind war so sanft, daß er ohne Hinderniß zu den

Ohren des Ritters die Worte von Musaron brachte, und Musaron entledigte sich seines Auftrags nicht nur als ein treuer, sondern auch als ein geschickter Botschafter.

„Eure Herrlichkeit sei gegrüßt," sprach er, „gegrüßt zuerst von Seiten meines Gebieters, des ehrenhaften und tapferen Sire Agenor von Mauleon, der dort auf seinen Steigbügeln die Antwort Eurer Herrlichkeit erwartet; gegrüßt sodann von seinem unwürdigen Knappen, der sich aufrichtig zu dem Zufall Glück wünscht, welcher ihm das Wort bis zu Euch zu erheben gestattet."

Der Maure grüßte ernst und vorsichtig nur mit dem Kopfe, und wartete stillschweigend auf das Ende der Rede.

„Möge es," fuhr Musaron fort, „möge es Eurer Herrlichkeit gefallen, uns anzugeben, welcher von den zwei Thürmen, die man dort sieht, der von Coimbra ist? Wolle mir auch Eure Herrlichkeit, wenn sie es weiß, sagen, welcher von allen den schönen Palästen der einen oder der andern Stadt, die von ihrem Grundgebiete das Meer beherrschen, der des erhabenen Großmeisters von San Jago, des Freundes und ungeduldigen Wirthes des tapferen Ritters ist, der Euch durch mich um diese doppelte Auskunft bitten läßt!"

Um seinem Herrn und sich selbst mehr Glanz zu geben, hatte Musaron lauter als die andern die auf Don Federigo bezüglichen Worte klingen lassen. In der That, gleichsam um seine Gewandtheit zu rechtfertigen, hörte der Maure aufmerksamer bei dem zweiten Theile seiner Rede, und bei diesem zweiten Theile funkelten seine Augen von jenem verständigen Feuer, das den Kindern seiner Nation eigenthümlich ist und einem Sonnenstrahl gestohlen zu sein scheint.

Doch er antwortete eben so wenig auf diesen zweiten Theil, als auf den ersten; er dachte nur einen Augenblick nach, grüßte dann mit dem Kopf, wie er es schon gethan hatte, und sagte seinen Leuten ein einziges ara-

bisches Wort, das mit einer gebieterischen, gutturalen Stimme ausgesprochen wurde, wonach sich die Vorhut in Marsch setzte; der maurische Reiter trieb sein Pferd an, und die Nachhut, in deren Mitte die geschlossene Sänfte getragen wurde, setzte sich ebenfalls in Marsch.

Musaron blieb einen Augenblick ganz erstaunt und gedemüthigt an seinem Platz. Der Ritter aber wußte nicht genau, ob das arabische Wort, das er ebenso wenig als Musaron begriffen hatte, von dem Mauren zu seinem Knappen oder zu seinem Gefolge gesprochen worden war.

„Ah!“ sagte plötzlich Musaron, der sich selbst gegenüber nicht zugestehen wollte, man habe ihm eine solche Beleidigung angethan, „er versteht das Französische nicht, das ist die Ursache seines Stillschweigens. Bei Gott! ich hätte Castilianisch mit ihm sprechen sollen.“

Doch da der Maure schon zu weit entfernt war, als daß Musaron ihm zu Fuß hätte nachlaufen können, und da der kluge Knappe überdies vielleicht einen tröstlichen Zweifel einer demüthigenden Gewißheit vorzog, so kehrte er zu seinem Herrn zurück.

Drittes Kapitel.

Wie der Ritter Agenor von Mauleon Coimbra und den Palast von Don Federigo, dem Großmeister von San Jago, ohne die Hülfe des Mauren fand.

Wüthend über das, was er gehört, und über das, was ihm sein Knappe wiederholte, hatte Agenor

einen Augenblick den Gedanken, durch Gewalt zu erlangen, was der Maure seiner Höflichkeit verweigerte. Als er aber sein Pferd den Sporn fühlen ließ, um dem unverschämten Sarazenen nachzujagen, zeigte das arme Thier so wenig Geneigtheit, seinen Herrn in seinen Wünschen zu unterstützen, daß der Ritter auf dem mit Kieselsteinen besäten Abhang anhalten mußte. Die Nachhut des Mauren beobachtete die Schritte der zwei Franken und wandte sich in Zwischenräumen um, wohl um nicht überfallen zu werden.

„Messire Agenor," rief Musaron, unruhig über diese Kundgebung, der indessen die Müdigkeit des Pferdes jede Chance von Gefahr benahm, „Messire Agenor, habe ich Euch nicht gesagt, dieser Maure verstehe das Französische nicht, habe ich Euch nicht zugestanden, geärgert wie Ihr über dieses Stillschweigen, sei mir der Gedanke gekommen, ihn in spanischer Sprache zu befragen, doch erst, da er schon zu fern gewesen, als daß ich diesen Gedanken hätte in Ausführung bringen können? Ihm müßt Ihr also nicht grollen, sondern mir, der ich diesen glücklichen Gedanken nicht früher gehabt habe. Uebrigens" fügte er bei, als er sah, daß der Ritter einen Halt zu machen genöthigt war, „übrigens sind wir allein, und Ihr seht, daß Euer Pferd abgemattet ist."

Mauleon schüttelte den Kopf und sprach:

„Das ist Alles schön und gut, doch dieser Maure hat nicht natürlich gehandelt. Man kann wohl das Französische nicht verstehen, aber in jedem Lande versteht man die allgemeine Sprache der Geberde. Während Du das Wort Coimbra aussprachst, deutetest Du abwechselnd auf die eine und auf die andere Stadt, und er mußte errathen, daß Du nach dem Weg fragtest. Ich kann den unverschämten Mauren zu dieser Stunde nicht mehr einholen, doch bei dem Blute unseres Herrn, das Rache gegen diese Ungläubigen schreit, er finde sich nie wieder auf meinem Wege!"

„Im Gegentheil, Meſſire," ſagte Muſaron, bei dem die Klugheit weder den Muth, noch den Groll ausſchloß. „Im Gegentheil, trefft ihn, doch nur unter andern Bedingungen. Trefft zum Beiſpiel ihn allein mit den Knechten, welche die Sänfte hüten, Ihr übernehmt den Herrn, und ich übernehme die Knechte; dann werden wir wohl ſehen, was der Kaſten von vergoldetem Holz enthält."

„Irgend ein Götzenbild ohne Zweifel," erwiederte der Ritter.

„Oder wohl ſeinen Schatz," ſagte Muſaron, „eine große Kiſte mit Diamanten, Rubinen, Perlen, um mit den Händen darin zu wühlen. Denn dieſe verfluchten Ungläubigen kennen die Beſchwörungen, mit deren Hülfe man die verborgenen Schätze findet. Oh! wenn wir nur zu ſechs oder wenigſtens zu vier geweſen wären, wir hätten Euch etwas gezeigt, Herr Maure. Oh! Frankreich! Frankreich! wo biſt du? Ihr tapferen Kämpen, wo ſeid Ihr? Ihr ehrwürdigen Abenteurer, meine Compagnons, warum ſeid Ihr nicht da!"

„Ah!" ſagte plötzlich der Ritter, der während dieſes Ausfalls ſeines Knappen überlegt hatte, „wenn ich daran denke!"

„Woran?"

„An den Brief von Don Federigo."

„Nun?"

„In dieſem Brief gibt er uns vielleicht über den Weg nach Coimbra eine Erläuterung, die ich vergeſſen habe."

„Ah! wahrhaftiger Gott! das heiße ich vernünftig denken und geſcheit ſprechen. Den Brief, Sire Agenor, den Brief, und wenn er nur dazu dienen würde, uns durch die ſchönen Verſprechungen, die man uns darin macht, zu ſtärken."

Der Ritter häkelte von ſeinem Sattelbogen eine kleine Rolle von parfumirtem Leder los, und zog aus dieſer Rolle ein Pergament. Es war dies der Brief

von Don Federigo, den er zugleich als einen Paß und als einen Talisman aufbewahrte.

Er enthielt Folgendes:

„Edler und hochherziger Don Agenor von Mauleon, erinnerst Du Dich des schönen Lanzenstoßes, den Du in Narbonne mit Don Federigo, dem Großmeister von San Jago, austauschtest, als die Castilianer in Frankreich Donna Bianca von Bourbon einholten?"

„Damit will er sagen, Madame Blanche von Bourbon," unterbrach ihn der Knappe, indem er den Kopf von oben nach unten schüttelte, wie ein Mensch, der das Spanische zu verstehen sich anmaßt und eine Gelegenheit, bekannt zu machen, was er weiß, nicht vorübergehen lassen will.

Der Ritter sah Musaron von der Seite mit dem Ausdruck an, mit dem er die Prahlereien jeder Art, die sich sein Knappe erlaubte, aufzunehmen pflegte. Dann schaute er wieder in das Pergament und fuhr fort:

„Ich habe Dir ein gutes Andenken versprochen, denn Du warst edelmüthig und artig gegen mich."

„Es ist wahr," unterbrach ihn zum zweiten Male Musaron, „Eure Herrlichkeit konnte ihm vortrefflich ihren Dolch in die Gurgel stoßen, wie sie es so zart dem Mongat von Lourdes bei dem Kampfe am Pas-de-Larre bei ihrem ersten Auftreten gethan hat. Denn bei dem berühmten Tournier, wo Ihr ihn aus dem Sattel hobet, und wo er wüthend, aus dem Sattel gehoben worden zu sein, mit scharfen Waffen, statt mit stumpfen, den Kampf fortzusetzen verlangte, hieltet Ihr ihn vollkommen unter Eurem Knie. Und statt Euren Sieg zu mißbrauchen, sagtet Ihr großmüthig (ich höre noch diese schönen Worte): „„Erhebt Euch, Großmeister von San Jago, um die Ehre der castilianischen Ritterschaft zu sein.""

Musaron begleitete diese letzten Worte mit einer

Geberde voll Majestät, durch die er, ohne es zu vermuthen, die Geberde parodirte, die sein Herr bei dieser feierlichen Gelegenheit hatte machen müssen.

„Wurde er aus dem Sattel gehoben," sprach Mauleon, „so war dies der Fehler seines Pferdes, das den Stoß nicht aushalten konnte. Diese halb arabischen, halb castilianischen Pferde taugen mehr beim Rennen, aber weniger beim Kampfe als die unsrigen. Und wenn er unter mich fiel, so war dies der Fehler seines Spornes, der sich an einer Baumwurzel in dem Augenblick anhing, wo ich ihm einen Streich mit der Axt auf den Kopf versetzte; denn er ist ein unerschrockener und gewandter Ritter. Gleichviel," fügte Agenor mit einem Gefühle des Stolzes bei, das er bei all der Bescheidenheit, mit der er sich ausdrückte, nicht ganz zurückzudrängen vermochte, „der Tag, an welchem dieser merkwürdige Kampf in Narbonne stattfand, war ein schöner Tag für mich."

„Abgesehen davon, daß Ihr den Preis von Madame Blanche von Bourbon erhieltet, welche sehr bleich wurde und sehr zitterte, die sanfte Prinzessin, als sie sah, daß das Tournier, dem sie beizuwohnen glaubte, sich in einen wirklichen Kampf verwandelte. Ja, edler Herr," sprach Musaron, ganz zitternd bei dem Gedanken an die Herrlichkeiten, welche in Coimbra seines Gebieters und seiner harrten, „Ihr habt Recht, wenn Ihr sagt, es sei ein schöner Tag gewesen, denn Euer Glück ward an demselben geboren."

„Ich hoffe es," erwiederte Agenor bescheiden; „doch fahren wir fort."

Und er las weiter.

„Ich erinnere Dich heute an Dein Versprechen, Niemand als mir Waffenbrüderschaft zu bewilligen. Wir sind beide Christen; komm zu mir nach Portugal, nach Coimbra, das ich von den Ungläubigen erobert habe. Ich verschaffe Dir Gelegenheit, schöne Waffenthaten gegen die Feinde unserer heiligen Religion zu

vollbringen. Du lebst in meinem Palaste wie ich selbst, und an meinem Hofe wie mein Bruder. Komm also, mein Bruder, denn ich bedarf eines Mannes, der mich liebt, ich, der ich von gewandten und gefährlichen Feinden umgeben lebe. Coimbra ist eine Stadt, die Du kennen mußt, und liegt, wie ich Dir gesagt habe, in Portugal, zwei Meilen vom Meer, am Flusse Mondigo. Du hast nur befreundete Länder zu durchziehen: zuerst Aragonien, welches das Hauptbesitzthum ist, das Don Sancho der Große Ramiro hinterlassen hat, der ein natürlicher Sohn war wie Du, und ein großer König wurde, wie Du ein braver Rittersmann bist; sodann Neucastilien, das König Alfons VI. von den Mauren wiederzuerobern begonnen hat, und das von seinem Nachfolger vollends erobert worden ist; ferner Leon, den Schauplatz großer Waffenthaten des berühmten Pelago, dieses tapferen Ritters, dessen Geschichte ich Dir erzählt habe. Endlich wirst Du durch Acqueda kommen und Dich in Portugal befinden, wo ich Dich erwarte. Nähere Dich nicht zu sehr den Bergen, die Du zu Deiner Linken sehen wirst, wenn Du nicht ein beträchtliches Gefolge hast, und traue weder den Juden, noch den Mauren, die Du auf Deinem Wege findest.

„Gott befohlen! erinnere Dich, daß ich mich einen ganzen Tag Dir zu Ehren Don Agenor genannt habe, wie Du Dich einen Tag, um mich zu ehren, Federigo nanntest.

„Ich habe an jenem Tag Deine Farben getragen, und Du hast die meinigen getragen. So ritten wir, Du mit meiner Schärpe, ich mit der Deinigen, neben einander bis nach Urgel und geleiteten unsere vielgeliebte Königin Dona Bianca von Bourbon. Komm, Don Agenor; ich bedarf eines Bruders und eines Freundes; komm."

„In diesem Briefe steht nichts, was uns leiten könnte," sagte Musaron.

„Doch; im Gegentheil, Alles," sprach Agenor. „Hast

Du nicht gehört, und das ist wahr, daß ich einen Tag seine Schärpe getragen habe?“

„Nun?“

„Seine Farben waren gelb und roth. Suche wohl, Musaron, Du, dessen Gesicht so scharf ist, suche, ob Du nicht in einer von den beiden Städten ein Gebäude erblickst, auf dem ein Banner gelb wie Gold, roth wie Blut flattert, und dieses Gebäude wird der Palast meines Freundes Don Federigo sein, und rings um diesen Palast liegt die Stadt Coimbra.“

Musaron hielt seine Hand über seine Augen, um die Sonnenstrahlen zu brechen, welche alle Gegenstände in Lichtwogen vermengten, die ein Flammenmeer bildeten, und nachdem er seinen Blick nach rechts und nach links hatte schweifen lassen, heftete er seine Augen fest auf die Stadt, welche rechts vom Fluß in einer von den Krümmungen seines Laufes lag.

„Sire Agenor,“ sprach Musaron, „in diesem Fall ist Coimbra dort rechts, am Fuße jenes Abhangs und hinter jener Wand von Platanen und Aloen, denn auf dem Hauptgebäude flattert das von Euch bezeichnete Banner; nur wird es von einem rothen Kreuze überragt.“

„Das Kreuz von San Jago!“ rief der Ritter, „so ist es. Doch irrst Du Dich nicht, Musaron?“

„Eure Herrlichkeit wolle selbst schauen.“

„Die Sonne ist so glühend, daß ich schlecht unterscheide; leite ein wenig meinen Blick.“

„Dort, Messire, dort ... folget dem Weg ... dort zwischen jenen zwei Armen des Flusses. Er scheidet sich in zwei Zweige, nicht wahr?“

„Ja.“

„Folgt dem rechten Zweig, der am Flusse hinläuft; seht die Truppe des Mauren durch eines der Thore einziehen ... Seht, seht ...“

Gerade in diesem Augenblick kam die Sonne, welche bis jetzt ein Hinderniß für die zwei Reisenden gewesen war, Mauleon zu Hülfe, indem sie einen Feuerstahl aus

den ganz mit Gold damascirten mauriſchen Rüſtungen ſpringen ließ.

„Gut! gut! ich ſehe," ſagte er.

Dann, nachdem er einen Augenblick nachgedacht:

„Ah! der Maure ging nach Coimbra, und verſtand das Wort Coimbra nicht; vortrefflich. Als erſte Artigkeit muß mir Don Federigo Genugthuung von dieſem Frechen verſchaffen. Doch wie kommt es," fuhr der Ritter, immer mit ſich ſelbſt ſprechend, fort, „daß Don Federigo, dieſer fromme Fürſt, den ſein Titel in die Reihe der erſten Vertheidiger der Religion ſtellt, Mauren in der neuerdings erſt eroberten Stadt, in der Stadt, aus der er ſie vertrieben, duldet?"

„Was wollt Ihr, Meſſire?" antwortete Muſaron, ohne befragt zu werden. „Iſt Don Federigo nicht der natürliche Bruder von Don Pedro, dem König von Caſtilien?"

„Nun?"

„Wißt Ihr nicht (und das würde mich wundern, denn das Gerücht iſt auch nach Frankreich gekommen), wißt Ihr nicht, daß die Liebe zu den Mauren dieſer Familie angeboren iſt? Der König kann ihrer nicht mehr entbehren, wie man verſichert. Er hat Mauren als Räthe, Mauren als Aerzte, Mauren als Leibwachen, und endlich Maurinnen als . . . Liebſchaften."

„Schweige, Meiſter Muſaron, und miſche Dich nicht in die Angelegenheiten des Königs Don Pedro, eines ſehr großen Fürſten und Bruders meines erhabenen Freundes."

„Bruder! Bruder!" murmelte Muſaron, „ich habe ſagen hören, es ſei dies eine von den mauriſchen Brüderſchaften, welche früher oder ſpäter mit dem Stricke oder mit dem Säbel endigen. Ich will lieber Guillonnet, der die Ziegen im Thale von Andorre hütet und dabei ſingt:

Auf dem Berge ſitzt der Hirte,
Schauet traurig in die Fern',

zum Bruder haben, als Don Pedro von Caſtilien. Das iſt meine Anſicht."

„Es kann wohl Deine Anſicht ſein, doch es iſt die meinige, daß Du nicht ein Wort mehr dieſem beifügſt. Wenn man Gaſtfreundſchaft von den Leuten verlangt, ſo iſt es doch das Wenigſte, daß man nicht ſchlimm von ihnen ſpricht."

„Wir kommen nicht zu Don Pedro von Caſtilien, da wir zu Don Federigo, dem Herrn von Coimbra in Portugal, kommen," erwiederte der wunderliche Muſaron."

„Zu dem Einen oder zu dem Andern," ſprach der Ritter, „ſchweige, ich will es haben."

Muſaron nahm ſein weißes Beret mit rother Eichel ab und verbeugte ſich mit einem höhniſchen Lächeln, das ſeine langen, ebenholzſchwarzen Haare verbargen, die auf ſeine magern, dunkelbraunen Wangen herabfielen.

„Wenn Eure Herrlichkeit aufbrechen will, ſo iſt ihr unterthänigſter Diener zu ihrem Befehl," ſagte er nach einem kurzen Stillſchweigen.

„Das mußt Du Dein Pferd fragen," erwiederte Mauleon. „Jeden Falls, wenn es nicht weiter ziehen will, laſſen wir es, wo es iſt, und wenn der Abend kommt und es die Wölfe heulen hört, wird es ſchon allein nach der Stadt gehen."

Und in der That, als ob das Thier, das den Namen, den ihm der Knappe gab, dem Thale verdankte, wo es geboren war, die Drohung gehört hätte, erhob es ſich behender, als man hätte denken ſollen, und bot ſeinem Herrn ſeinen noch ganz von Schweiß triefenden Widerriſt.

„Aufgebrochen alſo," ſprach Agenor.

Und er ſetzte ſich wieder in Marſch und hob zum zweiten Male das Helmviſir auf, das er beim Vorbeiziehen des Mauren herabgelaſſen hatte.

Wenn der Araber da geweſen wäre, ſo hätte nun ſein durchdringender Blick durch die Oeffnung des Helmes

ein Gesicht edel und schön, ganz erhitzt, ganz bestaubt, aber voll Charakter, einen sichern Blick, feine, schlaue Lippen, Zähne weiß wie Elfenbein, ein Kinn noch ohne Bart, aber von jener kräftigen Formung, welche den hartnäckigen Willen andeutet, sehen können.

Es war im Ganzen ein junger und schöner Ritter, dieser Messire Agenor von Mauleon, und dies konnte er sich wohl selbst sagen, wenn er sich in der glatten Oberfläche seines Schildes spiegelte, den er wieder aus den Händen von Musaron genommen hatte.

Dieser Halt von einem Augenblick hatte den zwei Pferden wieder einige Kraft gegeben. Sie zogen daher mit ziemlich raschem Schritte auf ihrem Wege weiter, der ihnen fortan auf eine untrügerische Weise durch das auf dem Palaste flatternde Banner des Großmeisters von San Jago angedeutet wurde.

Während sie so fortritten, sah man die Einwohner trotz der Hitze des Tages aus den Thoren hervorkommen. Man hörte die Trompeten erschallen, und das Glockenspiel der Thürme breitete seine freudigen vibrirenden Töne in der Luft aus.

„Hätte ich Musaron vorangeschickt," sprach Agenor zu sich selbst, „so könnte ich wahrhaftig glauben, dieser ganze Lärmen, diese ganze Feierlichkeit finden mir zu Ehren statt. Aber so schmeichelhaft ein solcher Empfang für meine Eitelkeit wäre, so muß ich doch all' dieses Geräusch einer andern Ursache zuschreiben."

Musaron aber, der in diesem ganzen Lärmen offenbare Zeichen der Heiterkeit erblickte, erhob munter das Haupt, da er lieber von freudigen Leuten, als von traurigen empfangen werden wollte.

Die zwei Reisenden hatten sich nicht getäuscht. Es herrschte eine große Aufregung in der Stadt, und wenn das Gesicht der Einwohner nicht gerade die lächelnde Maske der Freude an sich trug, welche ihnen das Läuten der Glocken und die Fanfaren der Trompeten zu befehlen schienen, so war ihre Physiognomie wenigstens die

von Leuten, in deren Mitte eine wichtige und unerwartete Neuigkeit vorgefallen ist.

Agenor und sein Knappe hatten nicht nöthig, nach dem Weg zu fragen, denn sie brauchten nur der Menge zu folgen, die nach dem Hauptplatze der Stadt eilte.

In dem Augenblick, wo sie das Gedränge durchschnitten, um auf den Platz zu kommen, und während Musaron, um seinen edlen Herr, der ihm folgte, einen Weg zu bahnen, rechts und links Hiebe mit dem Peitschenstiel austheilte, sahen sie plötzlich vor sich, von hohen Palmbäumen und von buschigen, in der Richtung, die ihnen an Tagen des Sturms der Seewind gab, geneigten Sycomoren beschattet, den prächtigen maurischen Alcazar sich erheben, der für den König Muhamed erbaut worden war und nun dem jungen Eroberer, Don Federigo, als Wohnung diente.

So sehr sie sich aber auch beeilten, um an Ort und Stelle zu kommen, so blieben doch Agenor und sein Knappe in Bewunderung vor dem weiten, launenhaften Monument, das ganz mit der feinsten steinernen Spitze gestickt, ganz mit marmorenen Mosaiken incrustirt war, welche breite Platten von Topas, von Saphir und von Lapislazuli zu sein schienen, die irgend ein Baumeister von Bagdad für einen Palast von Feen oder von Huris gefaßt hätte. Der Occident, und selbst derjenige Theil des Occidents, den man, in Beziehung auf Spanien, den Süden von Frankreich nennt, kannte noch nichts Anderes, als seine romanischen Kathedralen, oder seine antiken Brücken und Bogen, hatte aber keinen Begriff von jenen Ohrgewölben und Kleezügen von Granit, welche der Orient hundert Jahre später an die Fronte der Kathedralen und an die Spitze der Thürme zeichnen sollte. Er bot also einen herrlichen Anblick, der Alcazar von Coimbra, selbst für unsere unwissenden und barbarischen Altvordern, welche in jener Zeit die arabische und italienische Civilisation, die sie später bereichern sollte, verachteten.

Während sie so unbeweglich und in Betrachtung verharrten, sahen sie durch die zwei Seitenpforten des Palastes zwei Truppen von Leibwachen und Pagen, Maulthiere und Pferde an der Hand führend, herauskommen.

Diese zwei Truppen, welche jede einen Viertelskreis beschrieben, vereinigten sich, indem sie das Volk zurücktrieben und vor der Mittelthüre, zu der man auf einer Treppe von zehn Stufen hinaufstieg, einen großen Platz, dessen eine Seite die Façade des Palastes bildete, leer ließen. Die Mischung des blendenden Luxus von Afrika mit der strengern Eleganz der occidentalen Tracht verlieh diesem Schauspiel einen unwiderstehlichen Zauber, dessen Einfluß auch Agenor und sein Knappe unterlagen, als sie einerseits das Gold und den Purpur auf Sattel und Zeug der arabischen Pferde schimmern sahen und die Kleider der maurischen Reiter gewahrten, und andererseits die Seide und die getriebene Arbeit, und besonders jenen fränkischen Stolz, so zu sagen, in die Haltung der Rosse incrustirt erblickten.

Was das Volk betrifft, so rief es, als es dieses ganze Schauspiel sich entwickeln sah: „Es lebe!“ wie es dies beim Anblicke aller Schauspiele thut.

Plötzlich erschien das Banner des Großmeisters von San Jago unter dem hohen, im Kleezug ausgehauenen Gewölbe, das die Mittelpforte des Alcazar bildete; begleitet von sechs Leibwachen und getragen von einem mächtigen Kriegsmann, wurde dieses Banner im Mittelpunkte des leeren Raumes aufgepflanzt.

Agenor begriff, daß Don Federigo irgend eine Prozession durch die Straßen halten, oder eine Reise von einer Stadt zur andern zu machen im Begriff war, und er fühlte sich, trotz der Dürftigkeit seiner Börse, versucht, sich nach irgend einem Gasthaus zu begeben, wo er seine Rückkehr abwarten könnte, denn er wollte die Anordnung des Auszuges nicht durch seine lästige Gegenwart stören.

Doch in demſelben Augenblick ſah er durch eines von den Seitengewölben die Vorhut des mauriſchen Häuptlings und dann, ſtets geſchaukelt auf dem Rücken weißer Maulthiere, die bekannte Sänfte von vergoldetem Holz hervorkommen, welche Muſaron ſo ſtarke und ſo religiöſe Verſuchungen bereitete. Endlich verkündigte ein gewaltiger Lärmen von Poſaunen und Trompeten, der Großmeiſter würde erſcheinen, und vierundzwanzig Muſiker, acht in der Front, rückten aus dem Gewölbe bis zu den Stufen vor, die ſie, ſtets blaſend, hinabſtiegen.

Hinter ihnen ſprang ein Hund heraus: es war einer von den kräftigen, aber ſchlanken Hunden der Sierra, mit einem Kopfe ſpitzig wie der des Bären, mit Augen funkelnd wie die des Luchſes, mit Beinen nervig wie die des Hirſches. Sein ganzer Körper war mit glatten, langen, ſeidenen Haaren bedeckt, welche in der Sonne ihre ſilbernen Reflexe ſpielen ließen; er hatte am Hals ein breites Collier von Gold mit Rubinen beſetzt, und daran ein Glöckchen von demſelben Metall; ſeine Freude verrieth ſich durch Sprünge, und ſeine Sprünge hatten ein ſichtbares Ziel und ein verborgenes Ziel. Das ſichtbare Ziel war ein Pferd weiß wie der Schnee, bedeckt mit einer großen Schabracke von Purpur und Brocat, das ſeine Liebkoſungen, als wollte es antworten, wiehernd aufnahm. Das verborgene Ziel war ohne Zweifel irgend ein edler Herr, der unter dem Gewölbe aufgehalten wurde, in das der Hund ungeduldig zurückkehrte, um nach einigen Sekunden ſpringend und freudig wieder zu erſcheinen.

Derjenige, für welchen das Pferd wieherte, derjenige, für welchen der Hund ſprang, erſchien endlich ebenfalls, und es erſcholl ein einziger Ruf, wiederholt von tauſend Stimmen:

„Es lebe Don Federigo!“

Es kam wirklich Don Federigo, mit dem arabiſchen Häuptling plaudernd, der zu ſeiner Rechten ging, her-

vor; zu seiner Linken schritt ein junger Page von reizendem Antlitz, obgleich seine schwarzen Augbrauen und das leichte Zusammenziehen seiner frischrothen Lippen seinen Zügen den Ausdruck der Festigkeit verliehen; er hielt weit geöffnet eine Börse voll Goldstücke, aus der Don Federigo, als er auf die erste Stufe kam, mit allen Fingern schöpfte, um sodann mit seiner frauenartig weißen und zarten Hand einen blendenden Regen auf die bewegten Häupter der Menge strömen zu lassen, welche bei dieser unter den Vorgängern ihres neuen Herrn ungewohnten Freigebigkeit ihr Geschrei verdoppelte.

Dieser neue Herr war von einem Wuchse, der selbst zu Pferde majestätisch erschien. Die Mischung des gallischen Blutes mit dem spanischen hatte ihm lange schwarze Haare, blaue Augen und eine weiße Gesichtshaut gegeben; und aus diesen blauen Augen kamen so wohlwollende, so sanfte Blicke hervor, daß Viele, um ihn nicht eine Secunde aus den Augen zu verlieren, nicht einmal daran dachten, die Zechinen aufzuheben, und daß die Luft rings um den Palast von Segnungen erscholl.

War es Zufall, oder geschah es absichtlich, plötzlich nahmen die Trompeten und Posaunen, welche sich kurze Zeit unterbrochen hatten, ihre Fanfaren wieder auf; doch statt der heiteren, lustigen Töne, die sie hatten hören lassen, gaben sie dem Volk nur eine traurige, schwermüthige Melodie, während die Glocken, diese neue Erfindung, um als Dolmetscher zwischen den Menschen und Gott zu dienen, statt ihres lebhaften und glänzenden Spieles, dumpfe, lange gedehnte Klänge aussandten, die einem Todtengeläute glichen.

Zu gleicher Zeit erhob sich der Hund vor seinem Herrn, stützte seine Vorderpfoten auf seine Brust und ließ ein so düsteres, so klägliches Geheule vernehmen, daß die Muthigsten darob schauerten.

Die Menge blieb stumm, und mitten unter diesem Stillschweigen rief eine Stimme:

„Zieht nicht hinaus, Großmeister, bleibt bei uns, Don Federigo.“

Doch Niemand konnte wissen, wer den Rath gegeben hatte.

Bei diesem Rufe sah Agenor den Mauren beben und eine Erdfarbe annehmen, was die Bläße der Kinder der Sonne ist, während sein unruhiger Blick in der Tiefe des Herzens von Don Federigo die Antwort suchte, die er der so allgemeinen Bestürzung und dem vereinzelten Rufe geben würde.

Doch Don Federigo streichelte mit der Hand seinen heulenden Hund, machte seinem Pagen ein sanftes Zeichen, grüßte mit einem traurigen Lächeln die Menge, die ihn mit flehenden Augen und gefalteten Händen anschaute, und sprach:

„Meine guten Freunde, der König, mein Bruder, ruft mich nach Sevilla, wo mich die Feste und Turniere zur Feier unserer Wiederversöhnung erwarten. Statt mich abhalten zu wollen, zu meinem Bruder und meinem König zu gehen, segnet vielmehr die Einhelligkeit zweier Brüder, die sich lieben.“

Doch statt diese Worte mit Freude zu empfangen, empfing sie das Volk mit seinem düsteren Stillschweigen. Der Page flüsterte seinem Herrn einige Worte zu, und der Hund fuhr fort zu heulen.

Mittlerweile verlor der Maure weder das Volk, noch den Pagen, noch den Hund, noch Don Federigo aus dem Blick.

Die Stirne des Großmeisters verdüsterte sich jedoch einen Augenblick. Der Maure glaubte, er zögere, und sprach:

„Hoher Herr, Ihr wißt, daß jedes Menschen Geschick bei den Einen in dem goldenen Buch, bei den Andern in dem ehernen Buch eingeschrieben ist. Das

Eurige iſt in dem goldenen Buch eingeſchrieben, erfüllt alſo muthig Euer Geſchick."

Don Federigo ſchlug ſeine Augen auf, die er eine Minute geſenkt gehalten hatte, als ſuchte er in dieſer ganzen Menge ein befreundetes Geſicht, einen ermuthigenden Blick.

Gerade in dieſer Sekunde erhob ſich Agenor auf ſeinen Steigbügeln, um nicht den geringſten Umſtand der Scene zu verlieren, die vor ihm in Erfüllung ging; als hätte er errathen, was der Großmeiſter ſuchte, hob er mit einer Hand ſein Helmviſir auf und ſchwang mit der andern ſeine Lanze.

Der Großmeiſter ſtieß einen Freudenſchrei aus, ſeine Augen funkelten und ein Lächeln der Wonne, das ſich auf ſeinen jungfräulich-roſigen Lippen erſchloß, verbreitete ſich über ſein ganzes Antlitz.

„Don Agenor!" rief er, die Hand gegen den Ritter ausſtreckend.

Der Page, als ob er allein das Vorrecht hätte, in ſeinem Herzen zu leſen, brauchte nicht mehr zu hören; er eilte von der Seite von Don Federigo fort, lief auf den Ritter zu und rief:

„Kommt, Don Agenor, kommt."

Die Menge trat auf die Seite, denn ſie liebte Alles, was Don Federigo liebte, und ſogleich hefteten ſich Aller Augen auf den Ritter, den der Großmeiſter ſo freudig empfing, als einſt der junge Tobias den göttlichen Gefährten, den ihm der Himmel ſandte.

Agenor ſtieg ab, warf den Zügel ſeines Pferdes Muſaron an den Arm, gab ihm ſeine Lanze, hing ſeinen Schild an den Sattelbogen und durchſchritt die Menge, geführt von Pagen.

Der Maure erbleichte abermals. Er hatte den fränkiſchen Ritter, den er auf der Straße nach Coimbra getroffen, und den Knappen, dem er nicht geantwortet, wiedererkannt.

Federigo ſtreckte indeſſen Agenor die Arme entgegen,

und dieſer ſtürzte darein mit dem Erguſſe eines zwanzigjährigen Herzens.

Sie waren wunderbar anzuſchauen, dieſe zwei ſchönen jungen Leute, deren Antlitz alle edle Gefühle athmete, welche ſo ſelten das Bild der Schönheit auf Erden vollſtändig machen.

„Folgſt Du mir?“ fragte Don Federigo Agenor.

„Ueberallhin,“ antwortete der Ritter.

„Meine Freunde,“ ſprach nun der Großmeiſter mit ſeiner klangreichen Stimme, welche die Liebe der Menge war, „ich kann nun von hinnen ziehen und Ihr habt nichts zu befürchten; Don Agenor von Mauleon, mein Bruder, mein Freund, die Blüthe der fränkiſchen Ritterſchaft, kommt mit mir.“

Und auf ein Zeichen des Großmeiſters ſchlugen die Trommler einen lebhaften Marſch, bliesen die Trompeter eine freudige Fanfare; der Stallmeiſter brachte Don Federigo ſein ſchönes ſchneeweißes Pferd, und alles Volk rief einſtimmig:

„Es lebe Don Federigo, der Großmeiſter von San Jago! Es lebe Don Agenor, der fränkiſche Ritter!“

In dieſem Augenblick ſchaute der Hund von Don Federigo dem Ritter und dem Mauren ins Geſicht. Dem Mauren zeigte er ſeine weißen Zähne mit einem boshaften, bedrohlichen Knurren, dem Ritter machte er tauſend Liebkoſungen.

Der Page fuhr mit einem traurigen Lächeln mit der Hand über den Hals des Hundes.

„Hoher Herr,“ ſprach Agenor zu dem jungen Fürſten, „als Ihr mich Euch zu folgen batet, und ich Euch erwiederte, ich würde folgen, ging ich nur mit meinem Eifer zu Rath, wie ich dies that, als ich von Tarbes hierherkam. Von Tarbes hierher kam ich in ſechzehn Tagen, und das iſt ein harter Marſch; meine Pferde ſind auch todt vor Müdigkeit, und ich kann Eure Herrlichkeit nicht ſehr weit begleiten.“

„Eil“ rief Don Federigo, „habe ich Dir nicht ge-

ſagt, mein Palaſt ſei der Deinige? Meine Waffen und meine Pferde gehören Dir, wie Alles, was in Coimbra iſt; wähle in meinen Ställen Pferde für Dich, Maulthiere für Deinen Knappen, oder vielmehr, nein, nein, verlaſſe mich nicht einen Augenblick, Fernando wird Alles beſorgen. Laß Antrim, mein Schlachtroß, ſatteln, und frage im Vorübergehen den Knappen von Don Agenor, ob er ein Pferd oder ein Maulthier vorziehe. Was Deine müden Roſſe betrifft, iſt Dir an ihnen gelegen, und jedem guten Ritter iſt an den ſeinigen gelegen, ſo ſollen ſie bei der Nachhut folgen, und man wird ſie ſchonen."

Der Page machte nur einen Sprung und verſchwand.

Mittlerweile war der Maure im Glauben, man würde aufbrechen, die Treppe hinabgeſtiegen, um rings um ſeine Sänfte zu gehen und denjenigen, welche ſie bewachten, einige Befehle zu geben. Als er aber ſah, daß man mit dem Aufbruch zögerte und daß die zwei Freunde, welche allein geblieben waren, ein paar vertrauliche Worte auszutauſchen ſich anſchickten, ſtieg er raſch wieder zu ihnen hinauf und nahm abermals ſeinen Platz an der Seite des Großmeiſters ein.

„Senor Mothril," ſprach dieſer, „der Ritter, den Ihr hier ſeht, iſt einer meiner Freunde. Es iſt mehr als einer meiner Freunde, es iſt mein Waffenbruder; ich nehme ihn mit mir nach Sevilla, denn ich will ihn meinem Herrn, dem König von Caſtilien als Kapitän anbieten, und wenn der König die Gnade hat, mir ihn zu laſſen, nachdem ich ihm denſelben angeboten habe, werde ich ihn ſegnen. Denn es iſt eine unvergleichliche Klinge und ein Herz noch tapferer als ſeine Klinge."

Der Maure antwortete in vortrefflichem Spaniſch, obgleich ſeine Ausſprache durchaus nicht von dem gutturalen Accent frei war, den Agenor ſchon bemerkt hatte, als er auf der Straße nach Coimbra das einzige arabiſche

Wort aussprach, nach welchem er sich wieder in Marsch gesetzt:

„Ich danke unserem Herrn, daß er mir den Namen und die Eigenschaft des Herrn Ritters mitgetheilt; doch der Zufall hatte mir schon den edlen Franzosen vorgestellt. Leider muß ein Fremder, ein Reisender, wenn er von einer feindlichen Race ist, wie ich, oft dem Zufall mißtrauen. Ich habe auch nicht mit der Höflichkeit, die ich hätte anwenden sollen, den Senor Agenor empfangen, den ich vor Kurzem im Gebirge traf."

„Ah! ah!" sagte Federigo neugierig; „Eure Herrlichkeiten haben sich schon begegnet?"

„Ja, Seigneur," erwiederte Agenor in französischer Sprache, „und ich muß gestehen: daß sich der Herr Maure nicht herbeiließ, die einfache Frage zu beantworten, die ich durch meinen Stallmeister an ihn richtete, um mich nach dem Weg zu erkundigen, verletzte mich einigermaßen. Wir sind höflicher jenseits der Pyrenäen gegen die Fremden, unsere Gäste."

„Messire," erwiederte Mothril in spanischer Sprache, „Ihr irrt Euch in einem Punkte. Es ist wahr, die Mauren sind noch in Spanien, doch sie sind schon nicht mehr zu Hause; und diesseits der Pyrenäen, Granada ausgenommen, sind die Mauren selbst nur Gäste der Spanier."

„Ah!" machte leise Musaron, der sich allmälig den Stufen genähert hatte, „nun versteht er das Französische."

„Diese Wolke zerstreue sich unter Euch; der Senor Mothril, Freund und Minister meines Herrn, des Königs von Castilien, wird hoffentlich dem Ritter von Mauleon, dem Freund und Bruder seines Bruders, wohl einige Geneigtheit zuwenden."

Der Maure verbeugte sich, ohne zu antworten, und da Musaron, stets neugierig, zu erfahren, was die Sänfte enthielt, sich dieser mehr näherte, als Mothril wohl wünschte, daß man sich ihr nähern möchte, so stieg er

die Stufen hinab und ſtellte ſich, unter dem Vorwand, einen von ſeinen Knechten einen vergeſſenen Auftrag vollziehen zu laſſen, zwiſchen die Sänfte und den Knappen.

Federigo benützte dieſen Augenblick, um ſich an das Ohr von Agenor zu neigen, und ſagte:

„Du ſiehſt in dieſem Mauren denjenigen, welcher meinen Bruder beherrſcht, und folglich mich beherrſcht.“

„Ah!“ erwiederte Agenor, „warum dieſes bittere Wort? Ein Fürſt von Eurem Geſchlecht, ein Ritter von Eurer Tapferkeit, erinnert Euch deſſen ſtets, Don Federigo, darf nur von Gott beherrſcht werden.“

„Und dennoch gehe ich nach Sevilla,“ entgegnete ſeufzend der Großmeiſter.

„Und warum geht Ihr dahin?“

„Der König Don Pedro bittet mich darum und die Bitten des Königs Don Pedro ſind Befehle.“

Der Maure ſchien getheilt zwiſchen dem Aerger, ſich von ſeiner Sänfte trennen zu ſollen, und der Furcht, Don Federigo zu viel zu dem franzöſiſchen Ritter ſagen zu laſſen. Die Furcht bekam die Oberhand und er kehrte zu den zwei Freunden zurück.

„Hoher Herr,“ ſprach er zu Don Federigo, „ich ſehe mich veranlaßt, Eurer Herrlichkeit eine Nachricht mitzutheilen, die ihre Pläne durchkreuzt. Ich mußte mich zuvor bei meinem Geheimſchreiber erkundigen, obſchon ich beinahe Gewißheit hatte. Der König Don Pedro hat zum Anführer ſeiner Leibwachen einen Kapitän von Tarifa, einen tapferen Mann, in den er ſein ganzes Vertrauen ſetzt, obgleich ſeine Voreltern jenſeits der Meerenge geboren ſind. Ich würde alſo befürchten, der Herr Franzoſe dürfte ſich eine vergebliche Mühe machen, wenn er an den Hof von König Don Pedro käme, und ertheile ihm deshalb den Rath, in Coimbra zu bleiben, um ſo mehr, als bekanntermaßen Dona Padilla die Franzoſen nicht liebt.“

„In der That, das ist wahr, Senor Mothril,“ sprach Federigo; „desto besser, dann behalte ich meinen Freund bei mir.“

„Ich bin nicht nach Spanien, sondern nach Portugal gekommen. Ich bin nicht gekommen, um dem König Don Pedro, sondern um dem Großmeister Don Federigo zu dienen,“ sprach Agenor voll Stolz. „Den Dienst, den ich suchte, habe ich, und ich will keinen Andern. Dies ist mein Herr.“

Und er verbeugte sich höflich vor seinem Freund.

Der Maure lächelte. Seine weißen Zähne funkelten unter seinem schwarzen Bart.

„Oh! die schönen Zähne!“ sagte Musaron, „wie gut muß er beißen!“

In diesem Augenblick brachte der Page Antrim, das Schlachtroß des Großmeisters, und Coronella, das Maulthier von Musaron. Der Austausch war bald vorgenommen.

Agenor von Mauleon bestieg das frische Pferd, Musaron das frische Maulthier; man übergab die müden Rosse den Troßknechten, und auf die Einladung des Mauren ging Don Federigo die Stufen hinab und wollte ebenfalls zu Pferde steigen.

Doch zum zweiten Male schien sich der schöne Hund mit den langen seidenen Haaren seiner Absicht zu widersetzen. Er stellte sich zwischen seinen Herrn und sein Pferd, suchte seinen Herrn zurückzudrängen und heulte.

Doch Don Federigo schob ihn mit dem Fuß auf die Seite, schwang sich trotz aller dieser Kundgebungen seines treuen Hundes in den Sattel und gab Befehl zum Aufbruch. Dann, als hätte er diesen Befehl begriffen und als wäre er dadurch in Verzweiflung gebracht, sprang der Hund dem Roß an die Kehle und biß es grausam.

Das Pferd bäumte sich, wiehernd vor Schmerz, und machte einen Seitensprung, der jeden Andern, als einen

so erfahrenen Reiter wie Don Federigo aus dem Sattel geworfen hätte.

„Nun! Alan," rief er, indem er seinem Hund den Namen gab, unter welchem man seine Race bezeichnete. „Böses Thier, wirst du wüthend?"

Und er versetzte ihm mit der Peitsche, die er in der Hand hielt, einen so gewaltigen Hieb, daß das Thier niedergeschmettert zehn Schritte fortrollte.

„Man muß diesen Hund tödten," sagte Mothril.

Fernando schaute den Mauren von der Seite an.

Alan setzte sich auf die Stufen des Alcazar, hob den Kopf in die Höhe, öffnete den Rachen und heulte zum zweiten Male kläglich.

Da erhob das ganze Volk, welches stillschweigend dieser langen Scene beigewohnt, die Stimme, und der Ruf, der schon einmal aus einem einzigen Munde ertönt hatte, wurde ein allgemeiner Schrei.

„Zieht nicht von hinnen, Großmeister Don Federigo! bleibt bei uns, Großmeister! Was braucht Ihr einen Bruder, da Ihr ein Volk habt! Was verheißt Euch Sevilla, was Euch nicht auch Coimbra böte?"

„Hoher Herr," sprach Mothril, „soll ich zum König, meinem Herrn, zurückkehren und ihm sagen, Euer Hund, Euer Page und Euer Volk wollen nicht, daß Ihr kommet?"

„Nein, Senor Mothril," erwiederte Don Federigo, „wir gehen; vorwärts, meine Freunde."

Und er grüßte das Volk mit der Hand, stellte sich an die Spitze des Reiterzuges und durchschnitt die schweigsame Menge, die sich vor ihm öffnete.

Man schloß die vergoldeten Gitter des Alcazar, welche ächzten wie die verrosteten Pforten eines leeren Grabgewölbes.

Der Hund blieb auf den Stufen, so lange er seinen Herrn sehen konnte, so lange er hoffen konnte, er würde seinen Entschluß ändern und zurückkehren; als er aber diese Hoffnung verloren hatte, als Don

Federigo an der Biegung der Straße, welche nach dem Thore von Sevilla führte, verschwunden war, stürzte er ihm nach und holte ihn ein, als wollte er, da er ihn nicht hatte abhalten können, der Gefahr entgegenzugehen, wenigstens diese Gefahr mit ihm theilen. Zehn Minuten nachher hatte man Coimbra hinter sich und schlug den Weg ein, auf welchem am Morgen der Maure Mothril und Agenor von Mauleon gekommen waren.

Viertes Kapitel.

Wie Musaron wahrnahm, daß der Maure zu seiner Sänfte sprach und daß die Sänfte antwortete.

Die Truppe des Großmeisters bestand im Ganzen aus achtunddreißig Männern, den fränkischen Ritter und seinen Knappen mit inbegriffen, und den Mauren und seine zwölf Leibwachen, Pagen oder Knechte nicht gerechnet; Maulthiere trugen das reiche Gepäcke, denn schon seit acht Tagen war Don Federigo davon in Kenntniß gesetzt, daß er von seinem Bruder in Sevilla erwartet werde, als Mothril ankam. Er hatte sodann Befehl gegeben, sogleich aufzubrechen, in der Hoffnung, der Maure würde zu müde sein, um ihm zu folgen, und daher zurückbleiben. Doch die Müdigkeit war etwas Unbekanntes für diese Söhne der Wüste und für ihre Pferde, welche von jenen Stuten, von denen Virgil spricht und die der Wind befruchtete, abzustammen schienen.

Man machte noch zehn Meilen an demselben Tage; dann kam die Nacht, und man schlug die Zelte auf dem Abhange des Gebirges auf, an dessen Ende Pombal sich erhebt.

Der Maure hatte während dieses ersten Tagemarsches die zwei Freunde beständig überwacht. Anfangs unter dem Vorwand, sich bei dem fränkischen Ritter wegen seiner Unhöflichkeit zu entschuldigen, und sodann, um seine frühere Unhöflichkeit durch seine gegenwärtige Artigkeit wieder gut zu machen, verließ er Agenor nur die Zeit, die er nothwendig brauchte, um einige Worte mit den Wächtern der Sänfte auszutauschen. Doch so kurz auch diese Abwesenheiten waren, zu denen ihn ein Gefühl, stärker als alle andern Gefühle, zu nöthigen schien, so hatte Agenor doch Zeit, zu dem Großmeister zu sagen:

„Don Federigo, ich bitte, habt die Gnade, mich zu belehren, woher es kommt, daß uns Senor Mothril mit solcher Beharrlichkeit folgt und zu unterhalten sucht. Er liebt Euch also ungemein, hoher Herr, denn ich meinerseits glaube seine etwas verspäteten Zuvorkommenheiten nicht so aufgenommen zu haben, daß ihm dadurch eine große Zuneigung für mich eingeflößt worden sein sollte."

„Ich weiß nicht, ob mich Mothril ungemein liebt," erwiederte Don Federigo; „doch ich weiß, daß er Dona Padilla, die Geliebte des Königs, ungemein haßt."

Agenor schaute den Großmeister wie ein Mensch an, der gehört, aber nicht begriffen hat. Doch der horchende Maure kam alsbald wieder, und Don Federigo hatte nur Zeit, zu dem Ritter zu sagen:

„Sprecht von etwas Anderem."

Agenor beeilte sich, zu gehorchen, und da dieser Gedanke sich auf eine natürliche Weise seinem Geiste bot, so sprach er:

„Ah! edler Don Federigo, wollt mir doch mittheilen, wie sich in Spanien unsere geehrte Dame

Blanche von Bourbon, Königin von Caſtilien, angewöhnt hat. Man iſt ſehr unruhig in Frankreich über dieſe gute-Prinzeſſin, welche ſo viele Wünſche bei ihrer Abreiſe von Narbonne begleiteten, wo Ihr ſie im Auftrage des Königs, ihres Gemahls, abholtet."

Agenor hatte nicht ſobald vollendet, als er ſich heftig am linken Knie durch das rechte Knie des Pagen geſtoßen fühlte, der, wie durch ſein Pferd fortgeriſſen, zwiſchen Don Federigo und ſeinen Freund geritten kam und, während er ſich bei dem Ritter für ſich und ſein Roß entſchuldigte, zugleich einen Blick an ihn richtete, der ganz im Stande war, die Worte in die Kehle des Indiscreteſten zurückzudrängen.

Don Federigo begriff indeſſen, daß er antworten mußte, denn in der Lage, in der er ſich befand, konnte ſein Stillſchweigen nur noch ſchlimmer gedeutet werden, als ſeine Worte.

„Aber" ſagte Mothril, der ein ebenſo großes Intereſſe zu haben ſchien, das Geſpräch fortzuſetzen, als Federigo, es fallen zu laſſen, „hat denn Herr Agenor keine Nachrichten mehr von Doña Bianca erhalten, ſeitdem ſie in Spanien iſt?"

„Herr Maure," erwiederte der Ritter ganz erſtaunt, „ſeit zwei bis drei Jahren führe ich Krieg mit den Compagnien gegen England, den Feind von meinem Herrn, dem König Johann, der in London gefangen ſitzt, und unſerem Regenten, dem Prinzen Karl, den man eines Tags Karl den Weiſen nennen wird, eine ſo frühzeitige Klugheit und eine ſo hohe Tugend zeigt er."

„Wo Ihr auch ſein mochtet," erwiederte Mothril, „ich hätte geglaubt, die Geſchichte von Toledo habe Lärm genug gemacht, um bis zu Euch zu gelangen."

Don Federigo erbleichte leicht, und der Page legte ſeinen Finger an ſeine Lippen, um Agenor zu bedeuten, er möge ſchweigen.

Agenor begriff vollkommen und begnügte sich, innerlich zu murmeln:

„O Spanien! Spanien! Land der Geheimnisse!“

Mothril aber rechnete nicht so.

„Da Ihr nicht besser über die Schwägerin Eures Regenten unterrichtet seid, Herr Ritter,“ sprach er, „so will ich Euch sagen, was aus ihr geworden ist.“

„Wozu, Herr Mothril?“ entgegnete Don Federigo; „die Frage meines Freundes Don Agenor ist eine von den alltäglichen Fragen, welche eine Antwort mit Ja oder Nein heischen und durchaus nicht eine von den langen Erzählungen, welche kein Interesse für einen Zuhörer hätten, der Spanien fremd ist.“

„Aber wenn Herr Agenor Spanien fremd ist,“ entgegnete Mothril, „so ist er wenigstens Frankreich nicht fremd und Dona Bianca ist eine Französin. Uebrigens wird die Erzählung nicht lange sein, und wenn er an den Hof des Königs von Castilien geht, muß Senor Agenor nothwendig wissen, was man dort sagt, und was man dort nicht sagen soll.“

Don Federigo stieß einen Seufzer aus und schlug seinen großen weißen Mantel auf seine Augen nieder, als wollte er die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vermeiden.

„Ihr habt Dona Bianca von Narbonne nach Urgel begleitet,“ fuhr Mothril fort; „ist das die Wahrheit oder hat man mich getäuscht, Senor Agenor?“

„Es ist die Wahrheit,“ sprach der Ritter, der durch die Warnung des Pagen und durch das verdüsterte Antlitz von Don Federigo zwar vorsichtig geworden, dennoch aber unfähig war, die Wahrheit zu verbergen.

„Nun wohl, sie setzte ihre Reise gen Madrid fort, und durchzog Aragonien und einen Theil von Neucastilien, unter der Obhut von Don Federigo, der sie nach Alcala führte, wo die königliche Hochzeit mit einer des erhabenen Paares würdigen Pracht gefeiert wurde; doch schon am andern Tag,“ sagte Mothril, indem er auf

Federigo einen von den scharfen, glänzenden Blicken warf, die bei ihm Gewohnheit waren, „schon am andern Tag . . . der Beweggrund ist geheim geblieben . . . kehrte der König nach Madrid zurück und ließ seine junge Frau mehr als Gefangene, denn als Königin im Schlosse von Alcala."

Mothril unterbrach sich einen Augenblick, um zu sehen, ob der eine oder andere von den zwei Freunden etwas zu Gunsten von Dona Bianca sagen würde; doch Beide schwiegen, und der Maure fuhr fort:

„Von diesem Augenblick an fand eine völlige Trennung zwischen den beiden Gatten statt. Mehr noch, ein Concil von Bischöfen sprach die Ehescheidung aus; Ihr werdet zugeben, Ritter," sagte der Maure mit seinem ironischen Lächeln, „Ihr werdet zugeben, daß wichtige Gründe zur Klage gegen die fremde Frau vorliegen mußten, wenn eine so ehrwürdige und fromme Versammlung wie ein Concil das Band brach, das die Politik und die Religion geschlossen hatten."

„Oder wohl," entgegnete Federigo, der nicht länger seine Gefühle zu verbergen vermochte, „oder wohl, daß dieses Concil ganz und gar dem König Don Pedro zugethan war."

„Oh!" rief Mothril mit jener Naivetät, die den Spott nur schärfer und bitterer macht, „wie läßt sich voraussetzen, zweiunddreißig fromme Männer, deren Auftrag es ist, das Gewissen Anderer zu lenken, haben sich so gegen das ihrige verfehlt? Das ist unmöglich, oder was müßte man sonst von einer von solchen Dienern vertretenen Kirche denken?"

Die zwei Freunde schwiegen.

„Um diese Zeit wurde der König krank, und man glaubte, er müsse sterben. Da fingen die geheimen ehrgeizigen Bestrebungen an, an den Tag zu treten; der edle Don Enrique von Transtamare . . ."

„Senor Mothril," sagte Federigo, der diese Gelegenheit ergriff, um dem Mauren etwas zu entgegnen,

„vergeßt nicht, daß Don Enrique von Transtamare mein Zwillingsbruder iſt, und daß ich eben ſo wenig in meiner Gegenwart von ihm, als von meinem Bruder Don Pedro, dem König von Caſtilien, etwas Böſes zu ſagen erlauben werde.“

„Das iſt richtig,“ erwiederte Mothril, „entſchuldigt mich, erhabener Großmeiſter. Ich vergaß Eure Brüderſchaft, indem ich Don Enrique ſo meuteriſch und Euch dem König Don Pedro ſo liebevoll zugethan ſah. Ich werde alſo nur von Dona Bianca ſprechen.“

„Verdammter Maure!“ murmelte Don Federigo.

Agenor warf dem Großmeiſter einen Blick zu, welchen ſagen wollte: „Soll ich Euch von dieſem Menſche“ befreien, hoher Herr? Das wird bald geſchehen ſein.

Mothril ſtellte ſich, als hörte er die Worte nich und als ſähe er den Blick nicht.

„Ich ſagte alſo, die ehrgeizigen Beſtrebungen haben angefangen an den Tag zu treten, die Anhänglichkeiten wurden lockerer, und in dem Augenblick, wo der König Don Pedro beinahe die Ewigkeit berührte, öffneten ſich die Pforten des Schloſſes von Alcala und in einer Nacht entfernte ſich Dona Bianca daraus, geleitet von einem unbekannten Ritter, der ſie bis Toledo führte, wo ſie verborgen blieb. Doch die Vorſehung wollte, daß unſer vielgeliebter König Don Pedro, beſchützt durch alle Gebete ſeiner Unterthanen und wahrſcheinlich auch durch die ſeiner Familie, wieder zu Kraft und Geſundheit gelangte. Da vernahm er die Flucht von Dona Bianca, die Hülfe des unbekannten Ritters und den Ort, wohin ſie ſich geflüchtet hatte. Er befahl ſogleich, ſie feſtzunehmen, die Einen ſagen, um ſie nach Frankreich zurückzuführen, und ich bin der Anſicht von dieſen, die Andern ſagen, um ſie in engeren Gewahrſam als zuvor einzuſchließen. Was aber auch die Abſicht des Königs, ihres Gemahls, geweſen ſein mag, Dona Bianca flüchtete ſich, zu rechter Zeit von den Befehlen, die er gegeben, in Kenntniß geſetzt, in die Kathedrale

von Toledo an einem Sonntag, mitten unter dem Gottesdienst, und hier erklärte sie den Einwohnern, sie fordere das Asylrecht und stelle sich unter den Schutz des Gottes der Christen. Es scheint, Dona Bianca ist schön," fuhr der Maure fort, indem er abwechselnd den Ritter und den Großmeister anschaute, als wollte er sie befragen, „zu schön sogar. Ich meines Theils habe sie nie gesehen. Ihre Schönheit, das mit ihrem Unglück verknüpfte Geheimniß, wer weiß? vielleicht schon lange vorbereitete Einflüsse bewegten alle Seelen zu ihren Gunsten. Der Bischof, der einer von denjenigen war, welche die Ehe für nichtig erklärt hatten, wurde aus der Kirche verjagt, die man in eine Festung verwandelte, und wo man sich Dona Bianca gegen die herannahenden Wachen des Königs zu vertheidigen anschickte."

„Wie," rief Agenor, „die Wachen hatten im Sinn, Dona Bianca aus einer Kirche wegzuführen! Christen willigten ein, das Asylrecht zu verletzen!"

„Ei! mein Gott, ja!" erwiederte Mothril. „Der König Don Pedro wandte sich zuerst an seine maurischen Bogenschützen; doch diese baten ihn, in Erwägung zu ziehen, daß die Entheiligung eine noch größere wäre, wenn er Ungläubige zu einer solchen Profanation verwenden würde, und Don Pedro begriff diese Bedenklichkeit. Er wandte sich also an Christen, und diese willigten ein. Was wollt Ihr, Herr Ritter! alle Religionen sind voll von solchen Widersprüchen, und diejenigen, welche am wenigsten haben, sind die besten."

„Willst Du etwa sagen, Du Ungläubiger," rief der Großmeister, „willst Du damit sagen, die Religion des Propheten sei mehr werth, als die Religion Christi?"

„Nein, erhabener Großmeister, ich will dergleichen nicht sagen, und Gott behüte ein armes Atom von Staub, wie ich bin, irgend eine Meinung über einen solchen Gegenstand zu haben! Nein. In diesem Augenblick bin ich nur ein einfacher Erzähler und wiederhole

die Abenteuer von Madame Blanche von Bourbon, wie die Franzosen sagen, oder von Dona Bianca von Borbone, wie die Spanier sagen."

„Unverwundbar!" murmelte Don Federigo.

„So viel ist gewiß," fuhr Mothril fort, „daß die Wachen diese abscheuliche Heiligthumsverletzung begingen, in die Kirche eindrangen und dort Dona Bianca wegreißen wollten, als plötzlich ein Ritter, ganz mit Eisen bedeckt, das Visir niedergelassen, ohne Zweifel derselbe unbekannte Ritter, der der Gefangenen zu ihrer Flucht verholfen hatte, zu Pferde in die Kirche sprengte."

„Zu Pferde!" rief Agenor.

„Ja, gewiß," erwiederte Mothril; „das ist eine Kirchenschänderei, aber vielleicht war es ein Ritter, dem sein Name, sein Rang, oder irgend ein militärischer Orden das Recht hiezu gaben. Es bestehen mehrere Privilegien dieser Art in Spanien. Der Großmeister von San Jago, zum Beispiel, hat das Recht, behelmt und bespornt in alle Kirchen der Christenheit einzutreten. Ist das nicht wahr, Don Federigo?"

„Ja," antwortete Don Federigo mit dumpfem Tone, „das ist die Wahrheit."

„Nun wohl!" sprach der Maure, „dieser Ritter kam in die Kirche, stieß die Wachen zurück, rief die ganze Stadt unter die Waffen, und bei seinem Aufruf empörte sich die Stadt, vertrieb die Soldaten des Königs Don Pedro und schloß ihre Thore."

„Doch seitdem," sagte Don Federigo, „hat sich der König, mein Bruder, gerächt, und die zwei und zwanzig Köpfe, welche auf seinen Befehl auf dem öffentlichen Platze von Toledo fielen, haben ihm mit Recht den Beinamen der Justiciar eingetragen."

„Ja, doch unter diesen zweiundzwanzig Köpfen war nicht der des meuterischen Ritters, denn nie hat ein Mensch erfahren, wer dieser Ritter war."

„Und was hat der König mit Dona Bianca gemacht?" fragte Agenor.

„Dona Bianca wurde in das Schloß von Xeres geschickt, wo man sie gefangen hält, obgleich sie vielleicht eine viel härtere Strafe als die der Gefangenschaft verdient hätte.“

„Herr Maure,“ sprach Don Federigo, „es geziemt sich nicht für uns, zu entscheiden, was für eine Strafe oder Belohnung diejenigen verdienen, welche Gott auserwählt hat, um sie an die Spitze der Nationen zu stellen. Nur Gott steht über ihnen und Gott allein kommt es zu, sie zu bestrafen oder zu belohnen.“

„Unser edler Herr spricht würdig,“ erwiederte Mothril, indem er seine beiden Hände über seiner Brust kreuzte und seinen Kopf bis auf den Hals seines Pferdes neigte; „sein demüthiger Sklave hatte Unrecht, zu sprechen, wie er es gethan.“

In diesem Augenblick kam man an den Ort, an dem man am Abend Halt zu machen gedachte, und man hielt auch wirklich an, um die Zelte aufzuschlagen.

Als sich der Maure entfernte, um dem Niedersetzen der Sänfte beizuwohnen, näherte sich Don Federigo dem Ritter und sagte rasch zu ihm:

„Sprecht nichts mehr, was den König, oder Dona Bianca oder mich selbst betrifft, vor diesem verdammten Mauren, den ich alle Augenblicke von meinem Hunde erwürgen zu lassen Lust habe; sprecht nichts mehr davon bis zum Abendmahle, dann sind wir allein und können nach Muße plaudern.“

„Und Mothril der Maure wird er nicht ebenfalls dabei sein, wie immer?“

„Mothril der Maure wird genöthigt sein, uns allein zu lassen, er ißt nicht mit Christen; überdies hat er seine Sänfte zu bewachen.“

„Diese Sänfte enthält also einen Schatz?“

„Ja,“ antwortete Federigo lächelnd, „Ihr täuscht Euch nicht, es ist ein Schatz.“

In diesem Augenblick näherte sich Fernando; Agenor hatte an diesem Tage schon genug Indiscretionen be-

gangen, um zu befürchten, er könnte neue begehen. Aber wenn er seine Neugierde auch unterdrückte, so war sie doch nur um so lebhafter.

Fernando kam herbei, um die Befehle seines Herrn einzuholen, denn das Zelt von Don Federigo war mitten im Lager aufgeschlagen worden.

„Laß uns auftragen, mein guter Fernando," sprach der Großmeister zu dem jungen Mann, „der Ritter muß Hunger und Durst haben."

„Und ich werde zurückkommen," sagte Fernando, „Ihr wißt, daß ich es versprochen habe, und Ihr wißt auch, wem ich es versprochen habe."

Eine flüchtige Röthe stieg dem Großmeister in die Wangen.

„Bleibe also bei uns, Kind," sagte er, „denn ich habe keine Geheimnisse vor Dir."

Das Mahl wurde unter dem Zelte des Großmeisters aufgetragen; Mothril wohnte demselben in der That nicht bei.

„Nun, da wir allein sind," sprach Agenor, „denn es ist, als ob wir allein wären, da Ihr, wie Ihr selbst sagtet, keine Geheimnisse vor diesem jungen Manne habt, erzählt mir, theurer Herr, was vorgefallen ist, damit ich in Zukunft nichts dem ähnlich begehe, was ich so eben begangen habe."

Don Federigo schaute unruhig umher und sagte:

„Eine linnene Wand ist ein sehr schwacher Wall, um ein Geheimniß zu bewahren. Mann kann unten hineinsehen, man kann durch dieselbe hören."

„Dann sprechen wir von etwas Anderem," versetzte Mauleon; „trotz meiner natürlichen Neugierde werde ich warten. Und überdies, wenn es sich auch Satan zur Aufgabe machte, uns zu verhindern, finden wir doch sicherlich einen Augenblick von hier bis Sevilla, um ein paar Worte auszutauschen, ohne daß wir etwas zu befürchten haben."

„Wäret Ihr nicht so müde gewesen," sagte Don

Federigo, „so hätte ich Euch eingeladen, mit mir mein Zelt zu verlaſſen, wir würden hinausgegangen ſein, Jeder mit ſeinem Schwerte bewaffnet, in unſere Mäntel gehüllt, begleitet von Fernando, und hätten an einem Orte der Ebene geplaudert, der offen genug geweſen wäre, daß man hätte ſicher ſein können, auf fünfzig Schritte von uns würde uns Niemand hören, und verwandelte ſich der Maure auch in eine Schlange als in ſeine erſte Form.“

„Senor,“ erwiederte Agenor mit jenem Lächeln, das die Stärke und das unerſchöpfliche Vertrauen der Jugend verleihen, „ich bin nie müde. Oft, nachdem ich den Gemsbock auf den höchſten Felſen unſerer Gebirge gejagt hatte, ſagte mein edler Vormund Ernauton von Sainte-Colombe zu mir, wenn ich am Abend zurückkehrte: „„Agenor, man hat die Spur eines Bären im Gebirge erkannt, ich weiß, wo er wechſelt; willſt Du mit mit mir kommen und auf ihn warten?““ Ich nahm mir nur Zeit, um das Wildpret, das ich nach Hauſe brachte, niederzulegen, und brach, welche Stunde es auch war, auf's Neue auf.“

„Vorwärts alſo,“ ſprach Don Federigo.

Sie legten ihre Helme und ihre Panzer ab und hüllten ſich in ihre Mäntel, minder noch wegen der zwiſchen den Gebirgen ſtets kalten Nächte, als um unbekannt zu bleiben; dann verließen ſie ihre Zelte und wanderten in der Richtung fort, die ſie am ſchnellſten aus dem Lager führen mußte.

Der Hund wollte ihnen folgen, doch Don Federigo machte ihm ein Zeichen, und das verſtändige Thier legte ſich bei der Thüre des Zeltes nieder; er war Jedermann ſo bekannt, daß er bald das Incognito der zwei Freunde verrathen hätte.

Schon bei den erſten Schritten wurden ſie von einer Schildwache angehalten.

„Wer iſt dieſer Soldat?“ fragte Don Federigo

ſeinen Pagen Fernando, indem er einen Schritt rückwärts machte.

„Es iſt Ramon der Armbruſtſchütze, gnädigſter Herr,“ erwiederte der Page; „man ſollte gut Wache halten um die Lagerſtätte Eurer Herrlichkeit, und ich ſtellte ſelbſt eine Linie von Schildwachen auf; Ihr wißt, ich habe Euch zu hüten verſprochen.“

„So ſage ihm, wer wir ſind,“ ſprach der Großmeiſter, „dieſem unſern Namen zu offenbaren, iſt nicht gefährlich.“

Fernando näherte ſich der Schildwache und ſagte ihr leiſe ein Wort. Der Soldat hob ſeine Armbruſt in die Höhe, trat ehrfurchtsvoll bei Seite und ließ die Spaziergänger vorüber.

Doch kaum hatten ſie fünfzig Schritte gemacht, als ſich eine weiße, unbewegliche Geſtalt in der Dunkelheit erhob. Der Großmeiſter, welcher nicht wußte, wer dies ſein konnte, ging gerade auf das Geſpenſt zu. Es war eine zweite Schildwache, in einen Caban gehüllt; ſie ſenkte ihre Lanze und ſagte ſpaniſch, jedoch mit dem gutturalen Accent der Araber:

„Man geht nicht vorbei.“

„Und dieſer?“ fragte Don Federigo den Pagen, „wer iſt es?“

„Ich kenne ihn nicht,“ antwortete Fernando.

„Du haſt ihn alſo nicht aufgeſtellt?“

„Nein, es iſt ein Maure.“

„Laß uns vorbei,“ ſagte Don Federigo arabiſch.

Der Maure ſchüttelte den Kopf und hielt fortwährend dem Großmeiſter die ſcharfe Spitze ſeiner Hellebarde auf die Bruſt.

„Was ſoll das bedeuten? bin ich denn Gefangener, ich, der Großmeiſter, ich, der Fürſt? Hollah! meine Wachen herbei!“

Fernando zog ein goldenes Pfeifchen aus ſeiner Taſche und pfiff.

Doch vor den Leibwachen, ſogar vor der ſpaniſchen

Schildwache, welche fünfzig Schritte hinter den Spaziergängern ſtand, erſchien raſch und ſpringend der Hund von Don Federigo, der, als er die Stimme ſeines Herrn erkannte und begriff, daß er um Hülfe rief, mit geſträubten Haaren herbeilief, mit einem Satze, mit einem Tigerſatze auf den Mauren losſtürzte und ihn durch die Falten ſeines Caban ſo gewaltig bei der Gurgel packte, daß der Soldat einen Schrei ausſtoßend niederſtürzte.

Bei dem Nothgeſchrei kamen Mauren und Spanier aus den Zelten hervor: die Spanier eine Fackel in einer Hand und das Schwert in der andern; die Mauren ſchweigſam und ohne Licht, Raubthieren ähnlich in der Finſterniß hinſchlüpfend.

„Herein, Alan!“ rief der Großmeiſter.

Auf dieſen Ruf ließ der Hund langſam und wie mit Bedauern ſeine Beute los und wich, die Augen auf den Mauren geheftet, der ſich auf ein Knie erhob, bis zu den Füßen ſeines Herrn zurück, bereit, auf ein Zeichen von dieſem abermals loszuſtürzen.

In dieſem Augenblick kam Mothril.

Der Großmeiſter wandte ſich gegen ihn um und ſprach mit der doppelten Majeſtät, die ihn zum Fürſten zugleich dem Herzen und der Geburt nach machte:

„Wer hat Schildwachen in meinem Lager aufgeſtellt? Antwortet, Mothril. Dieſer Menſch gehört Euch. Wer hat ihn hierher geſtellt?“

„In Euer Lager, hoher Herr,“ erwiederte Mothril mit der größten Demuth; „oh! nie wäre ich ſo vermeſſen geweſen. Ich habe nur dieſen treuen Diener hier (und er deutete auf den Mauren, der auf einem Knie lag und ſeine blutige Kehle zwiſchen beiden Händen hielt), ich habe nur dieſem treuen Diener Befehl gegeben, Wache zu halten, aus Furcht vor nächtlichen Ueberfällen, und er wird meine Befehle überſchritten oder Euch nicht erkannt haben; jedenfalls aber, wenn er den Bruder meines Königs beleidigt hat, und man

glaubt, dieſe Beleidigung verdiene den Tod, ſoll er ſterben."

„Nein," ſprach Don Federigo. „Die böſe Abſicht macht den Schuldigen, und ſobald Ihr mir dafür ſteht, daß die ſeinige gut war, Herr Mothril, bin ich ihm eine Entſchädigung für die Lebhaftigkeit meines Hundes ſchuldig. Fernando gib dieſem Menſchen Deine Börſe."

Fernando näherte ſich mit Widerſtreben dem Verwundeten und warf ihm ſeine Börſe zu, die er aufhob.

„Nun, Herr Mothril," ſprach Don Federigo wie ein Mann, der nicht den geringſten Widerſpruch gegen ſeinen Willen zulaſſen würde, „ich danke Euch für Eure Sorgfalt, doch ſie iſt unnöthig; meine Wachen und mein Schwert genügen, um mich zu vertheidigen; wendet alſo Euer Schwert an, um Euch und Eure Sänfte zu bewachen, und nun, da Ihr wißt, daß ich weder Eurer, noch der Eurigen bedarf, kehrt unter Euer Zelt zurück, Senor Mothril, und ſchlaft im Frieden."

Der Maure verbeugte ſich und Don Federigo ging weiter.

Mothril ließ ihn gehen, und als er die drei Geſtalten des Prinzen, des Ritters und des Pagen in der Dunkelheit ſich hatte verlieren ſehen, näherte er ſich der Schildwache und fragte:

„Biſt Du verwundet?"

„Ja," antwortete die Schildwache mit düſterer Miene.

„Schwer?"

„Die Zähne des verfluchten Thieres ſind in ihrer ganzen Länge in meine Gurgel eingedrungen."

„Leideſt Du?"

„Sehr."

„Zu ſehr, als daß Du Dich rächen könnteſt?"

„Wer ſich rächt, leidet nicht; befehlt."

„Ich werde befehlen, wenn es Zeit iſt; komm."

Hienach kehrten Beide in das Lager zurück.

Während Mothril und der verwundete Soldat ſich

dem Lager zuwandten, wanderte Don Federigo, begleitet von Agenor und Fernando, in der düsteren Landschaft fort, deren Horizont die Sierra Estrella bildete; von Zeit zu Zeit schickte er voraus oder zurück den Hund mit dem unfehlbaren Geruche, der, wenn man ihnen gefolgt wäre, sicherlich seinen Herrn von der Gegenwart des Spions benachrichtigt hätte.

Sobald er glaubte, er sei vom Lager entfernt genug, daß der Klang seiner Stimme nicht mehr bis dahin dringen könnte, blieb Don Federigo stehen, legte seine Hand auf die Schulter des Ritters und sagte mit dem tiefen Ausdruck, welcher offenbart, daß die Stimme vom Herzen kommt:

„Höre, Agenor, sprich mir nie mehr von der Person, deren Namen Du genannt hast; wenn Du vor Fremden von ihr sprichst, wirst Du meine Stirne erröthen und meine Hand zittern machen; sprächst Du von ihr, wenn wir allein wären, so würdest Du meine Seele vergehen machen. Die unglückliche Dona Bianca hat die Gnade ihres königlichen Gemahls nicht zu erlangen gewußt; der so reinen und sanften Französin hat er Maria Padilla, die hochmüthige und glühende Spanierin, vorgezogen. Eine ganze beklagenswerthe Geschichte von Argwohn, Krieg und Blut ist in den wenigen Worten enthalten, die ich Dir gesagt habe. Eines Tags, wenn es nöthig ist, werde ich Dir mehr sagen; doch bis dahin beobachte Dich, Agenor, und sprich mir nicht mehr von ihr; ich denke nur zu viel an sie, ohne daß man von ihr spricht."

Bei diesen Worten hüllte sich Federigo in seinen Mantel, als wollte er einen ungeheuren Schmerz mit sich absondern und begraben.

Agenor blieb nachdenkend beim Großmeister; er suchte, indem er seine Erinnerungen zurückrief, diejenigen Theile des Geheimnisses seines Freundes zu durchdringen, wobei er ihm nützlich sein könnte, und denen, wie er

wohl einſah, die Einladung, die er von ihm erhalten, nicht fremd war.

Der Großmeiſter begriff, was in dem Herzen von Agenor vorging, und fügte bei:

„Dies iſt es, was ich Dir ſagen wollte, Freund; Du wirſt fortan bei mir leben und, da ich keine Vorſicht gegen meinen Bruder zu gebrauchen habe, ohne daß ich von ihr ſpreche, ohne daß Du mir von ihr ſprichſt, am Ende den Abgrund erforſchen, vor dem ich ſelbſt erſchrecke; doch für den Augenblick gehen wir nach Sevilla, die Feſte eines Turniers erwarten mich dort; der König, mein Bruder, will mir Ehre anthun, wie er ſagt, und er hat mir in der That, wie Du geſehen, Don Mothril, ſeinen Rath und ſeinen Freund, geſchickt."

Fernando zuckte die Achſeln, um zugleich Haß und Verachtung auszudrücken.

„Ich gehorche alſo," erwiederte Federigo, ſeinen eigenen Gedanken beantwortend; „doch ſchon als ich Coimbra verließ, hatte ich Argwohn, und die Beaufſichtigung, die man um mich her übt, hat dieſen Argwohn beſtätigt. Ich werde alſo wachen. Ich habe nicht nur zwei Augen, ich habe auch die meines ergebenen Dieners Fernando, und wenn Fernando mich verläßt, um eine geheime, unerläßliche Sendung zu vollziehen, ſo bleibſt Du bei mir, denn ich bin Euch Beiden in gleicher Freundſchaft zugethan."

Und Don Federigo reichte jedem von den zwei jungen Leuten eine Hand, welche Agenor ehrfurchtsvoll an ſein Herz drückte und Fernando mit Küſſen bedeckte.

„Edler Herr," ſprach Mauleon, „ich bin ſehr glücklich, ſo zu lieben und geliebt zu werden; doch ich komme ſehr ſpät, um meinen Antheil an einer ſo lebhaften Freundſchaft zu nehmen."

„Du wirſt unſer Bruder ſein," erwiederte Don Federigo, „Du wirſt in unſer Herz einziehen, wie wir in

das Deinige. Und nun ſprechen wir nur von den Feſten und von den ſchönen Lanzenſtößen, die uns in Sevilla erwarten. Kommt und laßt uns ins Lager zurückkehren."

Hinter dem erſten Zelte, an dem er vorbei ſchritt, fand Don Federigo Mothril, der ganz wach hier aufgepflanzt war; er blieb ſtehen und ſchaute den Mauren an, ohne den Aerger verbergen zu können, den ihm dieſe Hartnäckigkeit verurſachte.

„Senor," ſagte Mothril zu Don Federigo, „als ich ſah, daß Niemand im Lager ſchlief, kam mir ein Gedanke; würde es Eurer Hoheit, da die Tage ſo glühend heiß ſind, nicht gefallen, ſich wieder in Marſch zu ſetzen? Der Mond geht auf, die Nacht iſt mild und ſchön, und Ihr kürzt dadurch die Ungeduld des Königs, Eures Bruders ab."

„Doch Ihr?" ſagte Federigo, „doch Eure Sänfte?"

„Oh! Senor," erwiederte der Maure, „ich und alle meine Leute ſind Eurer Hoheit zu Befehl."

„Vorwärts alſo, es iſt mir genehm," ſprach Federigo, „gebt Befehl zum Aufbruch."

Während man die Pferde und Maulthiere ſattelte, während man die Zelte abſchlug, näherte ſich Mothril der verwundeten Schildwache und fragte ſie:

„Wenn wir zehn Meilen in dieſer Nacht machen, ſo haben wir die erſte Gebirgskette überſchritten?"

„Ja," antwortete der Soldat.

„Und wenn wir morgen Abend gegen ſieben Uhr aufbrechen, um welche Stunde werden wir bei der Furt der Zezere ſein?"

„Um eilf Uhr."

Um die von dem Soldaten bezeichnete Stunde war man zum Lagerungsplatz gekommen. Dieſe Art, zu reiſen, war, wie es der Maure vorhergeſehen, Jedermann angenehm geweſen und hatte für ihn noch den beſondern Vortheil gehabt, daß er ſeine Sänfte leichter den neugierigen Blicken von Muſaron zu entziehen vermochte.

Denn eine einzige Sorge beſchäftigte den würdigen

Knappen, die, zu erfahren, welche Art von Schatz in dem vergoldeten Kasten, den Mothril so ängstlich hütete, verborgen sei.

„Als wahrer Sohn Frankreichs nahm er auch keine Rücksicht auf die Anforderungen des neuen Klima, in welchem er sich fand, und er schweifte bei der größten Hitze des Tages um die Zelte her.

Die Sonne schoß senkrecht herab, Alles war verlassen auf dem Felde. Federigo hatte sich, um ganz seinen Gedanken zu leben, unter sein Zelt zurückgezogen. Fernando und Agenor plauderten unter dem ihrigen, als sie plötzlich Musaron auf der Schwelle erscheinen sahen. Der Knappe zeigte das lachende Gesicht eines Menschen, der beinahe sein längst ersehntes Ziel erreicht hat.

„Seigneur Agenor," sagte er, „eine große Entdeckung?"

„Welche?" fragte der Ritter, der an die scherzhaften Ausfälle seines Knappen gewöhnt war.

„Don Mothril spricht mit der Sänfte und die Sänfte antwortet ihm."

„Und was sagen sie sich?" fragte der Ritter.

„Ich habe wohl das Gespräch gehört, doch ich konnte es nicht verstehen, in Betracht, daß sie Arabisch mit einander sprachen."

Der Ritter zuckte die Achseln.

„Was sagt Ihr hiezu, Fernando?" fragte er. „Wenn man Musaron glauben darf, spricht der Schatz von Don Mothril."

„Darüber darf man sich nicht wundern," erwiederte der Page, „der Schatz von Don Mothril ist eine Frau."

„Ah! . . . ." machte Musaron, im höchsten Maße erstaunt.

„Jung?" fragte Agenor lebhaft.

„Wahrscheinlich."

„Schön?“

„Ah! Ihr fragt mich zu viel, Herr Ritter; ich glaube, nur wenige Personen, selbst von dem Gefolge von Don Mothril, vermöchten Euch hierauf zu antworten.“

„Nun wohl, ich werde es erfahren,“ sprach Agenor.

„Wie dies?“

„Da Musaron bis zum Zelte gekommen ist, so werde ich wohl auch dahin gelangen. Wir Gebirgsjäger sind gewohnt, von Fels zu Fels zu schlüpfen und die Gemsen auf den Gipfeln unserer Pics zu überraschen. Der Senor Don Mothril wird weder schlauer, noch argwöhnischer sein, als eine Gemse.

„Es sei,“ sprach Fernando, ebenfalls durch einen unwiderstehlichen Zug toller Jugend fortgerissen; „doch nur unter der Bedingung, daß ich mit Euch gehe.“

„Kommt, und Musaron soll mittlerweile wachen.“

Agenor hatte sich nicht getäuscht, und man hatte nicht einmal so viel Vorsicht nöthig. Es war eilf Uhr Morgens. Die Sonne Afrikas schoß ihre heißesten Strahlen auf die Erde herab; das Lager schien verlassen; die spanischen und maurischen Schildwachen hatten den Schatten eines Felsen oder eines einsamen Baumes gesucht, so daß man sich, wenn die Zelte nicht gewesen wären, die der Landschaft den augenblicklichen Anschein der Bewohnung gaben, in einer Wüste hätten glauben können. Das Zelt von Don Mothril war das entfernteste. Um es noch mehr abzusondern, oder um ihm ein wenig Frische zu geben, hatte er es an eine Gruppe von Bäumen angelehnt. In dieses Zelt hatte er die Sänfte bringen lassen, und vor der Thüre fiel ein großes Stück türkischen Stoffes herab, das den Blick in das Innere zu bringen verhinderte. Musaron bezeichnete ihnen dieses Zelt als dasjenige, welches den Schatz enthalte. Die jungen Leute ließen Musaron an dem Platz, wo er war, und von wo er Alles, was auf der Seite des Zeltes vorging, sehen konnte, machten einen Um-

weg und erreichten das Ende des Gehölzes; sobald sie hier waren, hielten sie den Athem an, dämpften sie ihre Tritte, schoben sie behutsam die Zweige, deren Rauschen sie hätte verrathen können, auseinander, und schlichen sich, ohne von Don Mothril gehört zu werden, bis zu dem kreisförmigen Zelte, in dessen Mittelpunkt Don Mothril und seine Sänfte sich befanden.

Man konnte nichts sehen, doch man konnte horchen.

„Oh!“ sagte Agenor, „das Gespräch wird uns nicht viel lehren, denn sie sprechen Arabisch.“

Fernando legte den Finger auf seine Lippen und erwiederte:

„Ich verstehe das Arabische, laßt mich hören.“

Der Page horchte und der Ritter blieb still.

„Das ist seltsam,“ sagte Fernando nach wenigen Augenblicken, „sie sprechen von Euch.“

„Von mir?“ versetzte Agenor, „unmöglich.“

„Doch, wenn ich mich nicht sehr täusche.“

„Und was sagen sie?“

„Don Mothril hat bis jetzt allein gesprochen. Er hat gefragt: „„Ist es der Ritter mit dem rothen Helmbusch?““

In dem Augenblick, wo der Page diese Worte vollendete, erwiederte eine melodische, vibrirende Stimme, eine von jenen Stimmen, welche Ambra und Perlen zu destilliren scheinen und ein Echo im Herzen finden:

„Ja, es ist der Ritter mit dem rothen Helmbusch; er ist jung und schön.“

„Jung allerdings,“ erwiederte Mothril, „denn er ist kaum zwanzig Jahre alt, doch schön, das leugne ich.“

„Er trägt seine Waffen gut und scheint muthig zu sein.“

„Muthig! ein Räuber! ein Geier der Pyrenäen, der sich auch auf den Leichnam unseres Spanien niedergelassen hat!“

„Was sagt er?“ fragte Agenor.

Der Page wiederholte lachend die Worte von Mothril.

Der Ritter wurde roth bis über die Stirne; er legte die Hand an den Griff seines Degens und zog ihn halb aus der Scheide. Fernando hielt ihn zurück.

„Edler Herr," sagte er, „das ist der Lohn der Indiscreten; doch ohne Zweifel wird die Reihe auch an mich kommen: horchen wir."

Die sanfte Stimme fuhr stets in arabischer Sprache fort:

„Es ist der erste Ritter von Frankreich, den ich sehe; verzeiht mir also ein wenig Neugierde. Die französischen Ritter sind berühmt durch ihre Artigkeit, wie man mich versichert. Ist dieser im Dienste des Königs Don Pedro?"

„Aissa," entgegnete Mothril mit einem Ausdruck gedrängter Wuth, „sprecht mir nicht mehr von diesem jungen Menschen."

„Ihr," erwiederte die Stimme, „Ihr habt mir von ihm gesprochen, als wir ihn im Gebirge trafen; Ihr habt mich, nachdem Ihr mir unter den Bäumen, wo er uns vorangeritten, Halt zu machen zugesagt, ermahnt, eine Strapaze mehr zu ertragen, um nach Coimbra zu kommen, ehe der französische Herr mit Federigo sprechen könnte."

Fernando legte seine Hand auf den Arm des Ritters, es kam ihm vor, als zerrisse der Schleier und entblößte das Geheimniß des Mauren.

„Was sagt er denn?" fragte der Ritter.

Fernando wiederholte ihm Wort für Wort, was Mothril gesagt.

Doch dieselbe Stimme fuhr mit einem Tone fort, der dem Ritter bis ins Herz ging, obgleich er die Worte nicht verstand, und fragte:

„Warum scheint Ihr ihn denn so zu fürchten, wenn er nicht muthig ist?"

„Ich mißtraue Jedermann und fürchte Niemand,"

erwiederte Mothril. „Dann finde ich es unnöthig, daß Ihr Euch mit einem Mann beschäftigt, den Ihr bald nicht mehr sehen sollt.“

Mothril hatte diese letzten Worte mit einem Ton gesprochen, der keinen Zweifel über ihre Bedeutung übrig ließ; Agenor erkannte auch an der Bewegung, die der Page machte, daß er etwas Wichtiges erlauert hatte.

„Seid auf Eurer Hut, Sire von Mauleon,“ sagte er. „Ihr habt in Don Mothril einen Feind, mag nun Politik oder Eifersucht die Ursache sein.“

Agenor lächelte verächtlich.

Beide horchten wieder, hörten aber nichts mehr. Einige Minuten nachher erblickten sie durch die Bäume Mothril, der sich entfernte und den Weg nach dem Zelte von Don Federigo einschlug.

„Mir scheint,“ sagte Agenor, „dies wäre der Augenblick, die schöne Aissa, welche so viel Sympathie für die fränkischen Ritter hat, zu sehen und zu sprechen.“

„Sie sehen, ja, sie sprechen, nein,“ ewiederte Fernando. „Denn, glaubt mir, Mothril hat sich nicht entfernt, ohne Wachen vor der Thüre zurückzulassen.“

Und er machte mit der Spitze seines Dolches in die Naht des Zeltes eine schmale Oeffnung, welche, so schmal sie auch war, dem Blick in das Innere zu dringen gestattete.

Aissa lag auf einem Ruhebett von purpurnem, mit Gold gesticktem Stoff, und war in eine von jenen stummen, lächelnden Träumereien versunken, die den Frauen des Orients, deren ganzes Leben sinnlichen Empfindungen angehört, eigenthümlich sind. Eine von ihren Händen hielt das musikalische Instrument, das man die Guzla nennt. Die andere war in ihre mit Perlen bestreuten schwarzen Haare getaucht, welche nur um so mehr ihre feinen, zart zugespitzten Finger mit den roth gefärbten Nägeln hervorhoben. Ein langer, feuchter Blick, der, um sich darauf zu heften, den Gegenstand zu suchen

schien, den sie in ihrem Geiste sah, sprang unter ihrem Augenlid mit den seidenen Wimpern hervor.

„Wie schön ist sie!“ murmelte Agenor.

„Senor,“ erwiederte Fernando, „bedenkt wohl, es ist eine Maurin, und folglich eine Feindin unserer heiligen Religion.“

„Bah!“ versetzte Agenor, „ich werde sie bekehren.“

In diesem Augenblick hörte man Musaron husten. Dies war das verabredete Zeichen, wenn sich Jemand dem Gehölze nähern würde; und die zwei jungen Leute kehrten mit derselben Vorsicht, die sie zuvor angewendet, auf dem Weg, den sie schon gemacht hatten, zurück. Als sie an den Saum des Gehölzes kamen, erblickten sie auf der Straße von Sevilla eine kleine Truppe, bestehend aus einem Dutzend arabischer und castilianischer Reiter. Sie ritten gerade auf Mothril zu, der, sobald er sie erblickte, einige Schritte von dem Zelte des Großmeisters stehen blieb. Diese Reiter kamen abgesandt vom König Don Pedro und brachten eine neue Depeche an seinen Bruder. Die Depeche war begleitet von einem Brief für Mothril. Der Maure las den für ihn bestimmten Brief und trat in das Zelt von Don Federigo, nachdem er die Ankömmlinge einen Augenblick hatte warten heißen, für den Fall, daß es dem Großmeister belieben würde, einige Erläuterung von ihnen zu verlangen.

„Abermals!“ rief Don Federigo, als er Mothril auf seiner Thürschwelle erblickte.

„Hoher Herr,“ sprach der Maure, „was mich so kühn macht, bis zu Euch zu dringen, ist eine an Euch gerichtete Botschaft unseres geehrten Königs, die ich Euch ungesäumt übergeben wollte.“

Und er reichte den Brief Don Federigo, der ihn mit einem gewissen Zögern nahm. Doch bei den ersten Zeilen, die er las, klärte sich die Stirne des Großmeisters auf.

Die Depeche enthielt Folgendes:

„Mein vielgeliebter Bruder, beeile Dich, denn schon ist mein Hof voll von Rittern aller Nationen. Sevilla freut sich in Erwartung der Ankunft des tapferen Großmeisters von San Jago. Diejenigen, welche Du mit Dir bringen wirst, sollen willkommen sein; doch hemme Deinen Marsch nicht durch ein zu großes Gefolge. Zum Ruhm wird es mir gereichen, Dich zu sehen, zum Glück, Dich bald zu sehen.“

Fernando und Agenor, denen diese neue Truppe, welche sich nach dem Zelte von Don Federigo wandte, einige Unruhe verursachte, traten nun ebenfalls ein.

„Ah!“ sprach Don Federigo, indem er Agenor den Brief des Königs reichte, „leset und seht, welche Aufnahme uns zu Theil werden wird.“

„Wird Eure Hoheit nicht einige Worte des Willkomms zu denjenigen sagen, welche ihr diesen Brief gebracht haben?“ fragte Mothril.

Don Federigo machte ein Zeichen mit dem Kopf, ging hinaus und dankte ihnen für die Eile, die sie angewendet, denn er hatte vernommen, daß sie den Weg von Sevilla bis zu seinen Zelten in fünf Tagen zurückgelegt. Nachdem er dies gethan, wandte sich Mothril an den Anführer und sprach:

„Ich behalte Deine Soldaten, um dem Großmeister mehr Ehre anzuthun. Du aber kehre zu dem König Don Pedro mit der Schnelligkeit der Schwalbe zurück und melde ihm, der Prinz sei im Marsch nach Sevilla begriffen.“

Dann fügte er ganz leise bei:

„Gehe und sage dem König, ich werde nicht ohne den Beweis, den ich ihm versprochen, zurückkehren.“

Der arabische Reiter verbeugte sich und schoß, ohne ein Wort zu erwiedern, ohne sich oder sein Pferd zu erfrischen, wie ein Pfeil fort.

Dieser mit leiser Stimme gegebene Auftrag entging Fernando nicht, und obgleich er den Gegenstand

deſſelben nicht wußte, weil er die Worte nicht hatte hören können, glaubte er doch ſeinem Herrn ſagen zu müſſen, der Wiederaufbruch des kaum angekommenen Führers erſcheine ihm um ſo verdächtiger, als dieſer Führer ein Maure und kein Caſtilianer ſei.

„Höre," ſagte Don Federigo, als ſie allein waren, „die Gefahr, wenn eine ſolche obwaltet, kann weder mich, noch Dich, noch Agenor bedrohen; wir ſind ſtarke Männer, welche keine Gefahr fürchten. Doch im Schloſſe Medina Sidonia iſt ein ſchwaches, wehrloſes Weſen, eine Frau, welche ſchon zu viel für mich und meinetwegen gelitten hat. Du mußt abgehen; Du mußt mich verlaſſen; Du mußt durch irgend ein Mittel, deſſen Wahl ich Deiner Gewandtheit anheimſtelle, bis zu ihr gelangen und ſie auf ihrer Hut zu ſein ermahnen. Alles, was ich ihr nicht in einem Briefe ſagen könnte, wirſt Du ihr mündlich ſagen."

„Ich werde abreiſen, wann Ihr wollt," antwortete Fernando; „Ihr wißt, daß ich zu Euren Befehlen bin."

Federigo ſetzte ſich an einen Tiſch und ſchrieb einige Zeilen auf ein Pergament, auf das er, nachdem er es geſchloſſen hatte, ſein Siegel drückte. Als er hiemit zu Ende war, kam der unvermeidliche Mothril wieder in ſein Zelt.

„Ihr ſeht," ſprach Don Federigo, „ich ſchreibe meinerſeits auch an den König Don Pedro. Es hieß, wie mir ſcheint, ſeinen Brief kalt empfangen, daß man Eurem Boten nur eine mündliche Antwort ertheilte. Morgen früh wird Fernando abgehen."

Der Maure verbeugte ſich ſtatt jeder Antwort; in ſeiner Gegenwart verſchloß der Großmeiſter das Pergament in einen mit Perlen geſtickten Beutel, übergab dieſen dem Pagen und ſprach zu ihm:

„Du weißt, was damit zu thun iſt?"

„Ja, gnädigſter Herr, ich weiß es."

„Aber," verſetzte Mothril, „aber da Eure Hoheit

dieſem fränkiſchen Ritter wohlgewogen iſt, warum ſchickt ſie nicht ihn ab, ſtatt ihres Pagen, den ſie nöthig haben dürfte? Ich würde ihn von vier von meinen Leuten escortiren laſſen, und wenn er dem König den Brief, einen Brief ſeines Bruders überbrächte, ſo hätte er mit einem Male die Gnade verdient, die Ihr für ihn zu erbitten gedenkt."

Die Schlauheit des Mauren brachte Don Federigo einen Augenblick in Verlegenheit; doch Fernando kam ihm zu Hülfe.

„Mir ſcheint," ſagte er zu Don Federigo, „mir ſcheint, daß man zum König von Caſtilien einen Spanier ſchicken muß. Ueberdies hat Eure Hoheit mich zuerſt gewählt, und wenn ſie es nicht durchaus befiehlt, ſo wünſche ich, daß mir die Ehre dieſer Sendung übertragen bleibe."

„Es iſt gut," erwiederte Don Federigo, „wir ändern nichts an dem, was wir einmal beſchloſſen haben."

„Eure Hoheit iſt der Herr," ſprach Mothril, „wir Alle haben keine andere Pflicht, als ihre Befehle zu vollziehen, und ich kam auch, um dieſe einzuholen."

„Wozu?"

„Für die Abreiſe; iſt es nicht verabredet, daß wi wie geſtern in der Nacht reiſen? Hat ſich Eure Hohei bei dieſem nächtlichen Marſch ſchlecht befunden?"

„Nein, im Gegentheil."

„Nun wohl! wir haben nur noch eine oder zwei Stunden Tag," erwiederte Mothril; „es wäre alſo Zeit, aufzubrechen."

„Gebt die Befehle, und ich werde bereit ſein."

Mothril ging hinaus.

„Höre," ſprach Don Federigo zu Fernando: „wir haben über den Fluß zu ſetzen, der von der Sierra Eſtrella herkommt und ſich in den Tajo wirft. Im Augenblick des Uebergangs wird immer eine kurze Ver-

wirrung ſtattfinden, benütze ſie, ſobald Du am andern Ufer biſt, um Dich auf der Stelle zu entfernen; denn ich glaube es iſt Dir ebenſo wenig als mir an der Escorte gelegen, die uns der Maure angeboten hat. Sei nur vorſichtig auf der Reiſe, ſei noch vorſichtiger, wenn Du angekommen biſt, denn Du weißt, daß ſie auf das Strengſte bewacht wird."

„Ja, gnädigſter Herr, ich weiß es."

Mothril verlor keinen Augenblick, um die nöthigen Befehle zu geben. Die Karavane ſetzte ſich in der gewohnten Ordnung in Marſch, nämlich eine Vorhut von mauriſchen Reitern ſondirte den Weg; hernach kam Don Federigo von Mothril überwacht, und dann erſt kamen die Sänfte und die Nachhut.

Gegen zehn Uhr erreichte man das Ende der Sierra und ſtieg dann in das Thal hinab. Eine Stunde nachher erblickte man durch die Bäume, mit denen der Abhang des Berges beſetzt war, ein langes, gekrümmtes, bläuliches Band, aus dem der Mond an verſchiedenen Stellen Tauſende von Funken hervorſpringen machte.

„Das iſt die Jezere," ſagte Mothril; „mit der Erlaubniß Eurer Hoheit will ich die Furt unterſuchen laſſen."

Dies war eine Gelegenheit für Don Federigo, einen Augenblick mit Agenor und Fernando zurückzubleiben. Er beeilte ſich daher, den Mauren durch ein Zeichen mit dem Kopf zu entlaſſen.

Mothril marſchirte, wie man weiß, nicht ohne die Sänfte; er machte auch eine Wendung gegen die Nachhut, und man ſah ihn in Begleitung des Schatzes vorrücken, der Muſaron, ſo lange er nicht wußte, welcher Natur er war, ſo ſehr beſchäftigt hatte.

„Nun iſt es an mir, Eure Hoheit um eine Erlaubniß zu bitten," ſprach Agenor; „wir Franzoſen haben die Gewohnheit, über die Flüſſe zu ſetzen, wo wir uns gerade finden, und ich möchte gern zu gleicher Zeit mit dem Mauren jenſeits des Fluſſes ankommen."

Dies war abermals eine Gelegenheit für Don Federigo, Fernando seine letzten Instructionen geben zu können, ohne daß sie Jemand hörte.

„Macht es, wie es Euch beliebt," sagte er zu dem Ritter, „setzt Euch aber nicht unnöthig einer Gefahr aus, Ihr wißt, daß ich Eurer bedarf."

„Hoheit," sprach Agenor, „wir werden uns auf dem andern Ufer wiederfinden."

Und der Ritter machte in entgegengesetzter Richtung dieselbe kreisförmige Wendung, die der Maure und die Sänfte gemacht hatten, und verschwand begleitet von Musaron in den Krümmungen des Gebirges.

Fünftes Kapitel.

Der Uebergang über den Fluß.

Der Maure, der zuerst abgegangen war, kam zuerst an das Ufer des Flusses.

Ohne Zweifel hatte er entweder bei seiner Ankunft oder während der andern Reise die Furt untersucht, denn ohne das geringste Zögern ging er zum Rand des Flusses hinab, bis um den halben Leib in den Oleandern verborgen, welche im südlichen Theil von Spanien und Portugal beinahe immer die Flüsse begleiten. Auf ein Zeichen von ihm nahmen die Führer der Sänfte die Maulthiere am Zügel und stiegen, nachdem ihnen Mothril den Weg bezeichnet hatte, dem sie folgen sollten, und den ein kleines in dieser Richtung stehendes Orangenwäldchen leicht erkennbar machte, in den Fluß

hinab und schickten sich an, ihn zu durchschreiten, eine Operation, die sie ausführten, ohne daß das Wasser höher als bis zum Bauch der Maulthiere ging.

So sehr auch Mothril mit der Sicherheit der Furt vertraut zu sein schien, folgte er doch nichtsdestoweniger mit den Augen dem Uebergang, bis er die kostbare Sänfte am andern Ufer angelangt sah.

Nun erst schaute er umher und fragte, indem er sich bis zum Niveau der Oleander bückte:

„Bist Du da?"

„Ja," antwortete eine Stimme.

„Nicht wahr, Du wirst den Pagen wohl erkennen?"

„Es ist derjenige, welcher dem Hund gepfiffen hat."

„Der Brief ist in einem Beutel, den er in einer Waidtasche trägt, welche an seiner Seite hängt. Diese Waidtasche muß ich haben."

„Ihr sollt sie haben," erwiederte der Maure.

„Ich kann ihn also rufen? Du bist an Deinem Posten?"

„Ich werde daran sein, sobald es Zeit ist."

Mothril stieg wieder am Ufer hinauf und kehrte zu Don Federigo und Fernando zurück.

Während dieser Zeit waren Agenor und Musaron ebenfalls auf der Böschung des Flusses angelangt, und der Ritter hatte, wie er es gesagt, ohne sich um die Tiefe des Wassers zu bekümmern, muthig sein Pferd in die Strömung getrieben.

Der Fluß hatte an den Ufern nur eine geringe Tiefe. Der Ritter und sein Knappe sanken nur langsam und stufenweise ein. Als sie ungefähr drei Viertel des Uebergangs gemacht hatten, verlor das Pferd den Boden; aber unterstützt durch den Zügel und die Liebkosungen seines Reiters, schwamm es kräftig und faßte den Boden wieder ungefähr zwanzig Schritte von der Stelle, wo es ihn verloren hatte. Musaron folgte seinem

Herrn wie ſein Schatten und kam, nachdem er ungefähr dasſelbe Manoeuvre gemacht hatte, wie er unverſehrt auf die andere Seite der Strömung. Seiner Gewohnheit gemäß, wollte er ſich laut zu dieſer Heldenthat Glück wünſchen, doch ſein Herr legte einen Finger auf ſeine Lippen und hieß ihn durch dieſes Zeichen ſchweigen. Beide erreichten alſo das Ufer, ohne daß man etwas Anderes hörte, als das leichte Platſchen des Waſſers, und ohne daß ein anderes Merkmal Mothril den Uebergang des Ritters verrathen hätte.

Hier angelangt, hielt Agenor an, ſtieg ab und warf den Zügel ſeines Pferdes Muſaron zu; dann beſchrieb er einen Kreis und erreichte das andere Ende des Orangenwäldchens, vor dem man einen Mondſtrahl auf dem vergoldeten Fries der Sänfte ſpielen ſah; hätte er aber auch nicht gewußt, wo ſie war, ſo würde er ſie doch leicht gefunden haben. Die vibrirenden Töne der Guzla erklangen in der Nacht und offenbarten, daß Aiſſa, um ſich zu zerſtreuen, bis ihr Wächter ebenfalls übergegangen wäre, zu dieſem Inſtrumente ihre Zuflucht genommen hatte.

Anfangs waren es nur Accorde ohne Folge, eine Art von unbeſtimmter Klage, dem Wind und der Nacht von den zerſtreuten Fingern des Mädchens zugeworfen. Doch auf dieſe Accorde folgten Worte, und der Ritter erkannte zu ſeiner großen Freude, daß dieſe Worte, obgleich aus dem Arabiſchen überſetzt, im reinſten Caſtilianiſch geſungen wurden. Die ſchöne Aiſſa verſtand alſo das Spaniſche; der Ritter würde mit ihr ſprechen können. Er trat immer näher hinzu, diesmal geleitet durch das Inſtrument und durch die Stimme.

Aiſſa hatte die Vorhänge ihrer Sänfte auf der dem Fluß entgegengeſetzten Seite zurückgezogen, und die zwei Führer hatten ſich, ohne Zweifel, um dem Befehle des Herrn zu gehorchen, ungefähr zwanzig Schritte von derſelben entfernt. Das Mädchen lag mitten im Palankin, den der reinſte Strahl des Mondes beleuch-

tete, deſſen Lauf ſie am wolkenloſen Himmel folgte. Ihre Haltung, war wie die aller Mädchen des Orients, voll natürlicher Anmuth und tiefer Wolluſt. Sie ſchien durch alle Poren jene Wohlgerüche der Nacht einzuathmen, welche ein warmer Südwind von der Ceuta gen Portugal ſandte. Was das Lied betrifft, ſo war es eine von den orientaliſchen Compoſitionen ungefähr folgenden Inhalts:

„Es war die Abendſtunde, die Stund' im Dämmerlicht, wo die Nachtigall dem Flug entſagt, und dann einſam auf dem Zweige, in des Thales Tiefe, ihren Sang ertönen läßt.

„Es war die Abendſtunde, die Stunde ſpät und ſtill, wo der Lärmen rings erliſcht, wo die Roſe ihren Wohlgeruch an des Fluſſes Rand dunkler Nacht als Opfergabe bringt.

„Die Luft ließ ihre Lieder ſchweigen, die Quell' ſie murmelte nicht mehr, und Alles lauſchte und ſelbſt die Sterne horchten auf des Vogels Stimme.

„Er ſprach zur Roſe: „„Warum, der Frauen Blume, öffneſt nur am Abend du den Kelch?““ Und ſie ſprach: „„Warum ſchenkſt du dein Lied den Seelen nur, wenn ſchwarz der Himmel?““

„Darauf erwiedert er: „„Mein Sang gehört des Ufers Blume, die in der Nacht ſich nur erſchließt.““ „„Mein Duft dem Vogel, der ſchüchtern erſt ſein Lied beginnt, wenn das Geräuſch des Tags erſtirbt.““

„Und es vermengt' geheimnißvoll die Nacht des Herzens Wohlgeruch und ſeinen Liederſchmuck. Und als der Morgen kam, fand er geſenkt zum Boden den Vogel zur Seit' der Blume.“

Als ſie das letzte Wort geendigt, und als die letzten Accorde harmoniſch in der Luft nachklangen, erſchien der Ritter, außer Stands, ſeine Ungeduld länger zu bemeiſtern, in dem von den Mondſtrahlen beleuchteten leeren Raum, zwiſchen dem Wäldchen und der

Sänfte. Eine Frau des Occident, wenn sie plötzlich so einen Mann hätte auftauchen sehen, würde einen Schrei ausgestoßen und um Hülfe gerufen haben. Die schöne Maurin that weder das Eine, noch das Andere; sie erhob sich auf ihre linke Hand und zog mit der rechten einen kleinen Dolch, den sie im Gürtel trug; doch beinahe in demselben Augenblick stieß sie, den Ritter erkennend, den Dolch wieder in seine Scheide, ließ ihr Haupt auf eine ihrer weich gerundeten Hände fallen, näherte die andere ihren Lippen und bedeutete dem Ritter durch ein Zeichen, er möge sich geräuschlos nähern. Agenor gehorchte. Die langen Draperien der Sänfte, die großen Decken der Maulthiere bildeten eine Art von Wandung, die ihn unsichtbar für die Augen der zwei Wächter machte, welche überdies damit beschäftigt waren, daß sie nach dem andern Ufer hinüberschauten, wo man Vorkehrungen zum Uebergang von Don Federigo und Fernando traf; er näherte sich also kühn der Hand des jungen Mädchens, welche außerhalb der Sänfte war, nahm sie, drückte seine Lippen darauf und sprach:

„Aissa liebt mich, und ich liebe Aissa."

„Sind die Leute Deines Landes Nekromanten?" erwiederte sie, „daß sie im Herz der Frau die Geheimnisse lesen, die sie nur der Nacht und der Einsamkeit anvertraut hat?"

„Nein," sprach der Ritter; „doch sie wissen, daß Liebe Liebe heischt. Sollte ich mich unglücklicher Weise getäuscht haben?"

„Du weißt wohl, daß Du Dich nicht getäuscht hast," sprach das Mädchen. „Seit Don Mothril mich in seinem Gefolge mit sich führt, als ob ich seine Frau und nicht seine Tochter wäre, habe ich die schönsten maurischen und castilianischen Ritter vorüberziehen sehen, ohne daß meine Augen sich von den Perlen meiner Armspange abwandten, ohne daß meine Gedanken dem Gebet abspänstig wurden. Aber bei Dir war es nicht

wie bei den andern Männern: von dem Augenblick an, wo ich Dich im Gebirge traf, hätte ich gern aus meinem Palankin aussteigen und Dir folgen mögen. Du wunderst Dich, daß ich so mit Dir spreche; doch ich bin keine Frau der Städte: ich bin eine Blume der Einsamkeit, und wie die Blume ihren Wohlgeruch demjenigen gibt, welcher sie pflückt, und stirbt, so werde ich Dir meine Liebe geben, wenn Du sie willst, und sterben, wenn Du sie nicht willst."

Wie Agenor der erste Mann war, auf den die schöne Maurin ihre Augen geheftet hatte, so war sie die erste Frau, die durch die Harmonie der Stimme, der Geberde und des Blickes so süß zu seinem Herzen gesprochen. Er schickte sich auch an, dieses seltsame Geständniß zu erwiedern, das, statt ihn abzuweisen, ihm gleichsam entgegenkam, als plötzlich ein schmerzlicher, tiefer Schrei erscholl und Agenor und das junge Mädchen beben machte. Zu gleicher Zeit hörte man die Stimme des Großmeisters rufen:

„Zu Hülfe! Agenor! zu Hülfe! Fernando ertrinkt!"

Mit einer raschen Bewegung kam das Mädchen beinahe aus seinem Palankin hervor, streifte die Stirne des jungen Mannes mit ihren Lippen, und sagte nur die Worte:

„Nicht wahr, ich werde Dich wiedersehen?"

„Oh! bei meiner Seele," sprach Agenor.

„Eile also dem Pagen zu Hülfe."

Und sie schob ihn mit einer Hand zurück, während sie mit der andern die Vorhänge wieder zuzog.

Mit zwei Sprüngen und mit Hülfe einer leichten Wendung befand sich der Ritter wieder am Rande des Flusses. In einem Augenblick entledigte er sich seines Schwertes und seiner Sporen, und da er glücklicher Weise ohne Rüstung war, so stürzte er sich nach dem Punkte, wo die Bewegung des Wassers das Verschwinden des Pagen bezeichnete.

Man vernehme, was vorgefallen war:

Nachdem Mothril seine Sänfte hatte übersetzen lassen, nachdem er dem in den Oleandern verborgenen Mauren seine Instruction gegeben, kehrte er zu dem Großmeister und zu Fernando zurück, welche ungefähr hundert Schritte vom Ufer mit dem übrigen Gefolge warteten.

„Senor," sagte der Maure, „die Furt ist gefunden und die Sänfte, wie Eure Hoheit sehen kann, ohne Unfall am andern Ufer angelangt. Doch zu größerer Vorsicht werde ich zuerst Euren Pagen und dann Euch führen; meine Leute kommen hernach."

Dieses Anerbieten entsprach so sehr den Wünschen des Großmeisters, daß er nicht den Gedanken hatte, die geringste Einwendung dagegen zu machen. Es konnte in der That nichts die Ausführung des zwischen Fernando und Don Federigo verabredeten Planes mehr erleichtern.

„Es ist gut," sagte er zu Mothril. „Fernando wird zuerst gehen, und da er uns auf der Straße nach Sevilla voranreiten muß, so wird er seinen Weg fortsetzen, während wir den Uebergang über den Fluß vollends bewerkstelligen."

Mothril deutete durch eine Verbeugung an, es stehe diesem Wunsche des Großmeisters kein Hinderniß entgegen.

„Habt Ihr durch dieselbe Gelegenheit dem König Don Pedro, meinem Bruder, etwas sagen zu lassen?" fragte Don Federigo.

„Nein, hoher Herr, mein Bote ist abgegangen und wird vor dem Eurigen ankommen."

„Es ist gut," sagte Don Federigo, „geht voran."

Der Großmeister widmete den kurzen Raum, der ihm bis zum Flusse blieb, einer zärtlichen und klugen Ermahnung an Fernando. Er liebte ungemein diesen Pagen, den er noch als Kind zu sich genommen, und der junge Mann war ihm innig ergeben. Auch hatte

Don Federigo nicht gezögert, ihn, so jung er noch war, zum Vertrauten aller seiner Geheimnisse zu machen.

Mothril wartete am Ufer des Flusses. Vom Mond beschienen, da und dort durch die großen Schatten des Gebirges unterbrochen, stellenweise durch die glänzenden Reflexe des Stromes beleuchtet, schien die Landschaft einem von jenen Feenreichen anzugehören, wie man sie im Traum sieht. Beruhigt durch dieses Schweigen und durch diese nächtliche Durchsichtigkeit, würde auch der mißtrauischste Mensch, wenn man ihn gewarnt hätte, nicht an die Gefahr haben glauben wollen.

Von Natur tapfer und abenteuerlich, wie man es in seinem Alter ist, empfand Fernando auch nicht die geringste Furcht und ritt auf seinem Rosse hinter dem Maulthier des Mauren nach dem Fluß.

Mothril ritt voran. Ungefähr fünfzehn Schritte hielten das Pferd und das Maulthier gerade Linie, doch allmälig zog sich der Maure gegen rechts.

„Ihr geht vom Wege ab, Mothril!“ rief Don Federigo vom Ufer aus. „Nimm Dich in Acht, Fernando, nimm Dich in Acht!“

„Seid unbesorgt, Hoheit, da ich voranreite,“ erwiederte Mothril. „Wenn eine Gefahr vorhanden wäre, so würde ich sie zuerst erkennen.“

Diese Antwort war nicht zu verwerfen. Fernando, obgleich der Maure immer mehr von der geraden Linie abging, faßte auch keinen Verdacht. Vielleicht war es überdies ein Mittel, das sein Führer anwandte, um die Strömung mit geringerer Schwierigkeit zu durchschneiden.

Das Maulthier des Mauren verlor den Boden, und das Pferd von Fernando fing an zu schwimmen; doch der Page kümmerte sich wenig darum, denn er selbst schwamm so, daß er sich wohl durch den Fluß arbeiten konnte, falls er zu seinen eigenen Kräften Zuflucht zu nehmen genöthigt gewesen wäre.

Der Großmeister beobachtete mit wachsender Unruhe den Uebergang.

„Ihre geht schräge, Mothril," rief er. „Halte Dich zur linken Seite, Fernando!"

Doch Fernando, der sein Pferd kräftig schwimmen fühlte und dem der Maure immer voranritt, faßte keine Angst ob diesem schiefen Zuge, worin er nur ein Spiel sah, und auf dem Sattel sich umwendend, antwortete er seinem Gebieter:

„Seid unbesorgt, Hoheit, ich folge dem guten Weg, da Herr Mothril vor mir ist."

Doch während er diese Bewegung machte, war ihm eine seltsame Vision erschienen; er hatte in dem Sog, den sein Pferd hinter sich ließ, den Kopf eines Menschen zu sehen geglaubt, der sogleich, als er sich umgedreht, niedergetaucht war, doch nicht schnell genug, um seinem Blick zu entgehen.

„Senor Mothril," sagte er zu dem Mauren, „mir scheint in der That, wir täuschen uns. Eure Sänfte ist nicht hier hinübergekommen, und wenn mich nicht Alles trügt, sehe ich sie dort, in den Strahlen des Mondes, vor dem Orangenwäldchen und ganz zu unserer Linken."

„Das ist nur ein kleiner etwas tieferer Raum," erwiederte der Maure.

„Du gehst ganz ab!" rief abermals Don Federigo, doch schon so entfernt, daß seine Stimme kaum bis zu dem Jüngling gelangte.

„Es ist wahr," sprach Fernando, den eine gewisse Unruhe zu ergreifen anfing, als er sah, daß sein wie durch eine unbekannte Gewalt in die Strömung fortgezogenes Pferd vergeblich sich anstrengte, während, Herr seines Maulthiers, Mothril zu seiner Linken ziemlich entfernt von ihm blieb.

„Senor Mothril!" rief der Page, „das ist eine Verrätherei!"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als das Pferd plötzlich stöhnte, auf eine Seite sank, und das

Waſſer mit aller Gewalt ſchlug, doch ohne wie zuvor mit dem rechten Beine zu ſchwimmen. Beinahe in derſelben Secunde wieherte es ſchmerzlich und hörte auch mit dem linken Beine auf zu ſchwimmen. Und nun, da es ſich nur noch mit den Vorderbeinen zu halten vermochte, ſank das Thier allmälig mit dem Kreuz unter das Waſſer.

Fernando ſah, daß der Augenblick, ſich in den Fluß zu ſtürzen, gekommen war, doch er wollte vergebens die Steigbügel verlaſſen: er fühlte ſich an das Pferd feſtgebunden und rief:

„Zu Hülfe! zu Hülfe!“

Dies war der ſchmerzliche Ruf, den Agenor hörte, und der ihn der Begeiſterung entriß, in die ihn der Anblick und die Stimme der ſchönen Maurin verſetzt hatten.

Das Pferd ſank in der That immer mehr unter; nur noch ſeine Nüſtern waren über der Oberfläche des Fluſſes und ſchnauften geräuſchvoll, während ſeine Vorderfüße das Waſſer rings umher aufſpringen machten.

Fernando wollte zum zweiten Male um Hülfe rufen; doch fortgeriſſen durch die geheime Gewalt, der er ſchon vergebens zu widerſtehen verſucht hatte, folgte er dem Pferde in den Abgrund; nur ſeine Hand bewegte ſich noch, zum Himmel emporgeſtreckt, als wollte ſie Rache oder Hülfe fordern, einen Augenblick über dem Schlund; bald aber verſchwand ſie wie der übrige Körper, und man ſah nichts mehr, als einen Wirbel, der aus der Tiefe des Fluſſes an die Oberfläche emporſtieg, wo zahlreiche und blutige Blaſen zerplatzten.

Zwei Freunde eilten Fernando zu Hülfe; einerſeits, wie wir geſagt, Agenor, andererſeits der Gebirgshund, der gewohnt war, der Stimme des Pagen ſo getreu zu gehorchen, als der ſeines Gebieters.

Beide ſuchten vergebens, obgleich Agenor den Hund zwei oder dreimal in derſelben Richtung untertauchen ſah; als das Thier zum dritten Male wieder erſchien, hatte es

einen Fetzen Stoff in seinem keuchenden Rachen. Doch als hätte er diesen Fetzen abreißend, Alles gethan, was er hatte thun können, schwamm der Hund an das Ufer, legte sich zu den Füßen seines Herrn nieder und ließ jenes klägliche, verzweiflungsvolle Geheul vernehmen, das in der Stille der Nacht auch die muthigsten Herzen mit Schauer erfüllt. Dieser Fetzen Stoff war Alles, was von dem unglücklichen Fernando übrig blieb.

Die Nacht verging mit vergeblichen Nachsuchungen. Don Federigo, der ebenfalls ohne Unfall über den Fluß gesetzt war, blieb die ganze Nacht am Ufer. Er konnte sich nicht entschließen, das bewegliche Grab zu verlassen, aus dem er jeden Augenblick seinen Freund hervorkommen zu sehen hoffte.

Sein Hund heulte zu seinen Füßen.

Träumerisch und düster, hielt Agenor den von dem Hund zurückgebrachten Fetzen in der Hand und schien mit Ungeduld den Tag zu erwarten.

Mothril, der seinerseits, als suchte er den Jüngling, lange in die Oleander gebückt geblieben war, kehrte mit verzweifeltem Gesicht zurück, rief wiederholt: „Allah! Allah!“ und suchte den Großmeister mit jenen Alltagsphrasen zu trösten, die für den Leidenden ein Schmerz mehr sind.

Es kam der Tag; seine ersten Strahlen beleuchteten Agenor, der zu den Füßen von Don Federigo saß; offenbar erwartete der Ritter diesen Augenblick mit großer Ungeduld, denn kaum schlüpften die ersten Strahlen durch die Oeffnung der Thüre, als er sich dieser Oeffnung näherte und mit tiefer Aufmerksamkeit den von dem Wammse des unglücklichen Pagen abgerissenen Fetzen Stoff betrachtete.

Diese Prüfung bestärkte ihn ohne Zweifel in seinem Verdacht, denn er sprach, schmerzlich den Kopf schüttelnd, zum Großmeister:

„Hoher Herr, das ist ein sehr beklagenswerthes und besonders sehr seltsames Ereigniß.“

„Ja," erwiederte Federigo, „sehr beklagenswerth und sehr seltsam! Warum hat mir die Vorsehung einen solchen Schmerz bereitet!"

„Hoheit," entgegnete Agenor, „ich glaube, daß Ihr hiebei die Vorsehung nicht anklägen dürft. Schaut diese letzte Reliquie des Freundes an, den Ihr beklagt."

„Meine Augen würden stumpf werden durch die Thränen, die ich bei ihrer Beschauung vergießen müßte," versetzte Federigo.

„Aber seht Ihr denn nichts daran, Senor?"

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß das Wamms des unglücklichen Fernando weiß war wie das Kleid eines Engels; ich will damit sagen, daß das Wasser des Flusses durchsichtig und klar ist wie der Krystall, und dennoch, schaut edler Herr, ist die Farbe dieses Fetzen röthlich: es ist Blut auf diesem Stoffe gewesen."

„Blut?"

„Ja, Hoheit."

„Alan wird sich verwundet haben, indem er denjenigen, welchen er liebte, zurückzuhalten suchte, denn Ihr seht, er hat dieselbe Farbe auf dem Kopf."

„Ich dachte Anfangs wie Ihr; doch ich mochte immerhin schauen, ich fand keine Wunde. Das Blut kommt nicht vom Hund."

„Sollte sich nicht Fernando selbst an irgend einem Felsen gestoßen haben?"

„Hoheit, ich bin an der Stelle untergetaucht, wo er verschwunden ist, und ringsumher waren mehr als zwanzig Fuß Wasser; doch hier ist etwas, was uns vielleicht leiten kann. Seht diesen Riß in dem Stoff."

„Das ist der Zahn des Hundes.""

„Nein, mein hoher Herr, denn hier ist der sehr sichtbare Ort, wo der Hund hineingebissen hat. Dieses Loch ist, mit einem schneidenden Instrument gemacht: mit der Klinge eines Dolches."

„Oh! welch ein finsterer Gedanke!" rief Don Fe-

derigo, der ſich bleich, die Haare geſträubt, Wuth und Schrecken im Blick erhob; „Du haſt Recht! Du haſt Recht! Fernando war ein vortrefflicher Schwimmer; in meinen Geſtüten aufgezogen, hat ſich ſein Pferd hundertmal durch andere, viel raſchere Strömungen als dieſe gearbeitet. Agenor, es iſt ein Verbrechen vorgefallen!“

„Ich würde nicht daran zweifeln, wenn ich eine Urſache dazu ſehen könnte.“

„Ah! . . . es iſt wahr . . . Du weißt nicht, daß Fernando dieſes Ufer berührend mich verlaſſen ſollte, nicht um ſich zu dem König Don Pedro zu begeben, wie ich dem Mauren ſagte, der es nicht geglaubt haben wird, ſondern um eine Sendung zu erfüllen, mit der ich ihn beauftragt hatte. Mein armer Freund! mein ſo ſicherer und treuer Vertrauter! Oh! für mich und durch mich ſtirbt er.“

„Mein edler Herr, es iſt unſerer Aller Pflicht, für Eure Hoheit zu ſterben.“

„Oh! wer kann wiſſen, welche furchtbare Folgen dieſer Tod haben ſoll?“ ſagte Don Federigo, ſeinen eigenen Gedanken beantwortend.

„Warum bin ich nicht in demſelben Grad Euer Freund, wie Fernando?“ ſprach traurig der Ritter: „ich würde Euer Vertrauen erben und Euch dienen, wie er Euch gedient hat.“

„Du biſt ungerecht, Agenor,“ entgegnete der Prinz, indem er ihm die Hand reichte und ihn mit jener unendlichen Sanftmuth anſchaute, die man ſtets in dem Blicke eines ſolchen Mannes zu finden ſtaunte. „Ich hatte zwei Theile aus meinem Herzen gemacht, einen für Dich, den andern für Fernando. Fernando iſt todt, Du biſt fortan mein einziger Freund, und ich will es Dir dadurch beweiſen, daß ich Dir ſage, welchen Auftrag Fernando von mir erhalten hatte. Er ſollte Deiner Landsmännin, der Königin Bianca, einen Brief überbringen.“

„Ah! das ist die Ursache . . . Und wo war dieser Brief?“

„Dieser Brief war in der Waidtasche, die er an seinem Gürtel trug. Ist Fernando wirklich ermordet worden, und ich glaube nun wie Du, daß er es ist, haben die Mörder den Leichnam, der nicht wieder zum Vorschein kam, auf ein ödes, verborgenes Ufer geschleppt, so ist mein Geheimniß entdeckt, und wir sind verloren.“

„Wenn dem so ist, geht nicht nach Sevilla, Herr,“ rief Agenor. „Flieht! Ihr seid noch nahe genug bei Portugal, um ohne Unfall nach Eurer guten Stadt Coimbra zurückzukehren und Euch hinter ihren Wällen in Sicherheit zu bringen.“

„Nicht nach Sevilla gehen heißt sie verlassen; fliehen heißt einen Verdacht offenbaren, der nicht besteht, wenn der Tod von Fernando nur ein gewöhnlicher Unfall ist. Ueberdies hält Don Pedro Dona Bianca zurück, und hält mich durch sie. Ich werde nach Sevilla gehen.“

„Doch worin kann ich Euch dienen?“ fragte der Ritter. „Kann ich Fernando ersetzen? Könnt Ihr mir für den Brief, den Ihr ihm gegeben, einen ähnlichen nebst einem Pfande geben, das mich erkenntlich macht? Ich bin kein Knabe von sechzehn Jahren; ich habe kein Wamms von leichtem Tuch mit Seide gefüttert; ich habe einen guten Panzer, an dem sich Dolche abgestumpft, welche gefährlicher waren, als alle Kandschars und alle Yatagans Eurer Mauren. Gebt, ich werde an Ort und Stelle kommen. Und wenn Jedermann acht Tage braucht, um zu ihr zu gelangen, ich bringe ihr Euren Brief, das verspreche ich Euch, in vier Tagen.“

„Ich danke, mein braver Franzose. Doch wenn der König in Kenntniß gesetzt ist, so hieße dies die Gefahr verdoppeln. Das Mittel, das ich anwandte, war nicht gut, da Gott sein Gelingen nicht wollte. Wir werden uns nun nur von den Umständen berathen lassen. Wir setzen unsern Weg fort, als ob nichts ge-

schehen wäre. Zwei Tagereisen von Sevilla und in dem Augenblick, wo keine Erinnerung mehr übrig sein wird, verlässest Du mich, und während ich in Sevilla durch das eine Thor einziehe, reitest Du durch das andere ein. Am Abend schlüpfst Du sodann in den Alcazar des Königs, wo Du im ersten Hofe verborgen bleibst, in dem, welchen majestätische Platanen beschatten, in dessen Mitte sich ein marmornes Bassin mit Löwenköpfen findet; Du wirst Fenster mit purpurnen Vorhängen sehen: das ist meine gewöhnliche Wohnung, wenn ich meinen Bruder besuche. Um Mitternacht komm unter diese Fenster, ich werde nach dem Empfang des Königs Don Pedro wissen, was wir zu fürchten oder zu hoffen haben. Ich spreche mit Dir, oder wenn ich nicht mit Dir sprechen kann, werfe ich Dir ein Billet zu, das Dir sagt, was Du thun sollst. Schwöre mir nur, auf der Stelle auszuführen, was ich Dir entweder schreibe oder sage."

„Bei meiner Seele, gnädiger Herr, schwöre ich Euch, Euer Wille soll Punkt für Punkt erfüllt werden," sprach Agenor.

„Es ist gut!" sagte Don Federigo, „ich bin nun ein wenig ruhiger. Armer Fernando!"

„Gnädigster Herr," sprach Mothril, der in diesem Augenblick auf der Schwelle des Zeltes erschien, „Eure Hoheit wolle sich erinnern, daß wir in dieser Nacht nur die Hälfte unseres Marsches gemacht haben. Wenn es ihr gefiele, Befehl zum Aufbruch zu geben, so kämen wir in drei bis vier Stunden unter den Schatten eines Waldes, den ich kenne, weil ich schon auf dem Wege zu Euch einen Halt unter demselben gemacht habe, und wir würden dann die Hitze des Tages vorübergehen lassen."

„Brechen wir auf," sprach Don Federigo, „nichts hält mich hier zurück, nun da ich jede Hoffnung, Fernando wiederzusehen, verloren habe."

Die Karavane setzte sich in Marsch, doch nicht

ohne daß der Großmeister und der Ritter sehr oft die Augen gegen den Fluß umwandten, auch sehr oft wie einen schmerzlichen, ihrer Brust entschlüpften Ausruf wiederholten:

„Armer Fernando! armer Fernando!“

So wurde die Reise von Don Federigo nach Sevilla fortgesetzt.

Sechstes Kapitel.

Wie Mothril dem Großmeister bei dem König Don Pedro von Castilien zuvorkam.

Es gibt Städte, welche durch die Lage, die ihnen die Natur gegeben, durch die Schätze an Schönheiten, mit denen sie durch die Menschen bereichert worden sind, nicht nur der Sache nach, sondern auch dem Rechte nach, Königinnen der Länder, die sie umgeben, zu sein scheinen: so ist Sevilla diese Königin des schönen Andalusien, was wiederum eine von den königlichen Ländereien Spaniens ist. Die Mauren, die es mit Freude erobert, die es mit Liebe behauptet hatten, trennten sich auch mit Schmerz davon, indem sie ihr die Krone des Orients ließen, die sie drei Jahrhunderte hindurch auf ihr Haupt gesetzt hatten. Einer von den Palästen, mit denen sie während ihres Aufenthalts diese Favoritsultanin beschenkt hatten, war der, welchen Don Pedro bewohnte, und in den wir nun unsere Leser versetzen werden.

Auf einer marmornen Terrasse, wo die duftenden

Orangen, und Citronenbäume mit den Granatbäumen und Myrthen ein so dichtes Gewölbe bilden, daß die Feuer der Sonne nicht durchdringen können, warten maurische Sklaven, bis die glühenden Strahlen des Tages ihre Flamme im Meere ausgelöscht haben. Dann erhebt sich der Abendwind; Sklaven besprengen die marmornen Platten mit Rosen- und Benzoewasser, und die Brise trägt in die Lüfte die natürlichen und die künstlichen Wohlgerüche fort, welche mit einander vermischt sind, wie der Putz und die Schönheit. Unter die Decke, welche die hängenden Gärten dieses anderen Babylon bilden, bringen maurische Sklaven Betten von Seide und weiche Kissen, denn mit der Nacht lebt Spanien wieder auf, denn mit der Frische des Abends bevölkern sich die Straßen, die Promenaden und die Terrassen.

Bald hebt sich der Vorhang, der die Terrasse von einem weiten Gemache trennt, und ein Mann erscheint; auf seinen Arm stützt sich eine schöne Frau von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, mit schwarzen glatten Haaren, mit schwarzen sammetnen Augen und einer matten dunkelfarbigen Haut, was die Frische der Frauen des Süden ist; der Mann mag achtundzwanzig Jahre alt sein, er ist blond, hochgewachsen und trägt in seinen blauen Augen und auf seiner Gesichtshaut, welche die Sonne Spaniens nicht zu bräunen vermochte, alle die unvertilgbaren Charaktere der Racen des Norden von Europa.

Diese Frau ist Dona Maria Padilla; dieser Mann ist der König Don Pedro.

Beide schreiten schweigend unter dem grünen Gewölbe vor; doch es ist leicht zu sehen, daß bei ihnen dieses Schweigen nicht von der Abwesenheit, sondern im Gegentheil von der Ueberfülle der Gedanken herrührt.

Die schöne Spanierin hat übrigens weder für die Mauren, die auf ihre Befehle warten, noch für alle die Reichthümer, die sie umgeben, Blicke. Obgleich

von mittlerem Stande und beinahe in der Armuth geboren, hat sie sich doch mit Allem vertraut gemacht, was der königliche Luxus Glänzendstes zu bieten vermag, seitdem sie, wie ein Kind mit der Klapper spielt, mit dem Scepter des Königs von Castilien gespielt.

„Pedro," sagte sie endlich, zuerst das Stillschweigen brechend, das jedes von ihnen, wie es schien, zu brechen zögerte, „Ihr habt Unrecht, wenn Ihr behauptet, ich sei Eure Freundin und Eure geehrte Geliebte; ich bin Sklavin und erniedrigt, hoher Herr."

Pedro lächelte und machte eine unmerkliche Bewegung mit der Schulter.

„Ja, allerdings," fuhr Maria fort, „Sklavin und erniedrigt. Ich habe es gesagt und wiederhole es."

„Wie so? Erklärt Euch," sprach der König.

„Oh! das ist sehr leicht, hoher Herr. Der Großmeister von San Jago soll, wie man sagt, zu einem Turnier, das Ihr ihm bereitet, in Sevilla ankommen. Auf Kosten der meinigen vergrößert, hat man seine Wohnung mit dem kostbarsten Tapetenwerk und den schönsten Geräthschaften ausgeschmückt, welche aus den verschiedenen Gemächern des Palastes dahin gebracht worden sind."

„Es ist mein Bruder," sagte Don Pedro.

Dann fügte er mit einem Tone bei, dessen Ausdruck er allein verstand:

„Mein vielgeliebter Bruder."

„Euer Bruder?" erwiederte sie; „ich glaubte, es wäre der Bruder von Enrique Transtamare."

„Ja, Senora; doch sie sind Beide die Söhne von König Don Alphonso, meinem Vater."

„Und Ihr behandelt ihn als König; ich begreife es, in der That, er hat beinahe ein Recht auf diese Ehre, da er von einer Königin geliebt wird."

„Ich verstehe Euch nicht," entgegnete Don Pedro, unwillkührlich erbleichend, doch ohne daß irgend ein

anderes Zeichen, als gerade dieſe unwillkührliche Bläſſe andeutete, der Streich habe ins Herz getroffen.

„Ah! Don Pedro! Don Pedro! Ihr ſeid ſehr blind oder ſehr Philoſoph.“

Der König antwortete nicht, er ſchaute nur mit einer abſichtlichen Geberde nach dem Oſten.

„Nun, was ſchaut Ihr?“ fragte die ungeduldige Spanierin; „etwa, ob Euer vielgeliebter Bruder kommt?“

„Nein, Senora,“ erwiederte Don Pedro. „Ich ſchaue, ob man von dieſer königlichen Terraſſe, wo wir ſind, die Thürme von Medina Sidonia nicht ſehen kann.“

„Ja,“ ſagte Maria Padilla, „ich weiß wohl, daß Ihr mir antworten werdet, was Ihr mir immer antwortet, nämlich die ungetreue Königin werde gefangen gehalten; wie kommt es aber, daß Ihr, den man den Juſticiar nennt, das Eine beſtraft, ohne das Andere zu beſtrafen, wie kommt es, daß die Königin gefangen iſt, während ihr Mitſchuldiger mit Ehren überhäuft wird?“

„Was hat Euch denn mein Bruder Don Federigo gethan, Senora?“ fragte Don Pedro.

„Wenn Ihr mich liebtet, würdet Ihr mich nicht fragen, was er mir gethan habe, und Ihr hättet mich ſchon gerächt. Was er mir gethan hat? Er hat mich verfolgt, nicht mit ſeinem Haß, das wäre nichts, der Haß ehrt, ſondern mit ſeiner Verachtung, und Ihr müßtet Jeden beſtrafen, der die Frau verachtet, die Ihr allerdings nicht liebt, die Ihr aber zu Eurem Lager zugelaſſen, und die die Einzige iſt, welche Euch Söhne geſchenkt hat.“

Der König antwortete nicht; es war eine undurchdringliche Seele, in der man unmöglich unter der ehernen Lage, die ſie bedeckte, leſen konnte.

„Oh! wie ſchön iſt es, ſich mit Tugenden zu ſchmücken, die man nicht hat,“ ſprach Maria Padilla mit verächtlichem Tone; „wie leicht iſt es für liſtige Frauen, ihre ſchmählichen Leidenſchaften unter einem

schüchternen Blick zu verschleiern, ihr ärgerliches Leben durch das Vorurtheil zu schützen, welches behauptet, die Töchter Galliens seien kalt und unempfänglich im Vergleich mit den spanischen Frauen!"

Don Pedro schwieg fortwährend.

„Pedro! Pedro!" rief die Favoritin gereizt, als sie sah, daß der Spott an dem unverwundbaren Fürsten abglitt, „Pedro, ich glaube, Ihr würdet wohl daran thun, auf die Stimme Eures Volkes zu hören. Hört Ihr es rufen: „‚Ah! Maria Padilla, die königliche Courtisane, die Schmach des Landes, seht sie, die Schuldbefleckte, die Verbrecherin; sie hat es gewagt, ihren Fürsten nicht seines Ranges wegen, denn er war verheirathet, sondern seiner selbst wegen zu lieben! Während sich die andern Frauen gegen seine Ehre verschworen, hat sie, auf seinen Schutz und seine Dankbarkeit rechnend, die ihrige preisgegeben. Während seine Gemahlinnen, denn der Christ Pedro hat Frauen wie ein maurischer Sultan, unfruchtbar blieben, hat sie ihm zwei Söhne geschenkt, die sie liebt; welche Schmach! Verfluchen wir die Maria Padilla, wie man die Cava verflucht hat; diese Frauen richten stets die Völker und die Könige zu Grund!'" Das ist die Stimme Spaniens. Hört sie also, Don Pedro! Doch wenn ich Königin wäre, würde man sagen: „‚Arme Maria Padilla, Du warst sehr glücklich, als Du, noch Jungfrau, mit den Jungfrauen, Deinen Gefährtinnen, am Gestade der Guadalopa spieltest! Arme Maria Padilla, Du warst sehr glücklich, als der König Dir Dein Glück nahm, indem er sich den Anschein gab, als liebte er Dich! Deine Familie war so berühmt, daß die vornehmsten Herren Castiliens um Dich freiten, doch Du begingst den Fehler, daß Du einen König vorzogst. Armes, unerfahrenes Mädchen, das Du noch nicht wußtest, daß die Könige keine Menschen sind; er hintergeht Dich, Dich, die Du ihn nie hintergangen hast, nicht einmal in Gedanken, nicht einmal im Traum! Er schenkt sein Herz

andern Geliebtinnen und vergißt Deine Treue, Deine Ergebenheit, Deine Fruchtbarkeit.“ Wenn ich Königin wäre, würde man dies Alles sagen und mich für eine Heilige erklären, ja, für eine Heilige. Ist das nicht der Titel, den man einer Frau gibt, die ich kenne, und die ihren Gatten durch seinen Bruder verrathen hat?“

Don Pedro, dessen Antlitz sich unmerklich mit Wolken bedeckt hatte, fuhr mit seiner Hand über seine Stirne hin, und seine Stirne erschien ruhig und beinahe lächelnd.

„Was wollt Ihr im Ganzen, Senora?“ sagte er, „Königin sein? Ihr wißt wohl, daß dies nicht möglich ist, da ich verheirathet bin, und zwar zweimal. Verlangt von mir mögliche Dinge, und ich werde sie Euch bewilligen.“

„Ich glaube das verlangen zu können, was Juana von Castro verlangte und erhielt.“

„Juana von Castro verlangte nichts, Senora. Es war die Nothwendigkeit, diese unerbittliche Königin der Könige, welche für sie verlangte. Sie hatte eine mächtige Familie, und in der Zeit, wo ich mir dadurch, daß ich Blanche verstieß, einen Feind auswärts machte, mußte ich mir Verbündete im Innern machen. Wollt Ihr nun, daß ich meinen Bruder Federigo Kerkerknechten in dem Augenblick überantworte, wo der Krieg mich bedroht, wo mein anderer Bruder, Enrique von Transtamere, Aragonien gegen mich zum Aufruhr bewegt, Toledo nimmt, Toro erstürmt, was ich von meinen nächsten Verwandten mit größerer Mühe wiedererobern muß, als es mir machte, Granada von den Mauren wiederzuerobern. Vergeßt Ihr, daß ich, der ich Andere gefangen halte, einen Augenblick selbst Gefangener und genöthigt war, zu heucheln, das Haupt zu beugen, denjenigen zuzulächeln, welche ich beißen wollte, zu kriechen wie ein Kind unter dem ehrgeizigen Willen meiner Mutter; daß ich sechs Monate der Verstellung brauchte, um eines Tags eine Minute lang die Thüre

meines eigenen Palastes offen zu finden; daß ich genöthigt war, nach Segovia zu fliehen, Stück für Stück den Händen derjenigen, welche sich derselben bemächtigt, die Erbschaft, die mir vom Vater hinterlassen, zu entreißen, Garcilaso in Burgos erdolchen, Albuquerque in Toro vergiften, zweiundzwanzig Köpfe in Toledo fallen zu lassen, und meinen Beinamen: der Justiciar, in den des Grausamen zu verwandeln, ohne zu wissen, welchen die Nachwelt mir aufbewahren wird? Und was die Französin betrifft, wie Ihr sie nennt, ist es nicht genug, daß ich sie für ein gemuthmaßtes Verbrechen nach Medina Sidonia verbannt habe ... beinahe allein, beinahe arm, beinahe verachtet, weil es Euch beliebt hat, sie so zu sehen?"

„Ah! nicht weil es mir beliebt hat, sie so zu sehen," rief Maria Padilla, die Augen flammend; „weil Ihr durch sie entehrt worden seid."

„Nein, Senora," sprach Don Pedro, „ich bin nicht entehrt worden, da ich nicht zu denjenigen gehöre, welche die Ehre oder die Schande eines Königs auf etwas so Gebrechlichem, wie die Tugend einer Frau, beruhen lassen. Alles, was für die anderen Menschen ein Beweggrund der Freude oder des Schmerzes ist, ist für uns Könige nur ein politisches Mittel, zu einem ganz entgegengesetzten Ziele zu gelangen. Nein, ich bin durch die Königin Blanche nicht entehrt worden; aber man hat mich sie wider meinen Willen zu heirathen genöthigt, und ich ergriff die Gelegenheit, die sie und mein Bruder mir zu bieten so unklug waren. Ich stellte mich, als hätte ich einen furchtbaren Verdacht über sie geschöpft. Ich demüthigte Blanche, ich entsetzte sie ihrer Würde, sie, die Tochter des ersten Hauses der Christenheit. Wenn Ihr mich also liebt, wie Ihr sagt, müßt Ihr zu Gott beten, daß mir kein Unglück widerfährt, denn der Regent, oder vielmehr der König von Frankreich ist ihr Schwager. Das ist ein großer Fürst, Senora, der

gewaltige Heere hat, befehligt von dem ersten Feldherrn der Zeit, von Messire Bertrand Duguesclin."

„Oh! König, Du hast Furcht!" rief Maria Padilla, den Zorn des Königs dieser kalten Unempfindlichkeit vorziehend, die aus Don Pedro bei seiner Selbstbeherrschung den gefährlichsten Fürsten der Erde machte.

„Ich habe Furcht vor Euch, ja, Senora," erwiederte der König, „denn Ihr allein habt bis jetzt die Macht gehabt, mich die einzigen Fehler begehen zu lassen, die ich begangen habe."

„Mir scheint, ein König, der seine Räthe und Unterhändler unter den Mauren und Juden sucht, müßte die Fehler Anderen als der Frau, die er liebt, zuschreiben."

„Oh! Ihr auch, Ihr seid auch auf den gewöhnlichen Irrthum verfallen," sprach Don Pedro die Achseln zuckend; „meine Räthe Mauren, meine Unterhändler Juden, ei! Senora, ich wähle meine Räthe nach dem Verstand, und schöpfe meine Mittel, wo Geld ist. Wenn Ihr und diejenigen, welche mich anklagen, sich die Mühe geben wollten, die Augen auf Europa zu werfen, so würdet Ihr sehen, daß bei den Mauren die Civilisation ist, daß bei den Juden die Reichthümer sind. Wer hat sie gebaut, die Moschee von Cordova, die Alhambra von Granada, alle die Alcazars, welche die Zierde unserer Städte bilden? den Palast sogar, wo wir sind, wer hat dies Alles gemacht? Die Mauren. In wessen Händen ist der Handel? In wessen Händen ist die Gewerbthätigkeit? In wessen Händen häuft sich das Geld der sorglosen Nationen an? In den Händen der Juden! Was darf man von unsern halbbarbarischen Christen erwarten? Gewaltige, aber unnütze Lanzenstöße, große Kämpfe, welche die Nationen bluten machen. Doch wer schaut ihnen dabei zu, diesen wahnsinnigen Nationen? wer blüht, wer singt, wer liebt, wer genießt das Leben in ihrer Nähe während ihrer Convul-

sionen? Die Mauren. Wer stürzt auf ihre Leichname nieder, um sie zu plündern? Die Juden. Ihr seht also, daß die Mauren und die Juden die wahren Minister und die wahren Agenten eines Königs sind, der frei und unabhängig von den Königen, seinen Nachbarn, leben will. Nun wohl! das ist es, was ich versuche, das ist es, wornach ich seit sechs Jahren trachte, das ist es, was so viele Feindschaften gegen mich erhoben, so viel Verleumdungen hervorgerufen hat. Diejenigen, welche meine Minister sein, diejenigen, welche meine Agenten werden wollten, sind meine unversöhnlichen Feinde geworden, und das ist ganz natürlich; ich hatte nichts für sie gethan, ich wollte nichts von ihnen, ich entfernte sie von mir. Doch Euch, Maria, Euch habe ich im Gegentheil genommen, wo Ihr waret; ich habe Euch meinem Thron so nahe gebracht, als ich vermochte; ich habe Euch den Antheil an meinem Herzen gegeben, über den ein König verfügen kann, ich habe Euch geliebt, ich, den man beschuldigt, ich habe nichts geliebt."

„Oh! wenn Ihr mich geliebt hättet," entgegnete Maria mit jener Beharrlichkeit der Frauen, welche nie auf die Beweise, mit denen man ihre tollen Anklagen widerlegt, sondern immer nur auf ihre eigenen Gedanken antworten, „wenn Ihr mich geliebt hättet, so wäre ich nicht zu Thränen und zur Schmach verurtheilt, weil ich meinem König ergeben gewesen bin; wenn Ihr mich lieben würdet, wäre ich gerächt."

„Ei mein Gott!" sprach Don Pedro, „wartet, und Ihr werdet gerächt sein, wenn sich ein Anlaß dazu gibt. Glaubt Ihr, ich trage Don Federigo in meinem Herzen? Glaubt Ihr, ich wäre nicht glücklich, eine Gelegenheit zu finden, dieser ganzen Race der Bastarde ein Ende zu machen? . . . Wenn Don Federigo Euch wirklich verletzt hat, was ich bezweifle . . ."

„Ist es nicht eine Verletzung," entgegnete Maria Padilla bleich vor Zorn, „ist es nicht eine Verletzung,

daß er Euch den Rath gegeben hat, wie er dies gethan, mich nicht als Geliebte zu behalten und die Königin Blanche wieder als Frau anzunehmen?"

„Und Ihr seid sicher, daß er mir diesen Rath gegeben hat, Maria?"

„Oh! ja, ich bin dessen sicher," rief die Spanierin mit einer halb drohenden Geberde, „sicher wie meines Lebens."

„Meine liebe Maria," fuhr Don Pedro mit dem Phlegma fort, das die Leute, welche sich durch den Zorn hinreißen lassen, zur Verzweiflung bringt, „meine liebe Maria, wenn mir Don Federigo Euch nicht als Geliebte zu behalten und die Königin Blanche wieder als Frau anzunehmen gerathen hat, so begeht Ihr einen Irrthum, daß Ihr ihn beschuldigt, er sei der Geliebte von eben dieser Königin Blanche, sonst, Ihr begreift das, Ihr, die Ihr eifersüchtig seid, hätten sie sich glücklich gefühlt, eine so große Freiheit zu genießen, wie man sie einer verachteten Frau läßt."

„Ihr seid ein zu großer Redner für mich, Sire Pedro," sagte Maria, welche rasch aufstand, da sie die Unmöglichkeit, ihre Wuth länger zu bemeistern, fühlte. „Ich grüße Euch und werde mich allein rächen."

Don Pedro folgte ihr mit dem Blick, ohne ein Wort zu sagen, er sah sie weggehen, ohne daß er sie mit einer Geberde zurückrief, und dennoch war diese Frau die einzige, die ihm zuweilen ein anderes Gefühl eingeflößt hatte, als das befriedigter materieller Leidenschaft. Gerade aber deshalb fürchtete er seine Geliebte, wie er einen Feind gefürchtet hätte. Er drängte also das schwache Gefühl des Mitleids zurück, das sich im Grunde seines Herzens regte, streckte sich auf den Kissen aus, welche Maria Padilla verlassen hatte, und schaute hinaus auf die Straße nach Portugal, denn von dem Balcon, wo der König ruhte, konnte man durch die Ebene, die Wälder oder Berge die verschie-

denen Straßen sehen, welche nach den verschiedenen Punkten des Königreichs führten.

„Die Lage der Könige ist eine schreckliche Lage!“ murmelte Don Pedro. „Ich liebe diese Frau und dennoch darf ich es weder sie, noch die Anderen, noch irgend Jemand sehen lassen, daß ich sie liebe; denn wenn sie diese Liebe bemerkte, würde sie Mißbrauch davon machen. Niemand darf glauben, er habe Herrschaft genug über den König, um ihm eine Genugthuung für Beleidigungen oder irgend einen Vortheil zu entreißen. Niemand darf sagen können: „„Die Königin hat den König verletzt, der König weiß es und hat sich nicht gerächt!““ Oh!“ fuhr Don Pedro fort, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, während seine Physiognomie ausdrückte, was Alles in seinem Herzen vorging, „es fehlt mir nicht am Verlangen, mich zu rächen, Gott sei Dank! doch wenn ich zu heftig handelte, würde mein Königreich vielleicht durch diese unkluge Gerechtigkeit zu Grunde gehen. Was Don Federigo betrifft, so hängt er nur von mir ab, und der König von Frankreich hat sich nicht um seinen Tod oder sein Leben zu bekümmern. Nur fragt es sich, wird er kommen? oder wenn er kommt, wird er nicht Zeit gehabt haben, seine Mitschuldige zu warnen?“

Als er diese Worte sprach, erblickte der König auf der Straße der Sierra Aracena etwas wie eine Staubwolke. Diese Wolke vergrößerte sich. Bald gewahrte er durch ihren durchsichtiger gewordenen Schleier die weißen Gewänder der maurischen Reiter; dann erkannte er Mothril an seiner hohen Gestalt und an dem vergoldeten Palankin.

Die Truppe rückte rasch heran.

„Allein!“ murmelte der König.

Als er mit dem Blicke die ganze Truppe von dem ersten bis zu dem letzten der Menschen, aus denen sie bestand, hatte umfassen können, sagte er:

„Allein! was ist denn aus dem Großmeister ge-

worden? Sollte er sich zufällig geweigert haben, nach Sevilla zu kommen? oder wird man ihn in Coimbra suchen müssen?"

Die Truppe kam indessen immer näher.

Nach einem Augenblick verschwand sie unter den Thoren der Stadt. Der König folgte ihr mit den Augen und sah sie von Zeit zu Zeit wiedererscheinen und in den gekrümmten Straßen glänzen; er sah sie in den Alcazar einziehen; indem er sich über das Geländer neigte, konnte er ihr in die Höfe folgen; es war klar, daß er in einem Augenblick bestimmte Kunde erhalten würde.

Der Maure hatte freien, unbeschränkten Zutritt beim König. Nach wenigen Secunden erschien er auf der Terrasse und fand Don Pedro, der die Augen auf den Ort geheftet hielt, von wo er kommen mußte. Sein Gesicht war düster und er suchte durchaus nicht seine Unruhe zu verbergen.

Der Maure kreuzte seine Hände über seiner Brust und berührte beinahe die Erde mit der Stirne. Doch Don Pedro erwiederte diesen Gruß nur durch eine Geberde der Ungeduld.

„Der Großmeister?" sagte er.

„Sire," erwiederte Mothril, „ich mußte mich beeilen, zu Euch zurückzukommen. Die großen Interessen, von denen ich zu sprechen habe, werden hoffentlich bewirken, daß Eure Hoheit die Stimme ihres getreuen Dieners hört."

Obgleich gewohnt, in der Tiefe des Herzens zu lesen, war Don Pedro doch zu sehr von den Leidenschaften in Anspruch genommen, die ihn in diesem Augenblick bewegten, um zu sehen, was Alles an schlauer Vorsicht in den absichtlich ausweichenden Worten des Mauren enthalten war.

„Der Großmeister?" wiederholte er mit dem Fuße stampfend.

„Hoheit, er wird kommen," antwortete Mothril.

„Warum habt Ihr ihn verlaſſen? Warum, wenn er nicht ſchuldig iſt, kommt er nicht frei? Und wenn er es iſt, warum kommt er nicht durch Gewalt?“

„Senor, der Großmeiſter iſt nicht unſchuldig, und dennoch wird er kommen, ſeid unbeſorgt; er möchte vielleicht gern fliehen, doch er wird von meinen Leuten überwacht, die ihn mehr bringen, als geleiten. Wenn ich ihm vorangeeilt bin, ſo geſchah es, um mit dem König nicht von vergangenen Dingen, ſondern von Dingen zu ſprechen, die er noch zu thun hat.“

„Er kommt alſo, Du biſt deſſen ſicher?“ wiederholte Don Pedro.

„Morgen Abend wird er vor den Thoren von Sevilla ſein. Ich habe mich beeilt, wie Ihr ſeht.“

„Niemand iſt von ſeiner Reiſe unterrichtet?“

„Niemand.“

„Ihr begreift die Wichtigkeit meiner Frage und den Ernſt Eurer Antwort?“

„Ja, Sire.“

„Nun wohl! was gibt es noch Neues?“ fragte Don Pedro mit einem furchtbaren Zuſammenpreſſen des Herzens, deſſen Folter indeſſen ſein Geſicht nicht verrieth, denn ſein Geſicht hatte Zeit gehabt, wieder gleichgültig zu werden.

„Der König weiß, wie eiferſüchtig ich auf ſeine Ehre bin,“ ſprach der Maure.

„Ja, aber Ihr wißt auch, Methril,“ erwiederte Don Pedro die Stirne faltend, „Ihr wißt, daß die Einflüſterungen über dieſen Gegenſtand von Maria Padilla zu mir, das heißt, von einer eiferſüchtigen Frau zu einem vielleicht zu geduldigen Geliebten, gut ſind; aber Euch gegen Don Pedro, Euch, dem Miniſter gegen den König, iſt jede mißbilligende Aeußerung über das tadelloſe Benehmen der Königin Blanche unterſagt, das wißt Ihr, und wenn Ihr es nicht wißt, wiederhole ich es Euch.“

„Sire Pedro,“ erwiederte der Maure, „ein mäch-

tiger, glücklicher, geliebter, liebender König, wie Ihr seid, findet weder für den Neid, noch für die Eifersucht Platz in seinem Herzen; ich begreife das: Euer Glück ist groß, hoher Herr; aber Euer Glück darf Euch nicht blind machen."

„Diesmal weißt Du etwas," rief Don Pedro seinen tiefen Blick auf den Mauren heftend.

„Sire," erwiederte dieser mit kaltem Ton, „Eure Hoheit hat ohne Zweifel mehr als einmal über die Fallen nachgedacht, von denen sie umgeben ist? Sie hat sich in ihrer Weisheit gefragt, wohin die Monarchie Castiliens kommen werde, da der König keinen Erben habe?"

„Keinen Erben?" wiederholte Don Pedro.

„Wenigstens keinen gesetzlichen Erben," fuhr der Maure fort; „so daß das Königreich, wenn Euch ein Unglück widerführe, dem Kühnsten oder dem Glücklichsten von allen den Bastarden, sei es nun Enrique oder Federigo, oder Tello gehören würde."

„Warum alle diese Worte, Mothril?" fragte Don Pedro; „würdest Du mir zufällig zu einer dritten Vermählung rathen? die zwei ersten hatten keine so glückliche Resultate, daß ich Deinem Rathe folgen sollte. Das sage ich Dir, Mothril."

Diese der Tiefe der Seele des Königs durch einen heftigen Kummer entrissenen Worte machten das Auge des Mauren funkeln.

Es war die Enthüllung aller von Don Pedro in seinem so bewegten Innern ausgestandenen Qualen; Mothril wußte die Hälfte von dem, was er wissen wollte; ein Wort sollte ihn von dem Uebrigen belehren.

„Hoher Herr," sprach er, „warum sollte diese dritte Frau nicht eine Frau sein, deren Charakter von Euch geprüft, deren Fruchtbarkeit sicher wäre? Heirathet zum Beispiel Donna Maria Padilla, da Ihr sie so sehr liebt, daß Ihr Euch nicht mehr von ihr trennen könnt, und da sie von genugsam gutem Hause ist, um Königin

zu werden. Auf diese Art werden Eure Söhne gesetzlich sein, und Niemand wird das Recht haben, ihnen den Thron von Castilien streitig zu machen."

Mothril hatte alle Kräfte seines Verstandes zusammengerafft, um das Gewicht eines Angriffs zu ermessen, der für ihn ohne Unterstützung war. Da sah er mit einer Wollust, die den übrigen Menschen unbekannt und nur den Ehrgeizigen mit weit ausgebreiteten Flügeln, welche das Spiel der Königreiche spielen, bekannt ist, eine düstere Wolke über die Stirne seines Fürsten hinziehen.

„Ich habe schon ohne Erfolg eine Heirath gebrochen, die mich mit dem König von Frankreich verband, ich kann jetzt nicht diejenige brechen, welche mich mit dem Hause Castro verbindet."

„Gut," murmelte Mothril; „keine wirkliche Liebe im Herzen, kein Einfluß zu befürchten, es ist ein Platz zu nehmen, wenn nicht auf dem Thron, doch wenigstens in dem Bett des Königs von Castilien."

„Machen wir ein Ende," sprach Don Pedro. „Du sagtest mir, Du habest mir etwas Wichtiges mitzutheilen."

„Oh! was ich Euch zu sagen hatte, war einfach eine Nachricht, die Euch jeder Rücksicht gegen Frankreich entbindet."

„Diese Nachricht also, sprich geschwinde."

„Hoher Herr, erlaubt mir zuvor hinabzugehen und den Wächtern der Sänfte, welche unten ist, einige Befehle zu geben. Ich bin unruhig, denn ich habe eine Person, die mir sehr theuer ist, dort gelassen."

Don Pedro schaute ihn voll Erstaunen an.

„Gehe," sagte er, „komm' rasch zurück."

Der Maure ging hinab und ließ die Sänfte bis in den ersten Hof bringen.

Don Pedro folgte von der Terrasse herab mit irrenden Blicken den Schritten seines Ministers. Mothril erschien nach einigen Augenblicken wieder und sprach:

„Sire, bewilligt mir Eure Hoheit auch diesmal wie gewöhnlich eine Wohnung im Alcazar?"

„Ja, gewiß."

„Erlaubt mir also, daß ich die Person eintreten lasse, welche sich in der Sänfte befindet."

„Eine Frau?" fragte Don Pedro.

„Ja, Sire."

„Eine Sklavin, die Du liebst?"

„Nein, Sire, meine Tochter."

„Ich wußte nicht, daß Du eine Tochter hattest, Mothril."

Mothril antwortete nicht; der Zweifel und die Neugierde erfaßten zugleich den Geist des Königs. Das war es, was der Maure wünschte.

„Nun sage mir, was Du über die Königin Blanche weißt," sprach Don Pedro durch die Wichtigkeit der Lage zu den Dingen zurückgeführt, die er erfahren wollte.

Siebentes Kapitel.

Wie der Maure Don Pedro erzählte, was vorgefallen war.

Der Maure näherte sich dem König, gab seinen Zügen den Ausdruck eines tiefen Mitleids, das heißt des Gefühls, das Don Pedro von Seiten eines Untergeordneten am meisten verletzen mußte, und sprach:

„Sire, ehe ich diese Erzählung beginne, ist es nothwendig, daß Eure Hoheit sich Punkt für Punkt der Befehle erinnert, die sie mir gegeben hat."

„Ich vergeſſe nie das, was ich einmal geſagt habe,“ erwiederte Don Pedro.

„Der König befahl mir nach Coimbra zu reiſen, und ich begab mich dahin; dem Großmeiſter zu ſagen, Seine Hoheit erwarte ihn, und ich ſagte es ihm; ſeinen Aufbruch zu beſchleunigen, und ich ruhte nur eine Stunde aus, und wir ſetzten uns ſchon am Tage unſerer Ankunft wieder in Marſch.“

„Gut, gut, ich weiß, daß Du ein treuer Diener biſt, Mothril.“

„Eure Hoheit fügte bei: „„Du wirſt darüber wachen, daß der Großmeiſter während der Reiſe Niemand Nachricht von ſeinem Aufbruche gibt.““ Nun wohl, am andern Tage nach unſerer Abreiſe ſchrieb der Großmeiſter . . . Doch in der That, ich weiß nicht, ob ich Eurer Hoheit trotz ihrer Befehle Alles ſagen ſoll, was vorgefallen iſt.“

„Sprich . . . Am andern Tag nach Eurer Abreiſe . . .“

„Schrieb der Großmeiſter einen Brief . . .“

„An wen?“

„Gerade an die Perſon, von der Eure Hoheit befürchtete, er würde an ſie ſchreiben.“

„An die Königin Blanche?“ rief Don Pedro erbleichend.

„An die Königin Blanche, Sire.“

„Maure,“ ſprach Don Pedro, „bedenke, wie ernſt eine ſolche Anſchuldigung iſt.“

„Ich bedenke nur, daß ich meinem König diene.“

„Du kannſt abermals ſagen, Du habeſt Dich getäuſcht.“

Mothril erwiederte den Kopf ſchüttelnd:

„Ich täuſche mich nicht.“

„Nimm Dich in Acht! dieſer Brief, ich muß ihn haben,“

„Ich habe ihn!“ antwortete kalt der Maure.

Don Pedro, der einen Schritt vorgegangen war, ſchauerte und machte einen Schritt rückwärts.

„Ah! Du haſt ihn?“ ſagte er.

„Ja!“

„Dieſer Brief iſt von Don Federigo geſchrieben?“

„Ja.“

„An Blanche von Bourbon?“

„Ja.“

„Und dieſer Brief? . . .“

„Ich werde ihn Eurer Hoheit geben, ſobald ſie nicht mehr zornig ſein wird, wie ſie es in dieſem Augenblick iſt.“

„Ich,“ erwiederte Don Pedro mit einem nervigen Lächeln, „ich zornig? Ich bin nie ruhiger geweſen.“

„Nein, hoher Herr, Ihr ſeid nicht ruhig, denn Euer Auge iſt entrüſtet, denn Eure Lippen erbleichen, denn Eure Hand zittert und greift nach dem Dolche. Warum wollt Ihr es verhehlen, Sire? Es iſt ganz natürlich, und die Rache iſt in einem ſolchen Fall geſetzlich; da ich errathe, die Rache Eurer Hoheit werde furchtbar ſein, ſo verſuche ich es zum Voraus, ſie zu mildern.“

„Gebt den Brief, Mothril!“ rief der König.

„Aber, Hoheit . . .“

„Gebt den Brief, ohne Verzug, auf der Stelle, ich will es!“

Der Maure zog langſam unter ſeinem rothen Gewande die Waidtaſche des unglücklichen Fernando hervor.

„Meine erſte Pflicht,“ ſprach er, „iſt, meinem König zu gehorchen, was auch daraus entſtehen mag.“

Der König betrachtete die Waidtaſche, nahm daraus den mit Perlen geſtickten Beutel, öffnete ihn und griff raſch nach dem Brief, den er enthielt. Das Siegel dieſes Briefes war ſichtbar abgenommen; abermals zog ſich das Geſicht von Don Pedro bei dieſem Anblick zuſammen; doch er las, ohne eine Bemerkung zu machen:

„Madame, meine Königin, der König ruft mich nach Sevilla. Ich habe Euch verſprochen, Euch von

den großen Ereigniſſen meines Lebens in Kenntniß zu ſetzen; dieſes ſcheint mir entſcheidend."

„Wie es auch ſein mag, erhabene Dame und geliebte Schweſter, ich werde die Rache von Dona Padilla, die mich ohne Zweifel rufen läßt, wenig fürchten, wenn ich weiß, daß Eure ſo theure Perſon vor ihren Angriffen geſchützt iſt. Es iſt mir nicht bekannt, was meiner harrt; vielleicht das Gefängniß, vielleicht der Tod. Als Gefangener vermöchte ich Euch nicht mehr zu vertheidigen; und wenn ich ſterben ſoll, benütze ich den Augenblick, wo mein Arm frei iſt, um Euch zu ſagen, daß mein Arm Euer wäre, wenn man ihn nicht gefeſſelt hätte, daß mein Herz Euch gehört bis zum Tod.

„Fernando bringt Euch dieſe Kunde, dieſen Abſchied vielleicht. Auf Wiederſehen, meine ſüße Königin und Freundin, in dieſer Welt vielleicht, im Himmel gewiß.

„Don Federigo."

„Dieſer Fernando, wer iſt er? wo iſt er?" rief Don Pedro ſo bleich, daß er furchtbar anzuſchauen war.

„Sire," erwiederte Mothril mit vollkommen natürlichem Tone, „dieſer Fernando war der Page des Großmeiſters. Er reiſte mit uns ab. Am Abend des andern Tages nach unſerem Aufbruch erhielt er die Sendung. In derſelben Nacht, beim Uebergang über die Jezere, wollte es der Zufall, daß er ertrank und daß ich dieſe Schrift an ſeinem Leichnam fand."

Don Pedro brauchte keine Erläuterungen, um Mothril zu verſtehen?"

„Ah!" ſagte er, „Ihr habt den Leichnam wiedergefunden?"

„Ja."

„Vor Jedermann?"

„Ja."

„Alſo weiß Niemand, was dieſer Brief enthält?"

„Sire," ſprach Mothril, „verzeiht meine Kühnheit;

die Intereſſen meines Königs überwogen die mir gebotene Discretion; ich öffnete die Waidtaſche und las den Brief."

„Doch Ihr allein? Dann iſt es, als ob ihn Niemand geleſen hätte."

„Gewiß, gewiß, Hoheit, ſeitdem der Brief in meinen Händen iſt."

„Doch zuvor?"

„Ah! Sire, für das Zuvor ſtehe ich nicht, um ſo mehr, als der Page nicht allein bei ſeinem Herrn war: es war da ein Verfluchter ... ein Giaur ... ein Hund ... ein Chriſt ... Verzeiht, Sire."

„Und wer war dieſer Chriſt?"

„Ein franzöſiſcher Ritter, den er ſeinen Bruder nennt."

„Ah!" verſetzte Don Pedro lächelnd, „ich hätte geglaubt, er würde ſeinen Freunden einen andern Namen geben."

„Für dieſen Chriſten hat er nun keine Geheimniſſe, und man dürfte ſich nicht wundern, wenn er das Vertrauen, das der Page genoß, theilte, und in dieſem Fall wäre das Verbrechen öffentlich."

„Der Großmeiſter kommt?" fragte Don Pedro.

„Er folgt mir, Hoheit."

Don Pedro ging eine Zeit lang, die Stirne gefaltet, die Arme gekreuzt, den Kopf auf die Bruſt geneigt, auf und ab; es war leicht zu ſehen, daß ein furchtbarer Sturm um ſein Herz tobte.

„Man muß alſo mit ihm anfangen," ſprach er endlich mit dumpfer Stimme, „das iſt überdies das einzige Entſchuldigungsmittel, welches mir Frankreich gegenüber zu Gebot ſteht. Sieht Karl V., daß ich meinen Bruder nicht ſchonte, ſo wird er nicht mehr am Verbrechen zweifeln und mir verzeihen, daß ich ſeine Schwägerin nicht geſchont habe."

„Befürchtet Ihr aber nicht, Hoheit," ſagte Mothril, „man könnte ſich in der Rache täuſchen und denken, Ihr

habet den Großmeiſter, nicht den Geliebten der Königin Blanche, ſondern den Bruder von Enrique Transtamare, Eurem Mitbewerber um den Thron, geſchlagen?"

„Ich werde den Brief öffentlich machen," erwiederte der König, „das Blut wird den Flecken bedecken; Ihr habt mir treulich gedient."

„Was befiehlt nun der König?"

„Man halte die Wohnung des Großmeiſters bereit."

Mothril ging ab. Don Pedro blieb allein, und ſeine Gedanken verdüſterten ſich immer mehr; er ſah den Spott ſich an ſeinen Namen anhängen, der eiferſüchtige und ſtolze Menſch erſchien wieder unter dem unempfindlichen König; es kam ihm vor, als hörte er ſchon das Gerücht von der Liebſchaft von Blanche und dem Großmeiſter unter dem Volk mit allen Uebertreibungen umherlaufen, mit denen man die Fehler der Könige behandelt. Dann, als er die Augen auf die Gemächer von Dona Padilla heftete, glaubte er ſie hinter dem Vorhang ihres Fenſters ſtehen zu ſehen, und auf ihrem Geſichte das Lächeln des befriedigten Stolzes wahrzunehmen.

„Nicht ſie iſt es, die mich bewegt, zu thun, was ich vollbringen will," ſprach er, „und dennoch wird man ſagen, ſie ſei es, und dennoch wird ſie es glauben."

Ungeduldig wandte er den Kopf ab und ſchaute rings umher.

In dieſem Augenblick gingen über eine Terraſſe, welche niedriger war als die königliche, zwei mauriſche Sklaven; ſie trugen Räucherpfännchen, die einen bläulichen, wohlriechenden Dampf ausſtrömten. Der Gebirgswind machte dieſen berauſchenden Wohlgeruch bis zum König aufſteigen.

Hinter den Sklaven kam eine verſchleierte Frau von geſchmeidigem, hohem Wuchſe, von zartem Leib mit geneigtem Kopf. Sie war bedeckt mit dem arabiſchen Schleier, der nur eine Oeffnung läßt, daß der Strahl

des Auges hervorspringen kann. Mothril folgte ihr mit einer gewissen Ehrfurcht, und als sie vor der Thüre des Zimmers waren, wo die Fremde eintreten sollte, warf sich der Maure gleichsam zu den Füßen des Mädchens nieder.

Dieser Wohlgeruch, dieser wollüstige Blick, diese Ehrerbietung des Mauren bildeten einen so mächtigen Contrast mit den Leidenschaften, welche das Herz von Don Pedro zusammenpreßten, daß er sich einen Augenblick erfrischt und wiedergeboren fühlte, als ob ihm die Jugend und die Freude durch diese Erscheinung eingeflößt worden wären.

Er erwartete auch voll Ungeduld den Abend.

Und als der Abend gekommen war, stieg er aus seiner Wohnung hinab und kam, der Nacht vertrauend, durch die Gärten, wo er allein einzutreten das Recht hatte, vor den von Mothril bewohnten Kiosk; vorsichtig hob er die dicken Epheugewinde und die Zweige eines ungeheuren Oleanders auf, der besser als ein Vorhang das Innere der Wohnung vor indiscreten Augen verbarg, und er erblickte nun auf einem Kissen von silbergestickter Seide, die Füße nackt, kaum verschleiert durch ein langes durchsichtiges Gewand, geschmückt mit Ringen und Halsbändern, nach orientalischer Sitte, die Stirne ruhig, die Augen in einer Träumerei verloren, Aissa lächelnd und unter der Röthe ihrer Lippen ihre feinen, weißen, perlartig gleichen Zähne entblößend.

Mothril hatte auf die Neugierde des Königs gerechnet; seitdem es Nacht geworden war, horchte und schaute er; er hörte das Geräusch der aufgehobenen Zweige; er unterschied in der ruhigen Frische der Nacht den glühenden Athem des Königs; doch er schien auf keine Weise zu bemerken, daß sein Fürst da war. Nur, als das nachlässige Mädchen von seinen zerstreuten Fingern sein Combolio von Korallen fallen ließ, stürzte er nieder, hob es auf und kniete beinahe vor ihr, als er es ihr zurückgab.

Aissa lächelte.

„Warum so viele Ehrenbezeigungen seit zwei oder drei Tagen?“ sagte sie. „Ein Vater hat nur zärtlich gegen sein Kind zu sein, und das Kind ist dem Vater Ehrfurcht schuldig.“

„Was Mothril thut, muß er thun,“ erwiederte der Maure.

„Mein Vater, warum erweist man mir sogar mehr Zuvorkommenheit, als Euch?“

„Weil man Euch mehr Zuvorkommenheit schuldig ist, als mir; denn bald erscheint der Tag, wo sich Alles enthüllen wird, und ist dieser Tag erschienen, so werdet Ihr Euch vielleicht nicht mehr herablassen, mich Euren Vater zu nennen, Dona Aissa.“

Diese geheimnißvollen Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck sowohl auf das Mädchen, als auf den König; doch so sehr auch Aissa in ihn drang, Mothril wollte nicht mehr sagen und zog sich zurück.

Hinter ihm traten die Frauen von Aissa ein; sie kamen mit großen Fächern von Straußenfedern und bewegten die Luft um den Sopha ihrer Gebieterin, während eine sanfte Musik, die man hörte, ohne das Instrument und den Musiker zu sehen, gleichsam einen melodischen Wohlgeruch in der Luft vibriren ließ. Aissa schloß ihre großen, ganz von geheimen Flammen entzündeten Augen.

„Woran mag sie denken?“ sagte der König, als er sah, wie der Schatten eines Traumes über ihr Antlitz hinzog.

Sie träumte von dem schönen französischen Ritter.

Die Frauen näherten sich, um die Vorhänge niederzulassen.

„Es ist seltsam,“ sprach der König, genöthigt, diese gefährliche Beschauung aufzugeben, „man sollte glauben, sie habe einen Namen ausgesprochen.“

Der König täuschte sich nicht, sie hatte den Namen Agenor ausgesprochen.

Aber obgleich die Vorhänge wieder geſchloſſen waren, befand ſich doch Don Pedro nicht in einer Stimmung des Geiſtes, die ihm in ſeine Gemächer zurückzukehren geſtattete.

Das Herz des Fürſten vereinigte zu dieſer Stunde die entgegengeſetzteſten Gefühle.

Dieſe Gefühle bildeten unter ſich einen Kampf, der jede Hoffnung auf Raſt und Schlaf ausſchloß; Kühlung von der Nachtluft, Ruhe vom Stillſchweigen erwartend, irrte er in den Gärten umher und kam immer wieder zu einem unwiderſtehlichen Ziele, zu dem Kiosk zurück, wo die Maurin im tiefſten Schlafe lag; zuweilen ging er auch an den Fenſtern von Dona Padilla vorüber und heftete ſeine Augen auf die finſteren Scheiben; im Glauben, die hochmüthige Spanierin ſchlafe, ſetzte er ſodann ſeine Wanderung fort, die ihn auf einem mehr oder minder langen Umweg zu dem Kiosk zurückführte.

Der König täuſchte ſich, Maria Padilla ſchlief nicht; es waren keine Lichter vorhanden, doch voll Flammen, wie das von Don Pedro, brannte und ſprang in der Bruſt ihr Herz, denn unbeweglich hinter ihrem Fenſter, in ein Gewand von dunkler Farbe gehüllt, ſchaute ſie nach dem König, ohne eine von ſeinen Bewegungen zu verlieren und, wir möchten beinahe ſagen, ohne einen von ſeinen Gedanken entſchlüpfen zu laſſen.

Außer den Augen von Maria Padilla gab es noch zwei Augen, die ſich in das Herz des Königs Don Pedro tauchten; es waren die des Mauren, welcher Schildwache ſtand, um den Erfolg ſeiner Intriguen beurtheilen zu können. Wenn ſich der König den Fenſtern von Aiſſa näherte, ſo bebte er vor Freude. Schlug aber Don Pedro den Blick zu den Gemächern von Maria Padilla auf, ſchien er zu zögern, ob er nicht zur Favoriten hinaufgehen ſollte, ſo ſtieß ſein Mund ganz leiſe Drohungen aus, welche ſeine Hand, inſtinkt-

artig seinen Dolch suchend, zu vollziehen bereit schien. Unter dem Einfluß dieser zwei so durchdringenden und so giftigen Blicke, brachte Don Pedro die ganze Nacht hin, während er sich allein und vergessen glaubte. Endlich von Müdigkeit niedergebeugt, streckte er sich eine Stunde vor Tagesanbruch auf einer Bank aus und versank in jenen fieberhaften, bewegten Schlaf, der nur ein Leiden mehr den übrigen beigefügt ist.

„Du bist noch nicht, wie ich Dich haben will," sagte Mothril, als er den König der Last der Müdigkeit erliegen sah; „ich muß Dich von dieser Dona Padilla frei machen, die Du, wie Du behauptest, nicht mehr liebst und dennoch nicht verlassen kannst."

Und er ließ den Vorhang wieder fallen, den er aufgehoben hatte, um in den Garten zu schauen.

„Auf!" sagte Maria Padilla zu sich selbst, „es ist ein letzter Versuch zu machen, aber auf eine rasche, entscheidende Weise und ehe diese Frau, denn es ist ohne Zweifel eine Frau, was er durch das Fenster betrachtete, Einfluß auf sein Herz erlangt hat."

Und sie gab ihren Leuten Befehle, und diese machten vom Morgen an einen großen Lärmen im Palast.

Als der König erwachte und wieder in seine Gemächer hinaufging, hörte er in den Höfen das Stampfen von Pferden und Maulthieren, und in den Gängen die hastigen Schritte von Frauen und Pagen.

Er wollte sich nach den Ursachen dieser Bewegung erkundigen, als sich die Thüre öffnete und Maria Padilla auf der Schwelle erschien.

„Worauf warten diese Pferde, und was wollen diese geschäftigen Diener, Senora?" fragte Don Pedro.

„Sie warten auf meine Abreise, Sire, zu der ich so früh, als ich konnte, Vorkehrungen treffen ließ, um Eurer Hoheit die Gegenwart einer Frau zu ersparen, welche nichts mehr für Euer Glück vermag. Ueberdies kommt heute mein Feind, und da es ohne Zweifel im

Erguß Eures brüderlichen Herzens Eure Absicht wäre, mich ihm zu opfern, so trete ich ihm den Platz ab, denn ich bin mich meinen Kindern schuldig, die, da ihr Vater sie vergißt, ihrer Mutter zweimal bedürfen."

Maria Padilla galt für die schönste Frau Spaniens; ihr Einfluß auf Don Pedro war so groß, daß die Chronikschreiber der Zeit, überzeugt, die Schönheit, so vollkommen sie auch sein möge, könne keine solche Macht erreichen, diesen Einfluß der Zauberkunst zuschrieben, statt die Ursachen desselben in den natürlichen Reizen der Zauberin zu suchen.

So, wie sie war, schön in ihren fünfundzwanzig Jahren, reich in ihrem Muttertitel, mit ihren langen schwarzen Haaren, welche auf das einfache wollene Kleid herabfielen, das nach der Mode des vierzehnten Jahrhunderts ihre Arme, ihre Schultern und ihren Busen eng umschloß, faßte sie für Don Pedro nicht Alles, was er geträumt, aber Alles, was er an Liebe und süßen Gedanken gefühlt hatte, zusammen; es war die Fee des Hauses, die Blume des Gemüths, das Schmuckkästchen glücklicher Erinnerungen. Der König schaute sie traurig an und sprach:

„Es wunderte mich, daß Ihr mich noch nicht verlassen hattet, Maria; Ihr habt allerdings den Augenblick gut gewählt, den, wo mein Bruder Enrique sich empört, den, wo mein Bruder Federigo mich verräth, den, wo der König von Frankreich ohne Zweifel Krieg mit mir anfangen wird. Es ist wahr, die Frauen lieben das Unglück nicht."

„Seid Ihr unglücklich!" rief Dona Padilla, indem sie drei Schritte machte und ihre beiden Hände gegen Don Pedro ausstreckte, „dann bleibe ich, das genügt mir; einst hätte ich gefragt: „„Pedro, wirst Du glücklich sein, wenn ich bleibe?""

Der König hatte seinerseits den Leib vorwärts geneigt, so daß eine von den schönen Händen von Maria auf die seinige fiel. Er befand sich in einem der

Augenblicke, wo das tief verwundete Herz das Bedürfniß fühlt, ſich durch ein wenig Liebe zu vernarben. Er drückte dieſe Hand an ſeine Lippen.

„Ihr habt Unrecht, Maria," ſagte er, „ich liebe Euch, nur hättet Ihr, um eine Liebe zu finden, die der Eurigen entſpräche, einen andern Mann als einen König lieben müſſen."

„Ihr wollt alſo nicht, daß ich abreiſe?" fragte Maria Padilla mit dem anbetungswürdigen Lächeln, das Don Pedro die übrige Welt vergeſſen ließ.

„Nein," ſprach der König, „wenn Ihr einwilligt, mein zukünftiges Glück zu theilen, wie Ihr mein vergangenes getheilt habt."

Von dem Platze, wo ſie war, und durch das offene Fenſter befahl nun die ſchöne Statue mit einer jener Geberden einer Königin, durch die man hätte glauben ſollen, Maria wäre am Fuße eines Thrones geboren, der Schaar von Dienern, welche zum Aufbruch bereit waren, in die Gemächer zurückzukehren.

In dieſem Augenblick trat Mothril ein. Die zu ſehr ausgedehnte Unterredung von Don Pedro mit ſeiner Geliebten beunruhigte ihn.

„Was gibt es?" fragte Don Pedro ungeduldig.

„Sire," erwiederte der Maure, „Euer Bruder Don Federigo kommt an, und man erblickt ſchon ſein Gefolge auf der Straße nach Portugal."

Bei dieſer Nachricht zuckte ein ſolcher Ausdruck von Haß in Blitzen aus den Augen des Königs hervor, daß Maria Padilla wohl ſah, ſie habe von dieſer Seite nichts zu befürchten, und daß ſie, nachdem ſie ihre Stirne Don Pedro geboten, der ſeine bleichen Lippen darauf drückte, lächelnd in ihr Gemach zurückkehrte.

Achtes Kapitel.

Wie der Großmeiſter in den Alcazar von Sevilla einzog, wo ihn der König Don Pedro erwartete.

Der Großmeiſter rückte in der That, wie Mothril geſagt hatte, gegen Sevilla heran; er erreichte die Thore gegen Mittag, nämlich mitten in der ſtärkſten Hitze des Tages.

Die Reiter, welche ſein Gefolge bildeten, Mauren und Chriſten, waren mit Staub überzogen, und der Schweiß badete die Flanken der Maulthiere und Pferde. Der Großmeiſter warf einen Blick auf die Mauern der Stadt, die er mit Soldaten und Volk bedeckt zu ſehen glaubte, wie dies an feſtlichen Tagen Gewohnheit iſt; doch er ſah nichts als Schildwachen, die man auch an anderen Tagen hier zu ſehen pflegte.

„Soll ich den König benachrichtigen?“ fragte einer der Officiere von Don Federigo, der, wenn es der Prinz befehlen würde, voran zu reiten ſich anſchickte.

„Beunruhigt Euch nicht,“ erwiederte Don Federigo mit einem traurigen Lächeln, „der Maure iſt voraus gereiſt und mein Bruder iſt benachrichtigt. Wißt Ihr übrigens nicht,“ fügte er mit einem bitteren Tone bei, „wißt Ihr nicht, daß Turniere und Feſte bei Gelegenheit meiner Ankunft in Sevilla ſtattfinden?“

Die Spanier ſchauten erſtaunt umher, denn nichts deutete die verſprochenen Turniere und die befohlenen Feſte an. Es war im Gegentheil Alles düſter und traurig; ſie befragten die Mauren, doch die Mauren antworteten nicht.

Sie zogen in die Stadt ein; Thüren und Fenſter

waren geschlossen, wie es in Spanien zur Zeit der großen Hitze Gewohnheit ist; man sah in den Straßen weder Volk, noch Vorbereitungen, und man hörte kein anderes Geräusch, als das der Thüren, welche sich öffneten, um irgend einen säumigen Schläfer durchzulassen, der, ehe er seine Siesta machte, gern wissen wollte, wer diese Truppe von Reitern wäre, welche in die Stadt zu einer Stunde einzogen, wo in Spanien selbst die Mauren, die Kinder der Sonne, den Schatten der Wälder oder die Frische des Flusses suchen.

Die christlichen Reiter marschirten voran; um das Doppelte zahlreicher, denn mehrere Truppen hatten sich nach und nach der ersten angeschlossen, bildeten die Mauren die Nachhut. Don Federigo betrachtete mit forschendem Blick alle diese Manoeuvres; die Stadt, die er lebendig und freudig zu sehen erwartete und im Gegentheil düster und schweigsam wie ein Grab fand, hatte schon in seinem Herzen furchtbaren Argwohn erregt.

Ein Officier ritt nahe zu ihm heran, neigte sich an sein Ohr und sprach:

„Hoher Herr, habt Ihr bemerkt, daß man hinter uns das Thor geschlossen, durch welches wir eingeritten sind?“

Der Großmeister antwortete nicht, man ritt weiter und erblickte bald den Alcazar. Mothril wartete vor der Thüre mit einigen Officieren von Don Pedro. Sie hatten wohlwollende Gesichter.

Die so ungeduldig erwartete Truppe zog alsbald in die Höfe des Alcazar ein, dessen Thore sich, wie die der Stadt, sogleich hinter ihr schloßen.

Mothril folgte dem Prinzen mit allen Zeichen der tiefsten Ehrfurcht.

In dem Augenblick, wo er abstieg, näherte er sich ihm und sagte:

„Ihr wißt, Hoheit, daß es nicht gebräuchlich ist,

mit Waffen in den Palaſt einzutreten. Soll ich Euer Schwert in Eure Wohnung tragen laſſen?“

Der ſo lange zurückgehaltene Zorn von Don Federigo ſchien nur dieſe Gelegenheit abzuwarten, um loszubrechen.

„Sklave!“ ſprach er, „hat Dich die Knechtſchaft ſo verdumpft, daß Du Deine Fürſten nicht mehr zu erkennen und Deine Herren nicht mehr zu achten weißt? Seit wann hat der Großmeiſter von San Jago von Calatrava, der das Recht hat, behelmt und beſpornt in die Kirchen einzutreten und ganz bewaffnet mit Gott zu ſprechen, nicht mehr das Recht, bewaffnet in den Palaſt einzutreten und den Degen in der Scheide mit ſeinem Bruder zu reden?“

Mothril hörte mit Ehrfurcht, beugte das Haupt in Demuth und erwiederte:

„Eure Hoheit hat die Wahrheit geſprochen, und Euer unterthäniger Diener vergaß, nicht daß Ihr Prinz, ſondern daß Ihr Großmeiſter des Ordens von Calatrava ſeid. Alle dieſe Vorrechte ſind chriſtliche Gewohnheiten und man darf ſich nicht wundern, wenn ein armer Ungläubiger, wie ich, ſie nicht kennt oder vergißt.“

In dieſem Augenblick näherte ſich ein anderer Officier Don Federigo.

„Iſt es wahr, Hoheit,“ fragte er, „habt Ihr befohlen, daß wir Euch verlaſſen ſollen?“

„Wer hat das geſagt?“ entgegnete der Großmeiſter.

„Eine von den Wachen am Thore.“

„Und was habt Ihr darauf geantwortet?“

„Wir hätten nur Befehle von unſerem Herrn Don Federigo zu empfangen.“

Der Prinz zögerte einen Augenblick; er ſah ſich jung, er fühlte ſich kräftig, er wußte ſich muthig; er war endlich hinreichend umgeben, um eine lange Vertheidigung zu unternehmen.

„Hoheit," fuhr der Officier fort, als er sah, daß sein Herr mit sich zu Rathe ging, „sprecht ein Wort, macht eine Geberde, und wir ziehen Euch aus dem Hinterhalt, in den Ihr gerathen seid; wir sind hier zu Dreißig, die die Lanze, den Dolch und das Schwert führen."

Don Federigo schaute Mothril an; er gewahrte ein Lächeln auf seinen Lippen und folgte der Richtung seines Blickes. Auf den Terrassen, die den Hof umgaben, sah man Bogenschützen und Armbrustschützen, den Bogen oder die Armbrust in der Hand.

„Ich würde diese braven Leute erwürgen lassen," sagte Don Federigo zu sich selbst; „nein, da es auf mich allein abgesehen ist, will ich auch allein eintreten."

Der Großmeister wandte sich ruhig und fest gegen seine Gefährten um und sprach:

„Zieht Euch zurück, meine Freunde; ich bin in dem Palaste meines Bruders und meines Königs; der Verrath wohnt nicht an solcher Stätte, und wenn ich mich täusche, erinnert Euch, daß man mich vor einem Verrathe gewarnt hat, und daß ich es nicht habe glauben wollen."

Die Soldaten von Don Federigo verbeugten sich und gingen einer nach dem andern ab. Don Federigo fand sich nun allein mit den Mauren und den Leibwachen des Königs Don Pedro.

„Und nun will ich meinen Bruder sehen," sagte er, sich gegen Mothril umwendend.

„Hoher Herr, Euer Wunsch wird sogleich erfüllt werden, denn der König erwartet Euch voll Ungeduld," antwortete der Maure.

Er trat auf die Seite, damit der Prinz die Treppe des Alcazar hinaufsteigen konnte.

„Wo ist mein Bruder?" fragte der Großmeister.

„In dem Gemach der Terrasse."

Dies war ein Gemach in der Nähe desjenigen, welches Don Federigo in der Regel bewohnte. Als

er vor der Thüre des seinigen vorüberkam, blieb der Großmeister einen Augenblick stehen und fragte:

„Kann ich nicht in meine Wohnung eintreten und ein wenig ausruhen, ehe ich vor meinem Bruder erscheine?"

„Gnädigster Herr," erwiederte Mothril, „wenn Eure Hoheit den König gesehen hat, mag sie ganz nach ihrem Belieben, und so lange es ihr gut dünkt, ausruhen."

Es entstand nun eine Bewegung unter den Mauren, welche dem Prinzen folgten. Federigo wandte sich um.

„Der Hund . . ." murmelten die Mauren.

Der getreue Alan war in der That, statt den Pferden in den Stall zu folgen, seinem Herrn gefolgt, als hätte er die Gefahr ahnen können, die ihn bedrohte.

„Der Hund gehört mir," sagte Don Federigo.

Die Mauren traten weniger aus Achtung, als aus Furcht bei Seite, und der Hund lief freudig herbei und stützte seine Pfoten auf die Brust seines Herrn.

„Ja," sagte dieser, „ich verstehe Dich, und Du hast Recht. Fernando ist todt, Agenor ist fern von hier, und Du bist der einzige Freund, der mir bleibt."

„Hoheit," fragte Mothril mit seinem spöttischen Lächeln, „gehört es auch zu den Privilegien des Großmeisters von San Jago, in die Gemächer des Königs, gefolgt von seinem Hund, einzutreten?"

Eine finstere Wolke zog über die Stirne von Don Federigo hin. Der Maure war nahe bei ihm; Don Federigo hatte die Hand an seinem Dolch; ein schneller Entschluß, eine rasche Bewegung und er war gerächt an diesem frechen, höhnischen Sklaven.

„Nein," sagte er in seinem Innern, „die Majestät des Königs ist in allen denjenigen, welche ihn umgeben; wir wollen die Majestät des Königs nicht angreifen."

Digitized by Google

Er öffnete kalt die Thüre seines Gemaches und hieß den Hund durch ein Zeichen hineingehen.

Der Hund gehorchte.

„Erwarte mich hier, Alan," sagte Don Federigo.

Der Hund legte sich auf eine Löwenhaut nieder, der Großmeister schloß die Thüre. In diesem Augenblick hörte man eine Stimme rufen:

„Mein Bruder, wo ist denn mein Bruder?"

Don Federigo erkannte die Stimme des Königs und eilte nach dem Punkte, von dem diese Stimme kam.

Don Pedro verließ so eben das Bad; noch bleich von der schlaflos zugebrachten Nacht, in dumpfem Zorne brütend, heftete er einen strengen Blick auf den jungen Mann, der sich vor ihm niederwarf und sprach:

„Hier bin ich, mein König und Bruder; Ihr habt mich gerufen und hier bin ich. Ich bin in aller Eile gekommen, um Euch zu sehen und Euch jedes Glück zu wünschen."

„Wie ist dies möglich, Großmeister?" erwiederte Don Pedro, „und muß ich mich nicht wundern, daß Eure Worte so wenig mit Euren Handlungen im Einklange stehen? Ihr wünscht mir alles Glück, sagt Ihr, und conspirirt mit meinen Feinden!"

„Sire, ich begreife Euch nicht," entgegnete Don Federigo aufstehend, denn sobald man ihn anschuldigte, wollte er nicht eine Secunde mehr auf den Knieen bleiben. „Sind diese Worte wirklich an mich gerichtet?"

„Ja, an Euch selbst, Don Federigo, Großmeister von San Jago."

„Sire, Ihr nennt mich also einen Verräther?"

„Ja! denn Ihr seid ein Verräther," antwortete Don Pedro.

Der junge Mann erbleichte, bemeisterte sich aber.

„Warum dies, mein König?" fragte er mit einem Ausdruck unendlicher Sanftmuth. „Ich habe Euch nie beleidigt, wenigstens nie mit Willen. Ganz im Gegen-

theil: bei mehreren Treffen und besonders im Kriege gegen die Mauren, welche heute Eure Freunde sind, handhabte ich ein Schwert, das sehr schwer für meinen Arm, denn ich war noch so jung."

„Ja, die Mauren sind meine Freunde!" rief Don Pedro, „und ich mußte meine Freunde wohl unter den Mauren wählen, da ich in meiner Familie nur Feinde fand."

Don Federigo richtete sich immer stolzer, immer unerschrockener auf, je ungerechter und verletzender die Vorwürfe des Königs wurden.

„Wenn Ihr von meinem Bruder Enrique sprecht," sagte er, „so habe ich nichts zu erwiedern, und das geht mich nichts an. Mein Bruder Enrique hat sich gegen Euch empört, er hat Unrecht gehabt, denn Ihr seid unser gesetzlicher Herr, sowohl durch das Alter, als durch die Geburt; doch mein Bruder Enrique will König von Castilien sein und man sagt, der Ehrgeiz lasse Alles vergessen; ich bin nicht ehrgeizig und nehme nichts in Anspruch. Ich bin Großmeister von San Jago; wenn Ihr Einen wißt, der würdiger ist, als ich, so bin ich bereit, mein Amt in seine Hände niederzulegen."

Don Pedro antwortete nicht.

„Ich habe Coimbra von den Mauren erobert und mich darin wie in meinem Eigenthum eingeschlossen. Niemand hat ein Recht auf meine Stadt. Wollt Ihr Coimbra, mein Bruder? es ist ein guter Hafen."

Don Pedro antwortete ebenso wenig.

„Ich habe ein kleines Heer," fuhr Don Federigo fort. „Doch ich sammelte es unter Eurem Gutheißen. Wollt Ihr meine Soldaten, um Eure Feinde zu bekämpfen?"

Don Pedro schwieg fortwährend.

„Ich besitze kein anderes Gut, als das meiner Mutter, Dona Eleonore von Guzman, und die Schätze, die ich von den Mauren erobert habe. Wollt Ihr mein Geld, mein Bruder?"

„Ich will weder Dein Amt, noch Deine Stadt, noch Deine Soldaten, noch Deinen Schatz," rief Don Pedro, der bei dem Anblick des ruhigen jungen Mannes nicht mehr länger an ſich halten konnte, „ich will Deinen Kopf."

„Mein Leben gehört Euch, wie alles Uebrige, mein König; ich werde es ebenſo wenig vertheidigen, als ich das Uebrige vertheidigt hätte. Nur frage ich, warum wollt Ihr den Kopf nehmen, wenn das Herz unſchuldig iſt?"

„Unſchuldig!" verſetzte Don Pedro. „Kennſt Du eine Franzöſin, die ſich Blanche von Bourbon nennt?"

„Ich kenne eine Franzöſin, die ſich Blanche von Bourbon nennt, und ich achte ſie wie meine Königin und wie meine Schweſter."

„Ah! das iſt es, was ich ſagen wollte," erwiederte Don Pedro; „Du nimmſt Partei für Deine Königin und Deine Schweſter, die Feindin Deines Bruders und Deines Königs."

„Sire," ſprach der Großmeiſter, „wenn Ihr Feind denjenigen nennt, welchen Ihr beleidigt habt, und der das Andenken an dieſe Beleidigung in ſeinem Herzen bewahrt, ſo iſt die Perſon, von der Ihr ſprecht, vielleicht Eure Feindin. Doch bei meiner Seele, man könnte ebenſowohl Eure Feindin die Gazelle nennen, die Ihr mit einem Pfeil verwundet, und die mit ihrer Wunde entflieht."

„Ich nenne meinen Feind Jeden, der meine Städte zum Aufſtand anreizt, und dieſe Frau hat Toledo zum Aufruhr bewogen. Ich nenne meinen Feind Jeden, der meine Brüder gegen mich bewaffnet, und dieſe Frau hat gegen mich meinen Bruder, nicht meinen Bruder Enrique den Ehrgeizigen, wie Du ihn ſo eben nannteſt, ſondern meinen Bruder Don Federigo, den Heuchler und Blutſchänder, bewaffnet."

„Mein Bruder, ich ſchwöre Euch . . ."

„Schwöre nicht, Du würdeſt einen falſchen Eid ſchwören.“

„Mein Bruder . . .“

„Kennſt Du dies?“ fragte Don Pedro, indem er aus der Waidtaſche von Fernando den Brief des Großmeiſters zog.

Bei dieſem Anblick, der ihm bewies, daß Fernando ermordet worden, bei dieſem Beweis, daß ſeine Liebe in die Hände des Königs gefallen war, fühlte Don Federigo, wie ſeine Stärke von ihm wich. Er beugte das Knie vor dem König und blieb einen Augenblick das Haupt unter der Laſt des Unglücks geſenkt, das er vorherſah. Ein Gemurmel des Erſtaunens durchlief die Gruppe der Höflinge, welche am Ende der Gallerie ſtanden; vor ſeinem Bruder auf den Knieen, flehte Federigo offenbar ſeinen König an; wenn er aber flehte, war er ſchuldig; ſie dachten nicht, er könnte für einen Andern flehen.

„Sire,“ ſprach Don Federigo, „ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich unſchuldig an dem bin, was Ihr mir vorwerft.“

„Das wirſt Du alſo Gott ſagen,“ entgegnete der König; „denn ich, ich glaube es Dir nicht.“

„Mein Tod würde eine Befleckung abwaſchen,“ erwiederte der Großmeiſter; „wie wird es aber ſein, wenn ich rein von Verbrechen bin?“

„Rein von Verbrechen!“ rief der König Don Pedro; „wie nennſt Du denn dieſes?“

Und vom Zorn fortgeriſſen, ſchlug der König ſeinem Bruder mit dem Brief ins Geſicht, den er an Blanche von Bourbon geſchrieben hatte.

„Es iſt gut,“ ſprach Don Federigo und that einen Schritt rückwärts; „tödtet mich, beſchimpft mich aber nicht! Ich weiß ſeit langer Zeit, daß die Menſchen feige werden, wenn ſie beſtändig mit Buhlerinnen und Sklaven leben! . . . König, Du biſt ein Feiger, denn Du haſt einen Gefangenen beſchimpft!“

„Herbei!“ rief Don Pedro, „herbei, meine Wachen! man führe ihn weg und tödte ihn!“

„Einen Augenblick . . .“ unterbrach ihn Don Federigo, die Hand gegen seinen Bruder ausstreckend, „so wüthend Du bist, wirst Du doch vor dem, was ich Dir sage, einhalten. Du hast eine unschuldige Frau beargwohnt, Du hast den König von Frankreich beschimpft, indem Du sie beargwohntest, doch Du wirst Gott nicht nach Deinem Wohlgefallen beleidigen. Ich aber will zu Gott beten, ehe Du mich ermordest, ich will eine Stunde, um mich mit meinem höchsten Herrn zu besprechen. Ich bin kein Maure!“

Don Pedro war beinahe wahnsinnig vor Wuth. Doch er hielt an sich, denn er hatte Zuschauer.

„Es ist gut, Du sollst eine Stunde haben,“ sagte er; gehe!“

Alle diejenigen, welche dieser Scene beiwohnten, waren vor Furcht in Eis verwandelt. Die Augen des Königs flammten; doch aus denen von Don Federigo sprangen auch Blitze hervor.

„Halte Dich in einer Stunde bereit!“ rief Don Pedro in dem Augenblick, wo er das Zimmer verließ.

„Sei unbesorgt, ich werde stets zu früh für Dich sterben, da ich unschuldig bin,“ erwiederte der junge Mann.

Er blieb eine Stunde in seinem Gemach eingeschlossen, ohne daß sich Jemand näherte, von Angesicht zu Angesicht mit dem Herrn; dann, als diese Stunde abgelaufen war und die Henker nicht erschienen, trat er in die Gallerie und rief:

„Du läßt mich warten, Senor Don Pedro; die Stunde ist vorbei.“

Die Henker traten ein.

„Welchen Todes soll ich sterben?“ fragte der Prinz.

Einer von den Henkern zog sein Schwert.

Federigo untersuchte es, indem er mit dem Finger über die Schneide fuhr.

„Nehmt das meinige," sagte er, sein Schwert aus der Scheide ziehend, „es schneidet besser."

Der Soldat nahm das Schwert.

„Wann werdet Ihr bereit sein, Großmeister?" fragte er.

Federigo hieß den Soldaten durch ein Zeichen einen Augenblick warten; dann trat er an einen Tisch, schrieb ein paar Zeilen auf ein Pergament, rollte dieses Pergament zusammen und nahm es zwischen seine Zähne.

„Was bedeutet dieses Pergament?" fragte der Soldat.

„Es ist ein Talisman, der mich unverwundbar macht," erwiederte Don Federigo; „schlage nun, ich trotze Dir."

Und der junge Fürst entblößte seinen Hals, hob seine langen Haare oben auf den Kopf und kniete, die Hände gefaltet und ein Lächeln auf den Lippen, nieder.

„Glaubst Du an die Macht dieses Talismans?" fragte ganz leise ein Soldat denjenigen, welcher schlagen sollte.

„Wir werden bald sehen," erwiederte dieser.

„Schlage!" sprach Don Federigo.

Das Schwert flammte in den Händen des Scharfrichters; ein Blitz sprang aus der Klinge hervor, und mit einem einzigen Streiche gelöst, rollte der Kopf des Großmeisters auf den Boden.

In diesem Augenblick durchdrang ein furchtbares Geheul die Gewölbe des Palastes.

Der König, der an seiner Thüre horchte, entfloh erschrocken. Die Henker stürzten aus dem Gemache fort.

Auf dem Platze blieb nichts mehr, als Blut, ein vom Rumpf getrenntes Haupt und ein Hund, der, nachdem er eine Thüre gesprengt, sich bei diesen traurigen Ueberresten niederlegte.

Neuntes Kapitel.

Wie der Baſtard von Mauleon das Billet erhielt, das er hatte holen wollen.

Die erſten Schatten der Nacht fielen grau und finſter auf den troſtloſen Palaſt herab. Don Pedro ſaß düſter und unruhig in den unteren Gemächern, wohin er ſich geflüchtet hatte, da er es nicht wagte, in dem Gemach zu bleiben, welches an das ſtieß, wo der Leichnam ſeines Bruders lag. An ſeiner Seite weinte Maria Padilla.

„Warum weint Ihr, Senora?“ fragte plötzlich der König voll Bitterkeit. „Habt Ihr denn nicht erlangt, was Ihr ſo ſehr wünſchtet? Ihr verlangtet von mir den Tod Eures Feindes; Ihr müßt befriedigt ſein, denn Euer Feind iſt nicht mehr.“

„Sire,“ antwortete Maria, „ich habe vielleicht in einem Augenblick weiblichen Stolzes, in einem Ausbruch wahnſinnigen Zornes dieſen Tod gewünſcht. Gott verzeihe mir, wenn dieſer Wunſch je in mein Herz eingedrungen iſt! Doch ich glaube dafür ſtehen zu können, daß ich ihn nie gefordert habe.“

„Ah! ſo ſind die Frauen!“ rief Don Pedro; „glühend in ihren Wünſchen, furchtſam in ihren Entſchließungen; ſie wollen immer, doch ſie haben nie den Muth, zu handeln; dann, wenn ein Anderer wahnſinnig genug iſt, ihrem Gedanken Folge zu geben, leugnen ſie, dieſen Gedanken je gehabt zu haben.“

„Sire, im Namen des Himmels,“ ſprach Maria, „ſagt nie, Ihr habet mir den Großmeiſter geopfert; es

wäre meine Qual in diesem Leben, es wäre mein Gewissensbiß im andern . . . Nein, sagt mir das, was wahr ist, sagt mir, Ihr habet ihn Eurer Ehre geopfert. Ich will nicht, hört Ihr wohl? ich will nicht, daß Ihr mich verlaßt, ohne daß Ihr mir sagt, nicht ich habe Euch zu diesem Morde angetrieben..."

„Ich werde Alles sagen, was Ihr wollt, Maria," erwiederte mit kaltem Tone der König, indem er aufstand und Mothril entgegenging, der mit den Rechten eines Ministers und der Sicherheit eines Günstlings eintrat.

Anfangs wandte Maria die Augen ab, um diesen Menschen nicht zu sehen, gegen den der Tod des Großmeisters, obschon er ihren Interessen diente, ihren Haß noch verdoppelt hatte; sie ging in eine Fenstervertiefung und erblickte hier, während der König mit dem Mauren sprach, einen völlig gewappneten Ritter, der die Verwirrung benützend, welche die Hinrichtung von Don Federigo in das ganze Schloß gebracht hatte, in den Hof trat, ohne daß sich die Schildwachen um ihn bekümmerten und ihn fragten, wohin er gehen wollte.

Dieser Ritter war Agenor, der der Aufforderung des Großmeisters entsprach und mit den Augen die purpurnen Vorhänge suchend, welche ihm Federigo als die seiner Wohnung bezeichnet hatte, an der Ecke der Mauer verschwand.

Maria Padilla folgte maschinenmäßig mit ihren Augen, und ohne zu wissen, wer er war, dem Ritter, bis sie ihn aus dem Blicke verloren. Dann kehrte sie vom Aeußeren zum Inneren zurück, und schaute wieder nach dem König und nach Mothril.

Der König sprach lebhaft. Aus seinen Geberden ersah man, daß er furchtbare Befehle gab. Ein Blitz durchzuckte den Geist von Dona Maria; mit jener raschen, den Frauen eigenthümlichen Anschauung errieth sie, wovon die Rede war.

Sie stürzte auf Don Pedro in dem Augenblick zu, wo er durch ein Zeichen Mothril weggehen hieß.

„Sire," sprach sie, „Ihr werdet nicht zwei gleiche Befehle an einem und demselben Tage geben."

„Ihr habt also gehört?" rief der König erbleichend.

„Nein, doch ich habe errathen. Oh! Sire, Sire," fuhr Maria vor dem König auf die Kniee fallend fort, „oft habe ich mich über sie beklagt, oft habe ich Euch gegen sie aufgereizt, doch tödtet sie nicht, Sire, tödtet sie nicht; denn nachdem Ihr sie getödtet, würdet Ihr mir auch sagen, wie Ihr mir in Beziehung auf Don Federigo gesagt habt, weil ich ihren Tod verlangt, habet Ihr sie getödtet."

„Maria," sprach der König mit finsterer Miene, „steht auf, bittet nicht, es ist vergeblich, Alles war vorausbeschlossen. Man hätte nicht anfangen sollen, oder muß nun endigen; der Tod des Einen zieht den Tod des Andern nach sich. Wenn ich nur Don Federigo schlüge, würde man alsbald glauben, Don Federigo habe nicht ein Verbrechen gesühnt, sondern er sei einer Privatrache geopfert worden."

Dona Maria schaute den König voll Bangen an; sie war dem Reisenden ähnlich, der erschrocken vor einem Abgrund anhält.

„Oh!" sprach sie, „dies Alles wird auf mich zurückfallen, auf mich und meine Kinder; man wird sagen, ich habe Euch zu diesem doppelten Mord angetrieben, und Du siehst es doch, mein Gott," fügte sie, sich zu seinen Füßen schleppend bei, „ich bitte ihn, ich flehe ihn an, mir nicht ein Gespenst aus dieser Frau zu machen."

„Nein, denn ich werde laut meine Schande und ihr Verbrechen verkünden, nein, denn ich werde den Brief von Don Federigo an seine Schwägerin zeigen."

„Aber Ihr werdet nie einen Spanier finden, der

die Hand an seine Königin legen würde," rief Dona Maria.

„Ich habe auch einen Mauren gewählt," erwiederte unempfindlich Don Pedro. „Wozu wären die Mauren gut, wenn man sie nicht thun ließe, was die Spanier zu thun sich weigern?"

„Oh! ich wollte diesen Morgen gehen, warum bin ich geblieben?" rief Dona Padilla. „Doch es ist noch diesen Abend Zeit, erlaubt, daß ich den Palast verlasse; mein Haus ist Euch zu jeder Stunde des Tags und der Nacht geöffnet, Ihr werdet mich in meinem Hause besuchen."

„Thut, was Ihr wollt, Senora," erwiederte Don Pedro, dem durch eine seltsame Wendung des Gedächtnisses in diesem Augenblick das Bild der schönen Maurin erschien, wie sie in ihrem wollüstigen Schlummer im Kiosk lag, während ihre Frauen mit großen Fächern über ihrem Schlafe wachten. „Thut, was Ihr wollt. Ich bin es müde, Euch immer sagen zu hören, Ihr werdet abreisen, ohne daß Ihr je reist."

„Mein Gott!" sprach Maria Padilla, „Du bist Zeuge, daß ich von hier weggehe, weil ich, nachdem ich den Tod von Don Federigo nicht gefordert, vergebens das Leben der Königin Blanche fordere."

Und ehe der König sich dieser Handlung widersetzen konnte, öffnete sie rasch die Thüre und schickte sich an, wegzugehen; doch in diesem Augenblick erscholl ein gewaltiger Lärmen im Palast; man sah Leute von einem wahnsinnigen Schrecken ergriffen entfliehen; man hörte Schreie, deren Ursache man nicht begreifen konnte; der Schwindel schien mit weit geöffneten Flügeln über dem Palast zu schweben.

„Hört!" sagte Maria, „hört!"

„Was geht denn vor?" rief Don Pedro, sich der Spanierin nähernd, „was soll dies Alles bedeuten? Antwortet, Mothril," fuhr der König fort, indem er sich an den Mauren wandte, der am anderen Ende

des Vorplatzes stehend, bleich, die Augen auf einen Gegenstand geheftet, den Don Pedro nicht sehen konnte, unbeweglich, eine Hand an seinem Dolch, mit der andern den Schweiß abwischend, der von seiner Stirne floß, verharrte.

„Gräßlich! gräßlich!“ wiederholten alle Stimmen.

Ungeduldig machte Don Pedro einen Schritt vorwärts, und es traf in der That seine Blicke ein Grauen erregendes Schauspiel. Oben auf den breiten Platten der Treppe sah man den Hund von Don Fedrigo, die Haare gesträubt wie die eines Löwen, blutig und furchtbar erscheinen; er hielt in seinem Rachen den Kopf seines Herrn, den er sachte auf dem Marmor an seinen langen Haaren fortzog. Vor ihm flohen, die Schreie ausstoßend, welche Don Pedro gehört hatte, alle Diener, alle Wachen des Palastes. So muthig, so verwegen, so unempfindlich er war, suchte doch Don Pedro auch zu fliehen; doch seine Füße schienen wie die des Mauren auf den Boden genagelt. Eine blutige Spur hinter sich lassend, stieg der Hund immer weiter herab. Sobald er aber zwischen Don Pedro und Mothril kam, legte er, als hätte er in ihnen die zwei Mörder erkannt, den Kopf auf die Erde und gab ein so klägliches Geheul von sich, daß die Favoritin darob in Ohnmacht sank, und der König schauerte, als ob ihn der Engel des Todes mit seinen Flügeln berührt hätte; dann nahm er seine kostbare Last wieder auf und verschwand im Hof.

Noch ein anderer Mann hörte das Geheul des Hundes und schauerte dabei. Dieser Mann war der vollständig gewappnete Ritter, den Dona Maria in den Alcazar hatte eintreten sehen, und der als guter Christ, wenigstens so abergläubisch als ein Maure, sich bei dem Geheule bekreuzte und Gott bat, jedes schlimme Zusammentreffen von ihm abzuwenden.

Dann versetzte ihn aber diese Schaar erschrockener Diener, welche, an einander stoßend, sich niederwerfend,

entflohen, in ein Erſtaunen, das dem Schrecken glich. Der würdige Ritter lehnte ſich an eine Platane an und ſah, die Hand an ſeinem Dolch, dieſe raſche Proceſſion bleicher Schatten vor ſich vorüberziehen; endlich erblickte er den Hund und der Hund erblickte ihn.

Der Hund ging gerade auf ihn zu, geleitet von dem feinen Inſtinkt, der ihn in dem Ritter den Freund ſeines Herrn erkennen ließ.

Agenor wurde von einem Schauer ergriffen. Dieſes blutige Haupt, dieſer Hund, einem Wolfe ähnlich, der ſeine Beute fortſchleppt, dieſe Welt fliehender Diener mit bleichen Geſichtern und unterdrücktem Geſchrei, Alles ſtellte ihm einen von jenen gräßlichen Träumen dar, wie ſie die vom Fieber verzehrten Kranken machen. Der Hund näherte ſich immer mehr mit einer ſchmerzlichen Freude, und legte zu ſeinen Füßen den von Staub befleckten Kopf; dann erhob er zu den Gewölben das traurigſte und durchdringendſte Geheul, das er noch ausgeſtoßen. Einen Augenblick unbeweglich vor Schrecken, glaubte Agenor, ſein Herz müßte brächen; endlich errieth er einen Theil von dem, was vorgefallen war; er bückte ſich, ſchob mit ſeinen Händen die ſchönen Haare auseinander, und erkannte, obgleich in die Schatten des Todes getaucht, die ruhigen, ſanften Augen ſeines Freundes. Sein Mund war freundlich, wie da er noch lebte, und man hätte glauben ſollen, das Lächeln, das bei ihm Gewohnheit war, wolle noch auf ſeinen blauen Lippen zu Tage ausgehen. Agenor ſank auf ſeine Kniee, und ſchwere, ſtille Thränen rollten aus ſeinen Augen über ſeine Wangen herab. Er wollte den Kopf nehmen, um ihm die letzte Ehre zu erweiſen, und jetzt erſt gewahrte er, daß die Zähne des unglücklichen Großmeiſters eine kleine Pergamentrolle feſthielten; er trennte ſie mit ſeinem Dolch, entrollte das Pergament, und las gierig, wie folgt:

„Freund, unſere traurigen Ahnungen täuſchten uns nicht, mein Bruder tödtet mich. Benachrichtige und

warne die Königin Blanche; auch sie ist bedroht. Du hast mein Geheimniß; bewahre mein Andenken."

„Ja, Herr," sprach der Ritter; „ja, ich werde gewissenhaft Deinen letzten Willen vollziehen!... Doch wie von hier wegkommen?... Ich weiß nicht mehr, wie ich hereingekommen bin. Mein Kopf verwirrt sich; ich habe kein Gedächtniß mehr, und meine Hand zittert dergestalt, daß mir mein Dolch, den ich nicht mehr in die Scheide stecken kann, entschlüpfen wird."

Der Ritter erhob sich in der That bleich, schauernd, und beinahe wahnsinnig; er ging, ohne zu sehen, stieß sich an den marmornen Säulen und streckte die Hände vor sich aus wie ein Trunkener, der die Stirne zu zerschmettern befürchtet. Endlich befand er sich in einem herrlichen, ganz mit Orangenbäumen, Granatbäumen und Oleandern bepflanzten Garten: Wassergarben, denen silberner Cascaden ähnlich, sprangen in porphyrnen Vasen. Er lief zu einem dieser Bassins, trank gierig, erfrischte seine Stirne, indem er sie in das eiskalte Wasser tauchte, und suchte sich nun zurechtzufinden; da zog ein schwaches Licht, das er durch die Bäume erschaute, seinen Blick an und leitete ihn. Er lief darauf zu; eine weiße Gestalt, die sich auf das Geländer eines Balcon stützte, stieß einen Seufzer aus und flüsterte seinen Namen. Agenor schaute empor, sah eine Frau, die die Arme nach ihm ausstreckte, rief: „Aissa, Aissa!" und eilte aus dem Garten zu der Maurin; das Mädchen streckte ihm die Arme mit einem Ausdruck tiefer Liebe entgegen, doch plötzlich wich es voll Unruhe zurück und fragte:

„Oh! mein Gott! Franzose, bist Du verwundet?"

Agenor hatte in der That blutige Hände; doch statt ihr zu antworten, statt ihr eine lange Erklärung zu geben, legte er eine von seinen Händen auf ihren Arm und deutete mit der andern auf den Hund, der ihm gefolgt war. Bei dieser furchtbaren Erscheinung stieß das Mädchen ebenfalls einen Schrei aus; Mothril, der gerade

nach seiner Wohnung zurückkehrte, vernahm diesen Schrei. Man hörte, wie seine Stimme nach Fackeln verlangte; man hörte seine Tritte und die seiner Diener, die sich näherten.

„Fliehe!“ rief das Mädchen, „fliehe; er würde Dich tödten, und ich würde sterben, weil ich Dich liebe.“

„Aissa,“ sprach der Ritter, „ich liebe Dich auch; „sei mir treu, und Du wirst mich wiedersehen.“

Dann schloß er das Mädchen an sein Herz, drückte ihm einen Kuß auf die Lippen, ließ das Visir seines Helmes nieder, zog sein langes Schwert, sprang durch das niedrige Fenster und entfloh durch die Zweige streifend und die Blumen niedertretend; er kam bald vor den Garten, durchschnitt den Hof, stürzte ganz erstaunt, daß man ihn nicht aufzuhalten versuchte, aus dem Thor und erblickte in der Ferne Musaron, der fest in seinem Sattel saß und das schöne schwarze Roß an der Hand hielt, das ihm Don Federigo gegeben hatte.

Ein scharfes Schnaufen begleitete den Ritter von hinten; er wandte sich um, und der geringe Eifer, mit dem ihm die Wachen den Weg zu versperren gesucht hatten, war ihm erklärlich. Der Hund, der den einzigen Freund, welcher ihm blieb, nicht hatte verlassen wollen, folgte ihm.

Von Angst ergriffen bei dem Geschrei, das er gehört hatte, lief Mothril mittlerweile zu Aissa. Er fand sie bleich und am Fenster stehend; er wollte sie befragen, doch sie erwiederte seine ersten Fragen nur durch ein düsteres Stillschweigen. Endlich vermuthete der Maure, was vorgefallen war.

„Ist Jemand hierhergekommen? . . . Aissa, antworte.“

„Ja,“ sprach das Mädchen, „der Kopf vom Bruder des Königs.“

Mothril schaute das Mädchen aufmerksamer an. Auf dem weißen Gewande war der Abdruck einer blutigen Hand zurückgeblieben.

„Der Franzoſe hat Dich geſehen!“ rief Mothril außer ſich.

Doch diesmal ſchaute ihn Aiſſa mit ſtolzem Auge an und antwortete nicht.

Zehntes Kapitel.

Wie der Baſtard von Mauleon in das Schloß Medina Sidonia kam.

Am andern Morgen nach dieſem furchtbaren Tag und als die erſten Sonnenſtrahlen den Gipfel der Sierra Aracena beſchienen, nahm Mothril, in einen weiten, weißen Mantel gehüllt, unten an den Stufen des Alcazar von Don Pedro Abſchied.

„Ich ſtehe Euch für meinen Diener,“ ſagte der Maure, „er iſt der Mann, wie Ihr ihn für Eure Sache braucht, Sire; ein ſicherer, raſcher Arm; dabei werde ich ihn überwachen. Laßt mittlerweile den Franzoſen, den Mitſchuldigen des Großmeiſters, aufſuchen, und wenn Ihr ihn findet, habt kein Mitleid mit ihm.“

„Es iſt gut,“ ſagte Don Pedro, „gehe raſch und komm bald zurück.“

„Sire,“ erwiederte der Maure, „um größere Eile anzuwenden, werde ich meine Tochter zu Pferde und nicht in der Sänfte mitnehmen.“

„Warum läſſeſt Du ſie nicht in Sevilla?“ verſetzte der König, „hat ſie denn nicht ihr Haus, ihre Frauen und ihre Duenen?“

„Sire, ich kann sie nicht verlassen. Wohin ich gehe, muß sie mir folgen. Es ist mein Schatz, den ich bewache.“

„Ah! ah! Maure, Du erinnerst Dich der Geschichte des Grafen Julian und der schönen Florinda?“

„Ich muß mich derselben erinnern,“ erwiederte Mothril, „da ihr es die Mauren zu verdanken haben, daß sie nach Spanien gekommen sind, und da mir dadurch folglich die Ehre zu Theil geworden ist, der Minister Eurer Hoheit zu sein.“

„Du sagtest mir aber nichts davon, daß Du eine so schöne Tochter habest.“

„Es ist wahr, meine Tochter ist sehr schön.“

„Nicht wahr, so schön, daß Du sie auf beiden Knieen anbetest?“

Mothril stellte sich, als würde er durch diese Worte sehr beunruhigt.

„Ich!“ sprach er, „wer konnte Eurer Hoheit sagen?“

„Man hat mir nichts gesagt, ich habe es gesehen,“ antwortete der König. „Es ist nicht Deine Tochter.“

„Ah! Herr, glaubt nicht, es sei meine Frau oder meine Geliebte!“

„Aber wer ist es denn?“

„Eines Tages wird es der König erfahren; doch mittlerweile will ich die Befehle Seiner Hoheit vollziehen.“

Und er nahm Abschied von Don Pedro und entfernte sich.

In einen weißen Mantel gehüllt, der nur ihre großen schwarzen Augen und ihre gebogenen Brauen sehen ließ, war Aissa wirklich unter dem Gefolge des Mauren; doch dieser log, als er sagte, sie müsse ihn auf der ganzen Reise begleiten. Zwei Meilen von Sevilla ging er von seinem Wege ab und brachte das Mädchen in Sicherheit in dem Palaste einer reichen Maurin, der er sich anvertraute.

Und dann trieb er raſch ſein Pferd an und kürzte den Weg durch einen ununterbrochenen Lauf ab.

Bald ſetzte er über den Quadabete an derſelben Stelle, wo der König Don Rodrigo nach der bekannten Schlacht, welche ſieben Tage dauerte, verſchwunden war, und zwiſchen Tarifa und Cadix ſah er das Schloß Medina Sidonia, ganz beladen mit jener Traurigkeit, welche auf der Wohnung der Gefangenen laſtet, ſich erheben.

Hier lebte eine junge, blonde, bleiche Dame, ſeit langer Zeit in Geſellſchaft einer einzigen Frau. Die Wachen vermehrten ſich um ſie her, wie um die gefährlichſten Gefangenen, und unbarmherzige Augen folgten ihr unabläſſig, ob ſie nun, die Arme hängend und den Kopf geſenkt, langſam die von der Sonne verzehrten Gärten durchwanderte, oder an ihrem mit eiſernen Gittern verſchloſſenen Fenſter liegend, nach Freiheit ſeufzend und den endloſen, beſtändig ſich wiedergebärenden Wellen des ungeheuren Oceans folgend, mit einem ſchwermüthigen Blick den Raum befragte.

Dieſe Frau war Blanche von Bourbon, die Gemahlin von Don Pedro, die dieſer in der Hochzeitnacht verſtoßen hatte. Sie verzehrte ſich allmälig in den Thränen und in der Reue darüber, daß ſie dem eitlen Geſpenſte der Ehre die ſo ſüße Zukunft geopfert, die ſie einſt in den blauen Augen von Don Federigo hatte glänzen ſehen.

Wenn die arme Frau auf dem Felde die Mädchen vorübergehen ſah, welche die Trauben von Xeres oder von Marbella geleſen hatten, wenn ſie ihre Liebhaber, die ihnen entgegen gingen, ſingen hörte, dann ſchwoll ihr Herz an, dann entſtürzten die Thränen ihren Augen, Und bedenkend, daß ſie hätte fern vom Thron und frei wie eine von den jungen Winzerinnen mit der gebräunten Geſichtshaut geboren werden können, rief ſie auch ein geliebtes Bild an, und flüſterte ganz leiſe einen Namen, den ſie ſchon oft ausgeſprochen hatte.

Seit Blanche von Bourbon hier gefangen saß, schien Medina Sidonia ein verfluchter Ort zu sein. Die Wachen entfernten davon den Reisenden, der stets in den Verdacht kam, er sei ein Mitschuldiger, oder mindestens ein Freund. Die Königin hatte jeden Tag nur einen Augenblick der Freiheit, oder vielmehr der Einsamkeit: dies war die Stunde, wo die Schildwachen, unter der glühenden Sonne Siesta haltend, selbst beschämt durch so viele Vorsichtsmaßregeln, die man nahm, um eine Frau zu bewachen, sich auf ihre Spieße stützten und im Schatten einer grünen Platane oder einer weißen Mauer schliefen.

Dann stieg die Königin auf die Terrasse hinab, welche auf einen Graben mit fließendem Wasser ging, und wenn sie in der Ferne einen Reisenden erblickte, streckte sie in der Hoffnung, sich einen Freund aus ihm zu machen, der König Karl Nachricht von ihr bringen würde, ihre Arme flehend gegen ihn aus.

Doch Niemand hatte noch diese Anrufungen der Gefangenen erwiedert.

Eines Tags jedoch sah sie auf dem Wege von Arcos zwei Reiter, von denen der eine trotz der Sonne, welche wie eine Feuerkugel auf seinen Helm drückte, in seiner vollständigen Rüstung ganz bequem zu sein schien. Er trug so stolz seine Lanze, daß man in ihm einen muthigen Ritter erkannte. Sobald sie ihn gewahrte, hefteten sich die Augen von Blanche auf ihn und vermochten ihn nicht mehr zu verlassen. Er sprengte im raschen Galopp eines kräftigen Rappen heran, und obgleich er sichtbar von Sevilla kam, obgleich er sich gegen Medina Sidonia zu wenden schien und alle Boten, die sie bis jetzt von Sevilla empfangen hatte, Schmerzensboten gewesen waren, erfaßte Blanche doch mehr ein Gefühl der Freude, als der Angst, da sie den Ritter gewahrte.

Sobald er sie ebenfalls erblickte, hielt er an. In einem unbestimmten Vorgefühl der Hoffnung schlug

das Herz der Gefangenen immer stärker; sie näherte sich dem Wall, machte das Zeichen des Kreuzes und faltete, wie aus Gewohnheit, die Hände.

Alsbald ritt der Unbekannte im Galopp gerade gegen die Terrasse.

Eine Geberde des Schreckens von Seiten der Königin bezeichnete ihm die Schildwache, welche, an einen Adamsfeigenbaum angelehnt, schlief.

Der Ritter stieg ab, winkte seinen Knappen zu sich und sprach ein paar Augenblicke leise mit ihm. Der Knappe führte die zwei Pferde hinter einen Felsen, der sie den Blicken entzog, kehrte dann zu seinem Herrn zurück, und Beide gingen nach einem Gebüsch von Mastixstauden und Myrthen, das man von der Terrasse aus mit der Stimme erreichen konnte.

Der würdige Ritter, der wie Karl der Große, in seinem Leben mit der Feder keine andere Zeichen hatte machen können, als Buchstaben, welche die Form eines Dolches oder eines Schwertes hatten, befahl seinem Knappen mit einem Bleistift, das der letztere, in den Wissenschaften besser bewandert, stets bei sich trug, ein paar Worte auf einen großen Kieselstein zu schreiben.

Dann bedeutete er der Königin durch ein Zeichen, sie möge sich ein wenig entfernen, weil er den Kieselstein auf die Terrasse schleudern werde.

Er ließ in der That mit kräftigem Arm den Stein fliegen: dieser durchschnitt die Luft und fiel auf die Platte, ein paar Schritte von der Königin. Der Lärmen seines Falles machte, daß der in einen schweren Schlaf versunkene Soldat erwachte, da er aber um sich her nichts erblickte, als die unbewegliche, trostlose Königin, die er alle Tage an derselben Stelle zu sehen gewohnt war, schloß er seine geblendeten Augen und schlief bald wieder ein.

Die Königin hob den Kieselstein auf und las folgende Worte:

„Seid Ihr die unglückliche Königin Blanche, die Schwester meines Königs?"

Die Antwort der Königin war erhaben in Schmerz und Majestät. Sie kreuzte ihre Arme über ihrer Brust und machte von oben nach unten ein Zeichen mit dem Kopfe, wobei zwei schwere Thränen zu ihren Füßen fielen.

Der Ritter verbeugte sich ehrfurchtsvoll, wandte sich sodann an seinen Knappen, der schon mit einem zweiten Kieselstein für einen zweiten Brief versehen war, und sagte:

„Schreibe Folgendes:

„Madame, könnt Ihr heute Abend um acht Uhr auf dieser Terrasse sein? Ich habe Euch einen Brief von Don Federigo zu übergeben."

Der Knappe gehorchte.

Das zweite Sendschreiben gelangte ebenso glücklich als das erste an Ort und Stelle. Blanche machte eine Bewegung der Freude, dachte lange Zeit nach und erwiederte:

„Nein!"

Ein dritter Stein wurde geschleudert.

„Gibt es ein Mittel bis zu Euch zu gelangen?" fragte genöthigt durch die Pantomime die Stimme, welche den Soldaten hätte erwecken können, oder die Schrift zu ergänzen, die sein Arm auf die andere Seite des Grabens zu schleudern nicht die Kraft hatte.

Die Königin bezeichnete dem Ritter einen Adamsfeigenbaum, mit dessen Hülfe er auf die Mauer steigen konnte; dann deutete sie auf eine Thüre, welche von dieser Mauer nach dem von ihr bewohnten Thurme führte.

Der Ritter verbeugte sich. Er hatte begriffen.

In diesem Augenblick erwachte der Soldat und versah wieder seinen Dienst als Schildwache.

Der Ritter blieb eine Zeit lang verborgen, benützte sodann einen Augenblick, wo die Aufmerksamkeit der Schildwache nach einer andern Seite gezogen wurde, und schlüpfte mit seinem Knappen hinter den Felsen, wo die Pferde warteten.

„Edler Herr," sagte der Knappe, „wir haben da ein schwieriges Stück Arbeit unternommen; warum habt Ihr nicht das Billet des Großmeisters sogleich der Königin zugeschleudert? Ich meinerseits würde nicht verfehlt haben, dies zu thun."

„Weil es ein Zufall unter Weges losmachen konnte, und die Königin mir nicht geglaubt haben würde, wenn das Billet verloren gegangen wäre. Diesen Abend also, und laß uns ein Mittel suchen, auf die Terrasse zu kommen, ohne von der Schildwache gesehen zu werden."

Es kam der Abend, und Agenor hatte noch kein Mittel gefunden, in die Veste zu dringen. Es mochte halb acht Uhr sein.

Agenor lag daran, wo möglich ohne Gewalt und eher mit List, als durch Anwendung der Kraft hineinzukommen. Doch wie gewöhnlich war Musaron gerade der entgegengesetzten Meinung.

„Wie Ihr Euch auch dabei benehmen möget, edler Herr," sagte er, „stets werden wir genöthigt sein, ein Treffen zu liefern und zu tödten. Euer Bedenken ist also keines Wegs vernünftig. Tödten bleibt immer tödten, der Mord ist eine Sünde um halb acht Uhr wie um acht Uhr Abends. Ich behaupte also, daß von allen Mitteln, die Ihr vorschlagen könnt, das meinige allein annehmbar ist."

„Worin besteht es?"

„Ihr sollt es sehen. Die Schildwache ist gerade ein häßlicher Maure, ein abscheulicher Ungläubiger, der weiße Augen im Kopfe rollt, als ob er schon halb in die Flammen getaucht wäre, in die er eines Tags ganz und gar hineingetaucht werden muß. Wollt also, Herr

Ritter ein In manus ſprechen, und im Geiſt dieſem Ungläubigen die Taufe geben."

„Und welches Reſultat wird dies haben?" fragte Agenor.

„Das einzige, um das wir uns unter dieſen Umſtänden bekümmern müſſen. Wir tödten ſeinen Leib, doch wir retten ſeine Seele."

Der Ritter begriff noch nicht ganz das Mittel, das Muſaron anzuwenden gedachte; da er jedoch ein großes Zutrauen zu der Einbildungskraft ſeines Knappen hatte, welche er bei mehr als einer Gelegenheit zu würdigen im Stande geweſen war, ſo trat er dem Vorſchlag bei und verrichtete das Gebet. Während dieſer Zeit ſpannte Muſaron mit einer Ruhe, als ob er einen ſilbernen Becher bei einem ländlichen Feſte zu gewinnen gehabt hätte, ſeine Armbruſt, legte einen Bolzen darauf und zielte auf den Mauren: beinahe in demſelben Augenblick hörte man ein ſcharfes Schwirren. Agenor, der die Schildwache mit den Augen nicht verließ, ſah, wie ihr Turban ſchwankte, wie ihre Arme ſich ausſtreckten. Zuſammenſinkend öffnete der Soldat den Mund, als wollte er ſchreien, doch es kam kein Ton aus ſeiner Kehle: erſtickt durch das Blut und unterſtützt durch die Mauer, an die er angelehnt war, blieb er beinahe aufrecht und gänzlich unbeweglich.

Agenor wandte ſich nun gegen Muſaron um, der, ein Lächeln auf ſeinen Lippen, die Armbruſt wieder zurecht richtete, von welcher in dieſem Augenblick der in das Herz geſchnellte Bolzen abgegangen war.

„Seht Ihr, Herr Ritter," ſagte Muſaron, „es ſind zwei Vortheile bei dem, was ich ſo eben gethan habe: der erſte beſteht darin, daß ich einen Mauren wider ſeinen Willen ins Paradies geſchickt habe, der andere, daß ich ihn: Wer da! zu rufen verhinderte! Nun vorwärts, nichts hindert uns mehr, die Terraſſe iſt verlaſſen und der Weg iſt uns geöffnet."

Sie ſprangen nach dem Graben, durch den ſie

ſchwammen. Das Waſſer glitt von der Rüſtung des Ritters ab, wie von den Schuppen eines Fiſches. Was Muſaron betrifft, ſo hatte er ſtets voll Vorſicht und Achtung für ſich ſelbſt ſeine Kleider ausgezogen, die er in einem Päckchen auf ſeinem Kopfe trug. Als ſie an den Fuß des Adamsfeigenbaums kamen, kleidete er ſich wieder an, während ſein Herr das Waſſer durch alle Oeffnungen ſeines Panzers ablaufen ließ, und an den Zweigen des Baumes hinaufkletternd, kam der Knappe zuerſt zu dem Gipfel, der die gleiche Höhe mit dem Wall hatte.

„Nun!“ fragte Mauleon, „was ſiehſt Du?“

„Nichts,“ erwiederte der Knappe, „wenn nicht die Thüre, welche Niemand bewacht, und die Eure Herrlichkeit mit zwei Axtſtreichen ſprengen kann.“

Mauleon war zu derſelben Höhe gelangt, wie ſein Knappe, und konnte ſich folglich durch ſich ſelbſt von der Wahrheit des Geſagten überzeugen. Der Weg war frei und die bezeichnete, am Abend geſchloſſene, Thüre ſchnitt allein die Verbindung des Zimmers der Gefangenen mit den Terraſſen ab.

Mit der Schneide ſeiner Axt, die er zwiſchen die Steine ſchob, ſprengte Agenor zuerſt das Schloß und dann die zwei Riegel.

Die Thüre öffnete ſich. Vor der Thüre zeigte ſich eine Wendeltreppe, welche als Nebenausgang für die Wohnung der Königin diente, deren Hauptausgang im inneren Hofe war. Im erſten Stocke fanden ſie eine Thüre, an welche der Ritter dreimal klopfte, ohne daß er Antwort erhielt.

Agenor vermuthete, die Königin befürchte einen Ueberfall.

„Fürchtet Euch nicht, Madame, wir ſind es,“ ſagte der Ritter.

„Ich habe Euch wohl gehört,“ erwiederte die Königin von der andern Seite der Thüre; „doch verrathet Ihr mich nicht?“

„Ich verrathe Euch so wenig, Madame," sprach Agenor, „daß ich Euch diese Thüre öffne, um Euch fliehen zu lassen. Ich habe die Schildwache getödtet. Wir setzen über diesen Graben, das wird die Sache eines Augenblicks sein, und in einer Viertelstunde seid Ihr frei und im offenen Feld."

„Aber diese Thüre, habt Ihr den Schlüssel dazu?" fragte die Königin. „Ich bin eingeschlossen."

Agenor antwortete damit, daß er dasselbe Manoeuvre ausführte, welches ihm schon bei der unteren Thüre gelungen. Nach einem Augenblick war die der Königin gesprengt wie die erste.

„Mein Gott, ich danke!" rief die Königin, als sie ihre Befreier erblickte. „Aber," fügte sie mit zitternder, beinahe unverständlicher Stimme bei, „aber Don Federigo?"

„Ah! Madame," erwiederte langsam Agenor, indem er ein Knie auf die Erde setzte und der Königin das Pergament überreichte, „Don Federigo . . . hier ist sein Brief."

Bei dem Scheine einer Lampe las Blanche das Billet.

„Er ist verloren!" rief sie; „dieses Billet ist das letzte Lebewohl eines Sterbenden!"

Agenor antwortete nicht.

„Im Namen des Himmels!" rief die Königin, „im Namen Eurer Freundschaft für den Großmeister, sagt mir, ob er lebt, oder todt ist."

„Ihr seht, daß Euch Don Federigo in dem einen und in dem andern Fall fliehen heißt."

„Warum fliehen, wenn er nicht mehr ist? Warum leben, wenn er todt ist?" rief die Königin.

„Um seinem letzten Wunsche zu gehorchen, Madame, und um Rache in Eurem und in seinem Namen von Eurem Schwager, dem König von Frankreich, zu fordern."

In diesem Augenblick öffnete sich die innere Thüre

der Wohnung, und die Amme von Blanche, die ihr von Frankreich gefolgt war, trat bleich und erschrocken ein.

„Oh! Madame," rief sie, „das Schloß ist voll von bewaffneten Männern, welche von Sevilla kommen, und man meldet einen Abgesandten des Königs, der Euch zu sprechen verlangt."

„Kommt, Madame, es ist keine Zeit zu verlieren," sagte Agenor.

„Im Gegentheil," sprach die Königin, „wenn man mich in diesem Augenblick nicht fände, würde man uns nachsetzen und unfehlbar einholen. Es ist besser, ich empfange diesen Abgesandten, und wenn er dann durch meine Anwesenheit und durch unsere Unterredung beruhigt ist, fliehen wir."

„Doch wenn dieser Abgesandte mit unheilvollen Befehlen beauftragt wäre?" entgegnete der Ritter; „wenn er schlimme Absichten hätte?"

„Ich werde durch ihn erfahren, ob er todt ist oder lebt," sagte die Königin.

„Nun wohl, Madame, wenn Ihr ihn nur aus diesem einzigen Beweggrund empfangt, so werde ich Euch die Wahrheit sagen: Leider ist er todt!"

„Wenn er todt ist," erwiederte die Königin Blanche, „was bekümmere ich mich um das, was dieser Mensch hier zu thun beabsichtigt? Denkt an Eure Sicherheit, Sire von Meauleon... Sagt diesem Menschen, ich folge Euch," sprach Blanche zu ihrer Amme.

Als sie aber der Ritter immer noch zurückhalten wollte, nöthigte sie ihn durch eine königliche Geberde zum Gehorsam, und verließ das Zimmer.

„Herr Ritter," sagte Musaron, „wenn Ihr mir glaubt, lassen wir die Königin ihre Angelegenheiten abmachen, wie es ihr gut scheint, und denken wir daran, auf unseren Weg zurückzukehren. Mir sagt Etwas, wir werden hier elendiglich umkommen. Wir wollen die Flucht der Königin auf morgen verschieben, und vor Allem..."

„Stille," erwiederte der Ritter, „die Königin wird in dieser Nacht frei, oder ich werde todt sein."

„Nun, edler Herr," sagte der kluge Musaron, „so wollen wir wenigstens die Thüren wieder in Ordnung bringen, damit man nichts bemerkt, wenn man die Terrasse visitirt. Man wird den Leichnam des Mauren finden, Herr."

„Stoße ihn in's Wasser."

„Das ist ein Gedanke, doch höchstens auf eine Stunde gut; der Halsstarrige wird wieder auf die Oberfläche kommen."

„Eine Stunde ist bei gewissen Fällen das Leben," entgegnete der Ritter; „vorwärts also!"

„Ich möchte zugleich gehen und bei Euch bleiben; wenn ich nicht gehe, wird man den Mauren finden; wenn ich gehe, so habe ich bange, es könnte Euch während des Augenblicks, den ich Euch allein lasse, Unglück widerfahren."

„Und was soll mir mit meinem Dolche und meinem Schwerte widerfahren?"

„Hm!" machte Musaron.

„Gehe, Du verlierst die Zeit."

Musaron that drei Schritte gegen die Thüre, doch plötzlich blieb er stehen und sagte:

„Ah! Herr, hört Ihr diese Stimme?"

Es gelangte in der That das Geräusch einiger ziemlich laut ausgesprochenen Worte zu ihnen, und der Ritter horchte.

„Man sollte glauben, es wäre die Stimme von Mothril," rief der Ritter; „das ist doch unmöglich."

„Nichts ist unmöglich bei den Mauren, die von der Hölle und der Zauberkunst unterstützt werden," erwiederte Musaron, der mit einer Schnelligkeit nach der Thüre stürzte, welche für sein Verlangen, sich wieder in freier Luft zu finden, zeugte.

„Ist es Mothril, so haben wir einen Grund mehr, zu der Königin hinein zu gehen," rief der Ritter;

„denn wenn es Mothril ist, so ist die Königin verloren!“

Und er machte eine Bewegung, um seiner hochherzigen Eingebung zu folgen.

„Herr,“ sprach Musaron, der ihn an seinem Waffenrock zurückhielt, „Ihr wißt, ob ich ein Feiger bin; ich bin nur vorsichtig, ich leugne das nicht, sondern ich rühme mich dessen sogar. Wartet nur noch einige Minuten, guter Herr, dann folge ich Euch in die Hölle, wenn Ihr wollt.“

„Warten wir,“ versetzte der Ritter, „Du hast vielleicht Recht.“

Die Stimme sprach indessen immer fort und wurde allmälig dumpfer; die Königin, welche Anfangs mit leiser Stimme gesprochen hatte, nahm ihrerseits im Gegentheil einen energischen Ton an. Auf diese seltsame Unterredung folgte ein kurzes Stillschweigen, dann ein gräßlicher Schrei.

Agenor konnte sich nicht mehr halten und stürzte in den Gang.

Eilftes Kapitel.

Wie der Baſtard von Mauleon von Blanche von Bourbon beauftragt wurde, der Königin von Frankreich, ihrer Schweſter, einen Ring zu überbringen.

Man vernehme, was vorgefallen war, oder was vielmehr bei der Königin vorfiel.

Kaum hatte Blanche von Bourbon den Corridor durchſchritten und war, ihrer Amme folgend, einige Stufen hinaufgeſtiegen, welche in ihr Zimmer führten, als der ſchwere Gang mehrerer Soldaten auf der großen Treppe des Thurmes erſcholl.

Doch die Truppe ſtellte ſich in den unteren Stockwerken auf, zwei Männer kamen herauf, und Einer von ihnen blieb noch im Corridor, während der Andere nach dem Zimmer der Königin ging.

Man klopfte an die Thüre.

„Wer iſt da?“ fragte die Amme ganz zitternd.

„Ein Soldat, der im Auftrage des Königs Don Pedro kommt, um Dona Blanche eine Botſchaft zu überbringen,“ antwortete eine Stimme.

„Oeffne,“ ſagte die Königin.

Die Amme öffnete und wich vor einem Mann von hoher Geſtalt zurück, der, in ein Soldatengewand, nämlich in ein Panzerhemd gekleidet, das ihm den ganzen Leib umhüllte, überdies in einen weiten, weißen Mantel gewickelt war, deſſen Capuze ſeinen Kopf verhüllte und deſſen Falten ſeine Hände verbargen.

„Entfernt Euch, gute Amme,“ ſagte er mit dem leichten, gutturalen Accent, der auch die im Sprechen

der castilianischen Sprache am meisten geübten Mauren unterschied, „entfernt Euch, ich habe mit Eurer Gebieterin über wichtige Dinge zu reden.“

Von einem ersten Gefühle bewogen, wollte die Amme trotz der Aufforderung des Soldaten bleiben; doch ihre Gebieterin, die sie mit dem Blicke befragte, hieß sie durch ein Zeichen weggehen, und sie gehorchte. Doch als sie durch den Corridor ging, bereute sie alsbald diesen Gehorsam, denn sie sah aufrecht und stillschweigend an der Mauer den zweiten Soldaten, der sich ohne Zweifel bereit hielt, die Befehle desjenigen zu vollziehen, welcher zu der Königin eingetreten.

Sobald die Amme an diesem Menschen vorübergegangen war und sie sich von ihrer Gebieterin durch diese zwei seltsamen Besuche, wie durch eine unübersteigbare Schranke, getrennt fühlte, begriff sie, daß Blanche verloren war.

Kalt und majestätisch, wie gewöhnlich, schritt die Gefangene auf den angeblichen Soldaten, den Boten des Königs zu. Dieser neigte den Kopf, als ob er erkannt zu werden befürchtete.

„Wir sind nun allein, sprecht,“ sagte die Königin.

„Madame,“ erwiederte der Unbekannte, „der König weiß, daß Ihr im Briefwechsel mit seinen Feinden gestanden seid, was, wie Euch bekannt, ein Verbrechen des Verraths an dem obersten Haupte ist.“

„Und der König weiß dies erst heute?“ entgegnete die Königin mit derselben Ruhe und derselben Majestät. „Mir scheint, ich werde schon lange genug für das Verbrechen bestraft, das man erst seit heute zu wissen vorgibt.“

Der Soldat erhob das Haupt und erwiederte:

„Madame, der König spricht diesmal nicht von den Feinden seines Thrones, sondern von den Feinden seiner Ehre. Die Königin von Castilien darf in keinem Verdacht stehen, und dennoch hat sie Anlaß zum Aergerniß gegeben.“

„Vollzieht Euren Auftrag und geht, wenn Ihr damit zu Ende seid," sprach die Königin.

Der Soldat schwieg einen Augenblick, als ob er weiter zu gehen zögerte, und sagte sodann:

„Kennt Ihr die Geschichte von Don Guttiere?"

„Nein."

„Sie ist doch neu und hat ziemlich viel Lärmen erregt."

„Die neuen Dinge weiß ich nicht," erwiederte Blanche, „und der Lärmen, so groß er auch sein mag, dringt nur schwer durch die Mauern dieses Schlosses."

„Nun wohl, ich will sie Euch erzählen," sagte der Bote.

Genöthigt, zu hören, blieb die Königin ruhig und würdig stehen.

„Don Guttiere," sprach der Bote, „heirathete eine junge, schöne Frau von sechzehn Jahren, gerade von dem Alter, das Eure Hoheit hatte, als sie den König Don Pedro heirathete."

Die Königin blieb unempfindlich bei dieser Anspielung, so unmittelbar sie auch war.

„Diese Frau," fuhr der Soldat fort, „nannte sich, ehe sie Senora Guttiere war, Dona Mencia, und unter diesem ihrem Mädchennamen hatte sie einen Herrn geliebt, der kein anderer war, als der Bruder des Königs, der Graf Enrique von Transtamare.

Die Königin schauerte.

Als Don Guttiere in einer Nacht nach Hause zurückkehrte, fand er sie ganz zitternd und ganz ängstlich. Sie behauptete, einen Mann in ihrem Zimmer verborgen gesehen zu haben. Don Guttiere nahm eine Kerze und suchte; doch er fand nichts, als einen so reichen Dolch, daß er wohl sah, dieser Dolch könne nicht einem einfachen Edelmann gehören.

Der Name des Fabrikanten stand auf dem Griff; er suchte ihn auf und fragte ihn, an wen er diesen Dolch verkauft habe.

„„An den Infanten Don Enrique, den Bruder des Königs Don Pedro,““ antwortete der Fabrikant.

Don Guttiere wußte Alles, was er wissen wollte. Er konnte sich nicht an dem Prinzen Don Enrique rächen, denn er war ein alter Castilianer, voll Achtung und Ehrfurcht für seine Herren, der, welche Beleidigung ihm auch angethan worden, seine Hände nicht in ein königliches Blut hätte tauchen wollen.

„Aber Dona Mencia war die Tochter eines einfachen Edelmanns, an ihr konnte er sich also rächen, und er rächte sich auch.“

„Wie dies?“ fragte die Königin, fortgerissen durch die Theilnahme, die ihr die Erzählung dieses Abenteuers einflößte, welches eine so große Aehnlichkeit mit dem ihrigen hatte.

„Oh! auf eine ganz einfache Weise,“ erwiederte der Bote. „Er erwartete einen armen Wundarzt Namens Ludovico vor seiner Thüre, und als dieser nach Hause kehrte, setzte er ihm den Dolch an die Kehle, verband ihm die Augen und führte ihn in sein Haus.

„Sobald sie hier waren, nahm er ihm die Binde ab. Eine Frau war auf ein Bett gefesselt; zwei Kerzen brannten, die eine zu ihren Häupten, die andere zu ihren Füßen, als ob sie schon todt wäre. Ihr linker Arm besonders war so fest angebunden, daß sie sich vergebens angestrengt hätte, um sich von ihren Banden loszumachen. Der Wundarzt blieb ganz bestürzt, denn er begriff dieses Schauspiel nicht.

„„Oeffnet dieser Frau eine Ader,““ sprach Don Guttiere, „„und laßt ihr Blut fließen, bis sie stirbt.““

„Der Wundarzt wollte Widerstand leisten, doch er fühlte, wie der Dolch von Guttiere durch seine Kleider drang und seine Brust zu durchbohren im Begriff war, und gehorchte. In derselben Nacht warf sich ein bleicher, ganz blutiger Mann zu den Füßen von Don Pedro.

„„Sire,““ sprach er, „„in dieser Nacht hat man mich mit verbundenen Augen und den Dolch an meiner

Kehle in ein Haus geschleppt, und daselbst durch Gewalt gezwungen, einer Frau eine Ader zu öffnen und das Blut fließen zu lassen, bis sie todt war.""

„„Wer hat Dich gezwungen?"" fragte der König. „„Wie heißt der Mörder?""

„„Ich weiß es nicht"", antwortete Ludovico. „„Doch, ohne daß mich Jemand sah, tauchte ich meine Hand in das Gefäß, und da ich wegging, stellte ich mich, als stolperte ich, und drückte meine blutige Hand an die Thüre. Sucht, Sire, und das Haus, an dessen Thüre Ihr eine blutige Hand sehen werdet, ist das des Schuldigen.""

„Der König Don Pedro nahm den Alcayde von Sevilla mit sich, und sie durchwanderten mit einander die Stadt, bis er das blutige Merkmal gefunden hatte; er klopfte an die Thüre, und Don Guttiere öffnete selbst, denn er hatte durch das Fenster den hohen Besuch erkannt."

„„Don Guttiere,"" sagte der König, „„wo ist Dona Mencia?""

„„Ihr sollt sie sehen, Sire,"" antwortete der Spanier.

„Und er führte den König in das Zimmer, wo die Kerzen noch brannten, und wo das Becken voll lauen Blutes noch rauchte, und sprach:

„„Sire, hier ist Diejenige, welche Ihr sucht.""

„„Was hatte Euch diese Frau gethan?"" fragte der König.

„„Sie hatte mich verrathen, Sire.""

„„Und warum habt Ihr Euch an Ihr und nicht an ihrem Mitschuldigen gerächt?""

„„Weil Ihr Mitschuldiger der Prinz Don Enrique von Transtamare, der Bruder des Königs Don Pedro ist.""

„„Habt Ihr einen Beweis für das, was Ihr sagt?""

„„Hier ist der eigene Dolch des Prinzen, den er

in dem Zimmer meiner Frau fallen ließ, und den ich daselbst bei meinem Eintritt fand.""

„„Es ist gut,"" sprach der König, „„laßt Dona Mencia beerdigen und die Thüre Eures Hauses reinigen, an der man eine blutige Hand sieht.""

„„Nein, Sire,"" entgegnete Don Guttiere; „„Jeder, der ein öffentliches Geschäft treibt, pflegt das darstellende Zeichen seines Gewerbes über seine Thüre zu setzen; ich bin der Arzt meiner Ehre, und diese blutige Hand ist mein Schild.""

„„Es sei,"" sprach Don Pedro, „„sie bleibe also daran und lehre Eure zweite Frau, wenn Ihr eine solche nehmt, was sie an Treue und Verehrung ihrem Manne schuldig ist.""

„Und es ist nichts Anderes geschehen?"

„Doch, Senora; als der König Don Pedro in den Palast zurückkehrte, verbannte er den Infanten Don Enrique."

„Nun! in welchem Zusammenhang steht diese Geschichte mit mir?" fragte die Königin, „und in welcher Hinsicht gleicht mir Dona Mencia?"

„Darin, daß sie wie Ihr die Ehre ihres Gatten verrathen hat," erwiederte der Soldat, „und darin, daß der König Don Pedro wie Don Guttiere, dessen Verfahren er guthieß und den er begnadigte, schon an Eurem Mitschuldigen Gerechtigkeit geübt hat."

„An meinem Mitschuldigen! Was willst Du damit sagen, Soldat?" fragte Blanche, welche diese Worte an das Billet von Don Federigo und an ihren vorangegangen Schrecken erinnerten.

„Ich will damit sagen, daß der Großmeister todt ist," antwortete mit kaltem Tone der Soldat „todt für das Verbrechen des Verraths an der Ehre seines Königs, und daß Ihr Euch, desselben Verbrechens schuldig, wie er, zum Sterben bereit halten müßt."

Blanche war wie in Eis verwandelt, nicht durch

die Ankündigung, daß sie sterben sollte, sondern durch die Nachricht, ihr Geliebter sei todt.

„Todt?" sagte sie; „es ist also wahr, er ist todt!"

Die geschickteste Betonung der menschlichen Stimme hätte nicht die Verzweiflung auszudrücken vermocht, welche in diesen Worten der jungen Frau lag.

„Ja, Senora," erwiederte der maurische Soldat, „und ich habe dreißig Soldaten mitgebracht, um den Leib der Königin von Medina Sidonia nach Sevilla zu begleiten, wo ihr, obgleich sie schuldig ist, die letzte Ehre erwiesen werden soll."

„Soldat," sprach die Königin, „ich habe Dir schon gesagt, der König Don Pedro sei mein Richter, und Du seist es nicht."

„Es ist gut, Senora," versetzte der Soldat.

Und er zog aus seiner Tasche eine lange, biegsame seidene Schnur, an deren Ende er eine Schlinge machte.

Diese kalte Grausamkeit empörte die Königin.

„Oh!" rief sie, „wie konnte der König Don Pedro in seinem ganzen Reiche einen Spanier finden, der diesen schändlichen Auftrag übernahm? . . ."

„Ich bin kein Spanier: ich bin ein Maure!" entgegnete der Soldat, während er den Kopf erhob und die weiße Capuze zurückschlug, die sein Gesicht verhüllte.

„Mothril!" rief sie, „Mothril, die Geißel Spaniens! . . ."

„Ein Mann von vornehmer Abkunft, Senora, der den Kopf seiner Königin, wenn er ihn berührt, nicht entehrt," erwiederte Mothril lachend.

Und er that, den unseligen Strick in der Hand, einen Schritt gegen Blanche. Der Instinct der Lebenserhaltung machte, daß die junge Frau von dem Mörder einen Schritt dem gleich, zurückwich, welchen er gethan hatte, um sich ihr zu nähern.

„Oh! Ihr werdet mich nicht so ohne Gebet und im Zustande der Sünde tödten!" rief Blanche.

„Senora," erwiederte der wilde Bote, „Ihr seid

nicht im Zustande der Sünde, da Ihr Euch unschuldig nennt."

„Elender! der Du es wagst, Deine Königin zu beschimpfen, ehe Du sie erwürgst. Oh! Feigling! daß ich nicht einen meiner braven Franzosen zu meinem Schutze hier habe!"

„Ja," sagte Mothril lachend, „doch unglücklicher Weise sind Eure braven Franzosen jenseits der Pyrenäen, und wenn nicht Euer Gott ein Wunder thut..."

„Mein Gott ist groß!" rief Blanche. „Zu Hülfe! Ritter! zu Hülfe!"

Und sie sprang nach der Thüre; doch ehe sie die Schwelle erreicht, hatte Mothril die Schnur geschleudert, welche auch auf ihren Schultern blieb. Er zog nun die Schlinge an sich, und in diesem Augenblick geschah es, daß die Königin, als sie fühlte, wie ihr das kalte Halsband die Kehle zusammenschnürte, das klägliche Geschrei ausstieß. In diesem Augenblick geschah es auch, daß Mauleon, den Rath seines Knappen vergessend, nach der Seite fortstürzte, woher die Stimme der Königin kam.

„Zu Hülfe!" rief die junge Frau mit zusammengepreßter Stimme, während sie sich auf dem Boden sträubte.

„Rufe, rufe," sprach der Maure, die Schlinge anziehend, an welche sich die junge Frau mit beiden Händen krampfhaft anklammerte, „rufe, und wir werden sehen, wer Dir zu Hülfe kömmt, Dein Gott oder Dein Liebhaber."

Plötzlich klirrten Sporen im Corridor, und auf der Thürschwelle erschien der Ritter vor dem erstaunten Mauren.

Die Königin stieß einen Seufzer gemischt aus Freude und Schmerz aus. Agenor schwang sein Schwert, doch Mothril zwang mit kräftigem Arm die Königin, sich zu erheben, und machte sich einen Schild aus ihrem Leibe.

Das Stöhnen der Unglücklichen hatte sich in ein

dumpfes, erſticktes Röcheln verwandelt, ihre Arme krümmten ſich durch die Gewalt des Schmerzes und ihre Lippen wurden blau.

„Kebir!“ rief Mothril arabiſch, „Kebir! komm mir zu Hülfe.“

Und er bedeckte ſich zugleich mit dem Leibe der Königin und mit einem von jenen furchtbaren Säbeln, deren innere Krümmung einen Kopf, wenn ſie ihn faßt, abſchneiden und fliegen macht, wie die Sichel eine Aehre.

„Ah! Ungläubiger!“ rief Agenor, „Du willſt eine Tochter Frankreichs tödten!“

Und er ſuchte über dem Kopfe der Königin Mothril mit ſeinem Schwerte zu ſchlagen.

Doch in demſelben Augenblick fühlte er ſich mitten um den Leib gepackt und zurückgebogen durch Kebir, deſſen beide Arme ihm einen eiſernen Gürtel machten.

Er wandte ſich gegen dieſen neuen Gegner um, doch damit ging eine koſtbare Zeit verloren. Die Königin war wieder auf ihre Kniee gefallen; ſie ſchrie nicht mehr, ſie röchelte nicht mehr. Sie ſchien todt zu ſein.

Kebir ſuchte mit den Augen an dem Ritter eine Stelle, wo er, die Arme eine Secunde von ſeinem Leibe löſend, den Dolch einbohren könnte, den er zwiſchen den Zähnen hielt.

Dieſe Scene hatte weniger Zeit gebraucht, um bis zu dem Punkte zu gelangen, wo wir ſind, als der Blitz braucht, um zu glänzen und zu verſchwinden. Es war auch die Zeit, die Muſaron brauchte, um ſeinem Herrn zu folgen und ebenfalls in das Zimmer der Königin zu kommen.

Er kam.

Der Schrei, den er ausſtieß, als er ſah, was vorging, belehrte Agenor von der unerwarteten Verſtärkung, die er erhielt.

„Die Königin zuerſt!“ rief der Ritter, ſtets von dem kräftigen Kebir zuſammengepreßt.

Es trat ein kurzes Stillſchweigen ein, dann hörte Mauleon ein Schwirren an ſeinem Ohr vorüber, und er fühlte, wie ſich die Arme des Mauren löſten.

Der von der Armbruſt von Muſaron geſchleuderte Bolzen hatte ihm die Kehle durchbohrt.

„Geſchwinde an die Thüre!“ rief Agenor; „verſperre jeden Zugang: ich will den Räuber tödten!“

Und den Leichnam von Kebir abſchüttelnd, der noch durch einen Reſt von Kraftanwendung an ihm hing und dann ſchwerfällig auf den Boden fiel, ſprang er auf Mothril zu; und ehe dieſer Zeit gehabt hatte, ſich zu erheben und in Vertheidigung zu ſetzen, führte er einen ſo gewaltigen Streich, daß das ſchwere Schwert die doppelte eiſerne Verhüllung des Kopfes durchſchnitt und in den Schädel eindrang. Die Augen des Mauren verdunkelten ſich, ſein dickes ſchwarzes Blut überſtrömte ſeinen Bart, und er fiel auf Blanche, als hätte er noch in ſeinen letzten Convulſionen ſein Opfer erſticken wollen.

Agenor entfernte den Mauren durch einen Fußtritt, neigte ſich über die Königin herab und zog raſch die beinahe gänzlich im Fleiſch verborgene Schlinge aus einander. Ein langer Seufzer deutete allein an, daß die Königin noch nicht todt war; doch ihre ganze Perſon ſchien gelähmt.

„Der Sieg iſt unſer!“ rief Muſaron. „Herr Ritter, nehmt die junge Dame beim Kopf, ich will ſie bei den Füßen nehmen, und ſo bringen wir ſie fort.“

Als ob ſie dieſe Worte gehört hätte, als ob ſie ihren Befreiern hätte zu Hülfe kommen wollen, erhob ſich die Königin mit einer krampfhaften Bewegung, und das Leben ſtieg wieder auf ihre Lippen.

„Unnöthig, unnöthig,“ ſagte ſie; „laßt mich; ich bin ſchon mehr als halb im Grabe. Nur ein Kreuz, daß ich das Sinnbild unſerer Erlöſung küſſend ſterbe.“

Agenor gab ihr den Griff seines Schwertes zu küssen, der ein Kreuz bildete.

„Ach! ach!“ sprach die Königin, „kaum vom Himmel herabgestiegen, steige ich wieder zu ihm hinauf, kehre ich unter die Jungfrauen, meine Gefährtinnen, zurück. Gott wird mir vergeben, denn ich habe sehr geliebt, denn ich habe sehr gelitten.“

„Kommt, kommt,“ sagte der Ritter, „noch ist es Zeit, wir werden Euch retten.“

Sie ergriff die Hand von Agenor.

„Nein, nein!“ sagte sie, „Alles ist für mich vorbei. Ihr habt Alles gethan, was Ihr thun konntet. Flieht, verlaßt Spanien, kehrt nach Frankreich zurück, sucht meine Schwester auf, erzählt ihr Alles, was Ihr gesehen habt, und sie räche uns. Ich will Don Federigo sagen, wie sehr Ihr ein edler und treuer Freund seid.“

Und sie streifte einen Ring von ihrem Finger, reichte ihn dem Ritter und sagte:

„Ihr werdet ihr diesen Ring einhändigen, es ist derjenige, welchen sie mir in der Stunde meiner Abreise im Namen ihres Gemahls, des Königs Karl, gegeben.“

Nach diesen Worten erhob sie sich zum zweiten Mal zu dem Kreuz des Schwertes von Agenor, und sie verschied in dem Augenblick, wo sie das symbolische Eisen mit ihren Lippen berührte.

„Hoher Herr!“ rief Musaron, nach dem Gange hinhorchend, „sie kommen, sie laufen, sie sind zahlreich.“

„Man darf den Leib meiner Königin nicht mit den Leibern von Mördern vermischt finden,“ sprach Agenor; „hilf mir, Musaron.

Und er nahm den Leichnam von Blanche, setzte ihn majestätisch auf ihren geschnitzten Stuhl und stellte ihren Fuß auf das blutige Haupt von Mothril, wie die

Maler und Bildhauer den Fuß der Jungfrau auf den zermalmten Kopf der Schlange geſetzt haben.

„Und nun laß uns von hinnen eilen, wenn wir nicht eingeſchlöſſen ſind,“ ſprach Agenor.

Zehn Minuten nachher befanden ſich die zwei Franzoſen wieder unter dem Himmelsgewölbe und ſahen, als ſie den Weg nach dem Adamsfeigenbaum nahmen, den Leichnam des Soldaten, der, in derſelben Stellung und ſtets durch die Mauer gehalten, an die er ſich angelehnt hatte, mit ſeinen großen blickloſen Augen, die der Tod zu ſchließen vergeſſen hatte, noch Schildwache zu ſtehen ſchien.

Sie befanden ſich ſchon jenſeits des Grabens, als ein raſches Bewegen der Fackeln und eine Verdoppelung des Geſchreis ſie belehrten, daß das Geheimniß des Thurms entdeckt war.

Zwölftes Kapitel.

Wie der Baſtard von Mauleon nach Frankreich abreiſte, und was ihm unterweges begegnete.

Agenor ſchlug, um nach Frankreich zurückzukehren, beinahe denſelben Weg ein, den er gewählt hatte, um nach Spanien zu kommen. Allein und folglich keine Furcht einflößend, arm und daher keinen Neid, keine Begierde erregend, hoffte er ſich mit Glück der Sendung zu entledigen, mit der ihn die ſterbende Königin beauftragt hatte; doch er mußte auf dem Wege mißtrauen:

Zuerſt den Ausſätzigen, welche, wie man ſagte, die

Brunnen mit einer Mischung von beschmierten Haaren, Natternköpfen und Krötenfüßen vergifteten;

Sodann den Juden, die mit den Aussätzigen und gewöhnlich mit Allem, was den Christen Schaden oder Böses zufügen konnte, verbunden waren;

Ferner dem König von Navarra dem Feinde des Königs von Frankreich, und folglich der Franzosen;

Ferner Jacques, die, nachdem sie lange Zeit das Volk gegen den Adel aufgewiegelt, es dahin gebracht hatten, daß sie den Dreschflegel und die Sense gegen die Rüstung erhoben;

Ferner dem Engländer, der sich verrätherischer Weise an allen guten Ecken des schönen Frankreichs aufpflanzte, in Bayonne, in Bordeaux, im Dauphiné, in der Normandie, in der Picardie und im Falle der Noth auch sogar in den Vorstädten von Paris;

Den großen Compagnien endlich, heterogenen Vereinen, welche dies Alles zusammenfaßten und gegen den Reisenden, gegen das Eigenthum, gegen den Einwohner, gegen die Schönheit, gegen die Macht, gegen den Reichthum ein ewig ausgehungertes Contingent von Aussätzigen, von Juden, von Navarresen, von Engländern, von Jacques lieferten, die andern Länder Europas nicht zu rechnen, welche jeder Frankreich durchziehenden und verheerenden Bande ein Muster des gebrechlichsten und schlechtesten Theils ihrer Bevölkerung geliefert zu haben schienen. Es gab sogar Araber in diesen großen, so glücklich und reich buntscheckigen Compagnien: nur hatten sie sich aus Widerspruchsgeist zu Christen gemacht, was ihnen wohl gestattet war, da sich die Christen ihrerseits zu Arabern gemacht hatten.

Abgesehen von den Beschwerden und Fährlichkeiten, von denen wir nur ein ungenügendes Programm gegeben haben, reiste Agenor auf das Allerbequemste.

Es war für den Reisenden in jener Zeit eine Verpflichtung, das Manoeuvre des diebischen Sperliegs zu studiren. Er macht keinen Sprung, er beginnt keinen

Flug, keine Bewegung, ohne den Kopf rasch nach den vier Himmelsgegenden zu drehen, um zu sehen, ob er nicht eine Flinte, ein Netz, eine Schleuder, einen Hund, ein Kind, eine Ratte oder einen Habicht erblicke.

Musaron war dieser unruhige Sperling, er war von Agenor mit der Führung der Börse beauftragt worden, und hätte nicht gern ihre nicht sehr goldene Mittelmäßigkeit in eine völlige Nichtigkeit verwandelt gesehen.

Er errieth daher von fern die Aussätzigen, er roch die Juden auf fünfhundert Schritte, er sah die Engländer in jedem Gebüsch; er grüßte die Navarresen voll Höflichkeit und zeigte den Jacques sein langes Messer und seine kurze Armbrust; was die großen Compagnien betrifft, so fürchtete er sie viel weniger als Mauleon, oder er fürchtete sie vielmehr gar nicht.

„Denn," sagte er zu seinem Herrn, „wenn man uns gefangen nimmt, Herr Ritter, nun so treten wir selbst in die großen Compagnien ein, um uns loszukaufen, und bezahlen unsere Freiheit mit der Freiheit, die wir Andern gestohlen haben."

„Dies Alles wird schön und gut sein, wenn ich meine Sendung erfüllt habe," erwiederte Agenor, „dann mag geschehen, was Gott gefällt; doch mittlerweile möge es ihm gefallen, daß uns nichts begegne."

So durchzogen sie, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, das Rouſſillon, das Languedoc, das Dauphiné, das Lyonnais und gelangten bis Chalon-sur-Saone. Daß sie so ungestraft ihres Weges zogen, war ihr Verderben: überzeugt, so nahe am Hafen würde ihnen nichts mehr begegnen, wagten sie es, eine Nacht zu reisen, und am Morgen nach dieser Nacht geriethen sie in einen so zahlreichen und so gut gestellten Hinterhalt, daß kein Widerstand möglich war; der kluge Musaron legte auch seine Hand auf den Arm seines Herrn, in dem Augenblick, wo dieser unbedachtsamer Weise vom Leder ziehen wollte, und so wurden sie ohne Schwertstreich gefangen

genommen. Was sie am meisten befürchtet, oder was vielmehr der Ritter am meisten befürchtet hatte, begegnete ihnen; Musaron und er waren in der Gewalt eines Compagnie-Kapitäns, des Messire Hugo von Caverley, eines Engländers der Geburt, eines Juden dem Geiste, eines Arabers dem Charakter, eines Navarresen der Schlauheit und über Allem beinahe eines Aussätzigen dem Leibe nach, denn er hatte, wie er sagte, den Krieg in so heißen Ländern mitgemacht, daß er zu sehr an die Wärme gewöhnt worden war, um seine Rüstung und seine eisernen Handschuhe ablegen zu können.

Was seine Verleumder betrifft, und der Kapitän hatte wie alle Menschen von erhabenem Verdienst deren viele, so behaupteten sie ganz einfach, der Kapitän lege seine Rüstung nicht ab und behalte seine Panzerhandschuhe, um seinen zahlreichen Freunden die Krankheit nicht mitzutheilen, die er aus Italien zurückzubringen das Unglück gehabt habe.

Man führte den Ritter und Musaron unmittelbar vor den Kapitän. Es war dies ein schlauer Bursche, der Alles selbst sehen und fragen wollte, denn er sagte immer, in diesen gefährlichen Zeiten könnten seine Leute einen als Bauern verkleideten Prinzen entlassen, wodurch er eine Gelegenheit, sein Glück zu machen, verlieren würde.

In einem Augenblick war er vertraut mit den Angelegenheiten von Mauleon, wohl verstanden mit denjenigen Angelegenheiten, welche sich zugestehen ließen; daß Anfangs von der Sendung der Königin Blanche nicht die Rede war, versteht sich von selbst. Man sprach hauptsächlich vom Lösegeld.

„Entschuldigt mich," sagte Caverley, „ich war hier am Wege wie die Spinne unter einem Balken. Ich erwartete irgend Jemand oder irgend Etwas, Ihr kamet, und ich nahm Euch fest; doch ohne eine böse Absicht gegen Euch; ach! seit König Karl V. Regent ist, nämlich seit dem Ende des Krieges gewinnen wir unseren Lebens-

unterhalt nicht mehr. Ihr seid ein sehr artiger Cavalier, und ich ließe Euch mit aller Höflichkeit gehen, wenn wir in gewöhnlichen Zeiten lebten, aber seht Ihr, in der Zeit der Hungersnoth liest man die Krümchen auf."

„Hier sind die meinigen," erwiederte der Ritter, indem er dem Parteigänger den Grund seiner Börse zeigte. „Ich schwöre Euch nun bei Gott und bei dem Antheil, den er mir, wie ich hoffe, am Paradies geben wird, daß ich weder in Ländereien, noch in Geld, noch in sonstigen Dingen etwas Anderes besitze. Wozu sollte ich Euch also nützen? Laßt mich gehen."

„Einmal, mein junger Freund," entgegnete der Kapitän Caverley, während er die kräftige Gestalt und die martialische Miene des Ritters prüfend betrachtete, „einmal würdet Ihr dazu dienen, eine herrliche Wirkung in der ersten Reihe unserer Compagnie hervorzubringen, sodann habt Ihr Euer Pferd, Euren Knappen, doch das ist noch nicht Alles, was aus Euch einen kostbaren Fang für mich macht."

„Welcher unglückliche Umstand verleiht mir denn einen so großen Werth in Euren Augen?" fragte Agenor.

„Ihr seid Ritter, nicht wahr?"

„Ja, und zwar in Narbonne von einem der ersten Fürsten der Christenheit bewehrt."

„Ihr bleibt also ein kostbarer Geißel für mich, da Ihr zugesteht, daß Ihr Ritter seid."

„Ein Geißel?"

„Allerdings; Karl V. nehme einen von meinen Leuten, einen von meinen Lieutenants, und wolle ihn am ersten Baum aufknüpfen lassen; ich drohe ihm, Euch aufknüpfen zu lassen, und das hält ihn zurück. Läßt er ihn trotz dieser Drohung wirklich aufknüpfen, so lasse ich Euch auch aufknüpfen, und es ist ihm peinlich, daß man einen Edelmann gehenkt hat. Doch verzeiht," fügte Caverley bei, „ich sehe hier an Eurer Hand ein

Juwel, das ich nicht bemerkt hatte .... etwas wie einen Ring. Teufel! zeigt mir das doch einmal, Ritter. Ich bin ein Liebhaber von gut gearbeiteten Dingen, besonders wenn die Kostbarkeit des Stoffes den Werth der Arbeit erhöht."

Mauleon erkannte nun leicht, mit wem er es zu thun hatte. Der Kapitän Caverley war einer von den Bandenanführern; er hatte sich zum Räuberhauptmann gemacht, weil er, wie er selbst sagte, sein Soldatengewerbe auf eine ehrliche Weise fortsetzend nichts mehr zu thun wußte.

„Kapitän," sprach Agenor, seine Hand zurückziehend, „achtet Ihr etwas auf der Welt?"

„Alles, wovor ich Furcht habe," antwortete der Condottiere. „Doch es ist wahr, ich habe vor nichts Furcht."

„Das ist ärgerlich," sagte Agenor mit kaltem Tone, „sonst wäre dieser Ring von einem Werthe von . . ."

„Von dreihundert Livres dem Goldgewichte nach, und die Façon nicht zu rechnen," unterbrach ihn der Kapitän, indem er einen einfachen Blick auf das Juwel warf.

„Nun wohl! dieser Ring, Kapitän, der Eurem eigenen Zugeständniß nach dreihundert Livres werth ist, würde Euch, wenn Ihr etwas gefürchtet hättet, tausend eingetragen haben."

„Wie so? sprecht, mein junger Freund, man lernt in jedem Alter, und ich belehre mich gerne."

„Habt Ihr wenigstens ein Wort, Kapitän?"

„Ich glaube, daß ich früher eines hatte; doch dadurch, daß ich es oft gegeben, habe ich keines mehr."

„Ihr traut aber mindestens dem von Anderen, welche, da sie es nie gegeben, das ihrige noch haben?"

„Ich würde nur dem eines einzigen Menschen trauen, und Ihr seid dieser Mensch nicht, Ritter."

„Wer ist es denn?"

„Messire Bertrand Duguesclin. Doch würde Messire Duguesclin für Euch gut stehen?“

„Ich kenne ihn nicht, wenigstens nicht persönlich; aber so fremd er mir auch ist, — wenn Ihr mich gehen laßt, wohin ich nothwendig gehen muß, wenn Ihr mich diesen Ring an seine Bestimmung übergeben laßt, verspreche ich Euch im Namen von Messire Duguesclin selbst, nicht tausend Livres, sondern tausend Goldthaler.“

„Ich will lieber in baarem Geld die drei hundert Livres, die der Ring werth ist,“ sagte Caverley lachend, und er streckte die Hand gegen Agenor aus.

Der Ritter wich rasch bis zu dem Fenster zurück, das auf den Fluß ging, und sprach, indem er den Ring von seinem Finger zog und die Hand über die Saone ausstreckte:

„Dieser Ring ist der der Königin Blanche von Castilien, und ich überbringe ihn dem König von Frankreich. Wenn Du mir Dein Wort gibst, daß Du mich gehen lässest, und ich traue ihm, so verspreche ich Dir tausend Goldthaler. Weigerst Du Dich, so werfe ich den Ring in den Fluß, und Du verlierst Ring und Lösegeld.“

„Ja, aber ich behalte Dich und lasse Dich hängen.“

„Was eine geringe Entschädigung für einen Rechner ist, wie Du bist; und zum Beweis, daß Du meinen Tod nicht zu tausend Thaler anschlägst, dient, daß Du nicht nein sagst.“

„Ich sage nicht nein, weil . . .“

„Weil Du Furcht hast, Kapitän; sage nein, und der Ring ist verloren und Du lässest mich hernach hängen, wie Du willst. Nun! sagst Du nein, sagst Du ja?“

„Meiner Treue!“ rief Caverley voll Bewunderung, „das nenne ich einen hübschen Jungen. Der Teufel soll mich holen! bei der Milz unseres heiligen Vaters des Papstes, ich liebe Dich, Ritter.“

„Sehr gut, und ich bin Dir dankbar dafür, wie es sich geziemt. Doch antworte."

„Was soll ich antworten?"

„Ja oder nein, ich verlange nichts Anderes, und das ist bald gesagt!"

„Nun . . . ja."

„So ist es gut," sprach der Ritter und steckte den Ring wieder an seinen Finger.

„Doch unter einer Bedingung," fuhr der Kapitän fort.

„Nennt sie."

Caverley wollte antworten, als ein gewaltiger Lärmen seine Aufmerksamkeit erregte; dieser Lärmen fand am Ende des Dorfes statt, das am Ufer des Flusses lag und ganz mit Wäldern umgeben war. Mehrere Soldaten zeigten ihre erschrockenen Gesichter an der Thüre und riefen:

„Kapitän, Kapitän!"

„Es ist gut, es ist gut, ich komme," erwiederte der Condottiere, an dergleichen Vorfälle gewöhnt.

Dann sich gegen den Ritter umwendend:

„Du bleibst hier, zwölf Mann werden Dich bewachen; ich hoffe, daß ich Dir damit Ehre anthue, wie?"

„Es sei," sprach der Ritter, „doch sie sollen mir nicht nahe kommen, denn bei dem ersten Schritt, den sie machen, schleudere ich den Ring in die Saone."

„Nähert Euch ihm nicht, verlaßt ihn aber auch nicht," sagte Caverley zu seinen Banditen.

Und er grüßte den Ritter, ohne einen Augenblick sein Helmvisir aufgehoben zu haben, und begab sich mit einem Schritte, welcher die Sorglosigkeit aus Gewohnheit bezeichnete, nach der Stelle des Lagers, wo der Lärm am stärksten war.

Während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit blieben Mauleon und sein Knappe beim Fenster stehen;

die Wachen waren auf der andern Seite des Zimmers und hielten sich unbeweglich vor der Thüre.

Der Lärmen dauerte fort, obgleich er allmälig abnahm; endlich hörte er ganz auf, und eine habe Stunde nach seinem Abgang erschien Hugo von Caverley wieder und brachte einen neuen Gefangenen mit, den die über das Land wie ein Lerchengarn ausgespannte Compagnie gemacht hatte.

Der Gefangene schien ein Landedelmann zu sein und war schön gewachsen; er war mit einem verrosteten Helm und mit einem Panzer bewaffnet, der aussah, als wäre er von einem seiner Ahnen auf dem Schlachtfeld von Roncevaux aufgehoben worden. Beim Anblick dieser seiner Rüstung konnte man sich Anfangs des Lachens nicht erwehren; aber etwas Stolzes in seiner Haltung, etwas Kühnes in seinem Wesen, das er jedoch demüthig zu machen versuchte, gebot den Spöttern, wenn nicht Ehrfurcht, doch wenigstens Vorsicht.

„Habt Ihr ihn gut durchsucht?“ fragte Caverley.

„Ja, Kapitän,“ antwortete ein deutscher Lieutenant, dem Caverley die Wahl der glücklichen Stellung, die er einnahm, zu verdanken hatte, eine Wahl, welche jenem nicht durch die Vortrefflichkeit dieser Stellung, sondern durch die vorzüglichen Weine, die man schon damals an den Ufern der Saone erzeugte, eingegeben worden war.

„Wenn ich sage ihn,“ fügte der Kapitän bei, „so meine ich ihn und seine Leute.“

„Seid unbesorgt, die Operation ist mit aller Strenge vorgenommen worden,“ erwiederte der deutsche Lieutenant.

„Und was habt Ihr bei ihnen gefunden?“

„Eine Mark Gold und zwei Mark Silber.“

„Bravo!“ sagte Caverley, „der Tag scheint gut zu werden.“

Dann sich gegen den neuen Gefangenen umwendend:

„Nun wollen wir ein wenig mit einander reden, mein Paladin; obschon Ihr sehr einem Neffen von Kaiser Karl dem Großen gleicht, wäre es mir doch nicht unangenehm, aus Eurem eigenen Munde zu erfahren, wer Ihr seid: sagt uns das offenherzig und ohne Rückhalt."

„Ich bin, wie Ihr an meiner Aussprache bemerken könnt, ein armer Edelmann aus Aragonien, der Frankreich besucht," antwortete der Unbekannte.

„Ihr habt Recht," sagte Caverley. „Frankreich ist ein schönes Land.

„Ja," bemerkte der Lieutenant, „nur ist der Augenblick, den Ihr gewählt habt, schlecht."

Mauleon mußte unwillkührlich lächeln, denn er vermochte besser, als irgend Jemand, die Richtigkeit dieser Bemerkung zu würdigen.

Der fremde Edelmann blieb unempfindlich.

„Sprich," sagte Caverley, „Du hast uns bis jetzt nur Dein Vaterland genannt, das heißt, die Hälfte von dem, was wir wissen wollen; wie ist Dein Name?"

„Sagte ich Euch denselben, so würdet Ihr ihn nicht kennen," antwortete der Ritter; „übrigens habe ich keinen Namen, ich bin ein Bastard."

„Wenn Du nicht ein Jude, ein Türke oder ein Maure bist, hast Du wenigstens einen Taufnamen."

„Ich heiße Enrique," erwiederte der Ritter.

„Du hast Recht. Nun lüpfe Deinen Helm ein wenig, daß wir das gute Gesicht des aragonischen Strohjunkers sehen."

Der Unbekannte zögerte und schaute umher, als wollte er sich versichern, daß keiner von seinen Bekannten da sei.

Aergerlich, daß er warten mußte, machte Caverley ein Zeichen. Einer von den Abenteurern näherte sich dem Gefangenen, schlug mit dem Heft seines Degens an den Knopf des Helms, und hob das eiserne Visir in die Höhe, das das Gesicht des Unbekannten bedeckte.

Mauleon stieß einen Schrei aus: dieses Gesicht war das auffallende Ebenbild des unglücklichen Großmeisters Don Federigo, an dessen Tod er indessen nicht zweifeln konnte, da er seinen Kopf in seinen Händen gehabt hatte.

Musaron erbleichte vor Schrecken und bekreuzte sich.

„Ah! ah! Ihr kennt Euch?" sagte Caverley, indem er abwechselnd Mauleon und den Ritter mit dem verrosteten Helm betrachtete.

Bei dieser Aufforderung schaute der Unbekannte Mauleon mit einer gewissen Unruhe an; doch ein Blick zeigte ihm, daß er den Ritter zum ersten Mal sah, und sein Antlitz heiterte sich wieder auf.

„Nun?" fragte Mauleon.

„Ich!" erwiederte der Fremde, „Ihr täuscht Euch, ich kenne diesen Edelmann nicht."

„Und Du?"

„Ich auch nicht."

„Warum hast Du denn so eben einen Schrei ausgestoßen?" fragte der Kapitän ziemlich ungläubig, trotz des doppelten Leugnens seiner zwei Gefangenen.

„Weil ich glaubte, Dein Soldat, als er ihm an sein Visir schlug, schlage ihm den Kopf ab."

Lachend rief Caverley:

„Wir stehen also in einem sehr schlimmen Ruf? doch sprich offenherzig, kennst Du diesen Spanier oder kennst Du ihn nicht?"

„Bei meinem Ritterwort, ich sehe ihn heute zum ersten Male," antwortete Mauleon.

Und während er diesen Schwur that, der strenge der Wahrheit entsprach, zitterte Mauleon noch ob dieser seltsamen Aehnlichkeit. Caverley richtete seine Augen von dem Einen auf dem Andern. Der unbekannte Ritter war wieder unempfindlich geworden und sah aus wie eine Marmorstatue.

„Sprich," sagte Caverley ungeduldig, dieses Geheimniß zu ergründen, „Du bist zuerst da gewesen Rit-

ter von .... Ich habe vergeſſen, Dich nach Deinem Namen zu fragen; doch vielleicht biſt Du auch ein Baſtard."

„Ja, ich bin es," antwortete der Ritter.

„Gut," verſetzte der Abenteurer. „Und Du haſt auch keinen Namen?"

„Doch, ich habe einen, ich heiße Agenor, und da ich in Mauleon geboren bin, ſo nennt man mich gewöhnlich den Baſtard von Mauleon."

Caverley warf einen raſchen Blick auf den Unbekannten, um zu ſehen, ob der Name, den der Ritter ausgeſprochen, einen Eindruck auf ihn machte.

Keine Muskel ſeines Geſichts rührte ſich.

„Wohl, Baſtard von Mauleon," ſprach Caverley, „Du biſt zuerſt da geweſen, und wir wollen vor Allem Deine Sache abmachen; dann gehen wir zu der von Herrn Enrique über. Wir ſagten alſo: den Ring für zweitauſend Thaler."

„Für tauſend Thaler," erwiederte Mauleon.

„Du glaubſt?"

„Ich bin deſſen ſicher."

„Das kann wohl ſein. Den Ring alſo für tauſend Thaler. Du betheuerſt mir, daß es der Ring von Blanche von Bourbon iſt?"

„Ja!" ſagte der Ritter.

Der Unbekannte machte eine Bewegung des Erſtaunens, welche Mauleon nicht entging.

„Der Königin von Caſtilien?" fuhr Caverley fort.

„Der Königin von Caſtilien," erwiederte Agenor.

Der Unbekannte verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit.

„Der Schwägerin von König Karl V.?" fragte der Kapitän.

„Der Schwägerin von König Karl V."

Der Unbekannte war ganz Ohr geworden.

„Derſelben, welche im Schloſſe Medina Sidonia auf Befehl ihres Gemahls des Königs Don Pedro gefangen ſitzt?" ſagte Caverley.

„Derselben, welche auf Befehl ihres Gemahls Don Pedro im Schlosse Medina Sidonia erdrosselt worden ist," antwortete der Unbekannte mit kaltem, aber einschneidendem Tone.

Mauleon schaute ihn ganz verwundert an.

„Ah! ah!" rief Caverley, „die Sache verwickelt sich."

„Woher wißt Ihr diese Kunde?" fragte Mauleon den Unbekannten; „ich glaubte der Erste zu sein, der sie nach Frankreich brächte."

„Habe ich Euch nicht gesagt, ich sei ein Spanier und komme aus Aragonien?" erwiederte der Unbekannte. „Ich erfuhr diese Katastrophe, welche im Augenblick meiner Abreise großen Lärmen in Spanien machte."

„Aber wenn die Königin Blanche von Bourbon todt ist, woher hast Du ihren Ring?" fragte Caverley.

„Sie hat ihn mir übergeben, ehe sie starb, um ihn ihrer Schwester der Königin von Frankreich zu übergeben und ihr zugleich zu sagen, wer ihren Tod befohlen und wie sie gestorben."

„Ihr habt also ihren letzten Augenblicken beigewohnt?" fragte der Unbekannte lebhaft.

„Ja," antwortete Agenor, „und ich war es sogar, der ihren Mörder tödtete."

„Einen Mauren?" fragte der Unbekannte.

„Mothril," antwortete der Ritter.

„So ist es, doch Ihr habt ihn nicht getödtet."

„Wie?"

„Ihr habt ihn nur verwundet."

„Alle Wetter!" sagte Musaron, „wenn ich das gewußt hätte! Ich hatte noch elf Bolzen in meinem Köcher."

„Dies Alles," sprach Caverley, „kann für Andere sehr interessant sein, doch mich geht es nicht im Geringsten an, in Betracht, daß ich weder ein Spanier, noch ein Franzose bin."

„Das ist richtig," erwiederte Mauleon; „es ist

also abgemacht, Du behältst Alles, was ich bei mir hatte, Du gibst mir und meinem Knappen die Freiheit."

„Von dem Knappen war nicht die Rede," entgegnete Caverley.

„Weil sich das von selbst verstand. Du lässest mir diesen Ring, und dafür gebe ich Dir tausend Thaler."

„Vortrefflich; doch dabei nur eine kleine Bedingung."

„Eine Bedingung?"

„Die ich Dir in dem Augenblick, wo wir gestört wurden, sagen wollte."

„Es ist wahr," sagte Agenor, „ich erinnere mich nun: und was war diese Bedingung"

„Außer diesen tausend Thalern, zu deren Betrag ich den Laufpaß schätze, den ich Dir gebe, bist Du mir noch den Dienst in meiner Compagnie während der ganzen Zeit des ersten Feldzugs schuldig, bei dem es König Karl V. uns zu verwenden belieben wird, oder den ich für eigene Rechnung zu führen belieben werde."

Mauleon machte einen Sprung des Erstaunens.

„Ah! das sind meine Bedingungen," sprach Caverley; „so wird es sein, oder es wird nicht sein. Du unterzeichnest, daß Du zur Compagnie gehörst, und gegen diese Zusage bist Du frei ... für den Augenblick wenigstens."

„Und wenn ich nicht zurückkomme?" sagte Mauleon.

„Oh! Du wirst zurückkommen, da Du behauptest, Du habest ein Wort," erwiederte Caverley.

„Gut, es sei, ich willige ein, doch unter einem einzigen Vorbehalt."

„Unter welchem?"

„Daß Du mich unter keinerlei Vorwand die Waffen gegen Frankreich führen lassen kannst."

„Das ist billig; ich dachte nicht daran," erwiederte Caverley, „ich, der ich keinen andern König habe, als den von England, und auch ... Wir schreiben also einen Vertrag, und Du unterzeichnest ihn."

„Ich kann nicht schreiben," entgegnete der Ritter,

der, ohne ſich im Geringſten zu ſchämen, die unter den Adeligen jener Zeit im Allgemeinen verbreitete Unwiſſenheit theilte. „Doch mein Knappe wird ſchreiben.“

„Und Du machſt ein Kreuz?“ ſagte Caverley.

„Ich mache es.“

Er nahm ein Pergament, eine Feder, und reichte Beides Muſaron, der unter ſeinem Dictate Folgendes ſchrieb:

„Ich, Agenor, Ritter von Mauleon, mache mich verbindlich, ſobald meine Sendung bei König Karl V. vollendet iſt, zu Meſſire Hugo von Caverley, wo er auch ſein mag, zurückzukehren und ihm mit meinem Knappen während der ganzen Dauer des erſten Feldzugs zu dienen, vorausgeſetzt, daß dieſer erſte Feldzug weder gegen den König von Frankreich, noch gegen Monſeigneur den Grafen von Foix, meinen Oberlehensherrn, gerichtet iſt.“

„Und die tauſend Thaler?“ bemerkte Caverley.

„Das iſt richtig,“ ſprach Agenor, „ich vergaß ſie.“

„Ja, aber ich habe ein gutes Gedächtniß.“

Agenor dictirte Muſaron weiter.

„Und ich werde genanntem Sire Hugo Caverley die Summe von tauſend Thalern zuſtellen, die ich ihm dafür, daß er mir für den Augenblick meine Freiheit gegeben, ſchuldig zu ſein anerkenne.“

Der Knappe fügte den Tag und die Jahreszahl bei; dann nahm der Ritter die Feder, wie er ungefähr einen Dolch genommen hätte, und machte kühn ein Zeichen in Form eines Kreuzes.

Caverley nahm das Pergament, las es mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit, nahm Sand, beſtreute damit die noch feuchte Schrift, legte das Pergament ſauber zuſammen und ſchob es in ſein Wehrgehänge.

„Das ist nun gut," sagte er. „Du kannst gehen, Du bist frei."

„Höre," sprach der Unbekannte, „da ich keine Zeit zu verlieren habe und auch durch eine wichtige Angelegenheit nach Paris gerufen werde, so biete ich Dir an, mich unter denselben Bedingungen wie dieser Ritter loszukaufen."

Lachend erwiederte Caverley:

„Ich kenne Dich nicht."

„Kennst Du Messire Agenor von Mauleon, der, wie mir scheint, erst seit einer Stunde in Deinen Händen ist, besser?"

„Ja," sprach Caverley; „wir Beobachter brauchen nicht einmal eine Stunde, um die Menschen zu würdigen, und während der Stunde, die der Ritter bei mir zugebracht, hat er etwas gethan, wodurch ich ihn kennen lernte."

Der aragonische Ritter lächelte seltsam.

„Du nimmst also meinen Vorschlag nicht an?" sagte er.

„Durchaus nicht."

„Du wirst es bereuen."

„Bah!"

„Höre, Du hast mir Alles genommen, was ich besaß, ich habe also für den Augenblick nichts, was ich Dir bieten könnte. Behalte meine Leute als Geißeln, behalte mein Reisegeräthe und laß mich allein mit meinem Pferde ziehen."

„Alle Teufel! Du machst mir da ein schönes Geschenk; Dein Reisegeräthe und Deine Leute gehören mir, da ich sie in meinen Händen habe."

„So laß mich wenigstens zwei Worte zu diesem jungen Herrn sagen, da er frei weggeht."

„Zwei Worte in Beziehung auf Dein Lösegeld?"

„Ganz gewiß; zu wie viel schätzest Du mich?"

„Zur Summe, die man Dir und Deinen Leuten

abgenommen hat: zu einem Mark Gold und zu zwei Mark Silber."

„Es sei," sagte der Ritter.

„Nun, so sprich mit ihm, was Dir gut dünkt," versetzte Caverley.

„Hört mich, Ritter," sprach der aragonische Edelmann.

Und Beide zogen sich in einen Winkel zurück, um frei mit einander reden zu können.

Dreizehntes Kapitel.

Wie sich der aragonische Ritter gegen zehntausend Goldthaler loskaufte.

Der Kapitän Caverley folgte sehr aufmerksam mit den Augen dem Gespräche der zwei fremden Ritter; doch der Spanier hatte Agenor weit genug von dem Abenteurer weggeführt, daß nicht eines ihrer Worte zu ihm gelangen konnte.

„Herr Ritter," sagte der Unbekannte, „wir sind hier aus dem Bereiche der Stimme, doch nicht aus dem Bereiche der Augen: ich bitte Euch, schlagt Euer Helmvisir nieder, daß Ihr unverständlich und unempfindlich für alle die Menschen seid, die uns umgeben."

„Und Ihr, edler Herr," erwiederte Agenor, „laßt mich noch einmal, ehe Ihr das Eurige niederschlagt, einige Augenblicke Euer Gesicht betrachten; glaubt mir Euer Anblick gewährt mir eine schmerzliche Freude, die, Ihr nicht begreifen könnt."

Der Unbekannte lächelte traurig.

„Herr Ritter," sagte er, „schaut mich nach Eurem Belieben an, denn ich werde mein Visir nicht niederschlagen. Obschon ich kaum fünf oder sechs Jahre älter bin als Ihr, habe ich doch genug gelitten, um meines Gesichtes sicher zu sein. Es ist ein gehorsamer Diener und sagt immer nur das, was es nach meinem Willen sagen soll, und wenn es Euch an die Züge irgend einer geliebten Person erinnert, so wird das für mich eine Ermuthigung sein, einen Dienst von Euch zu fordern."

„Sprecht."

„Ihr scheint bei dem Banditen, der uns gefangen genommen hat, sehr wohl gelitten; nicht dasselbe ist, wie es scheint, bei mir der Fall, denn während er mich hartnäckig zurückhält, erlaubt er Euch, Eure Reise fortzusetzen."

„Ja, edler Herr," erwiederte Agenor, sehr erstaunt, als er sah, daß der Spanier, seitdem er insgeheim mit ihm redete, während er noch einen leichten Accent beibehielt, doch das reinste Französisch sprach.

„Nun!" sagte der Aragonier, „wie groß auch Euer Bedürfniß sein mag, Eure Reise fortzusetzen, so ist doch das meinige nicht minder groß, und ich muß, um welchen Preis es auch sein mag, aus den Händen dieses Menschen kommen."

„Herr," sprach Agenor, „wenn Ihr mir schwört, daß Ihr Ritter seid, wenn Ihr mir Euer Wort gebt, so kann ich meine Ehre bei dem Kapitän Caverley verpfänden, daß er Euch frei mit mir ziehen läßt."

„Das ist," rief der Fremde freudig, „das ist gerade der Dienst, um den ich Euch bitten wollte. Ritter, Ihr seid ebenso verständig als artig."

Agenor verbeugte sich und fragte:

„Ihr seid also adelig?"

„Ja, Sire Agenor, und ich darf sogar beifügen, daß wenige Edelleute adeliger als ich zu sein sich rühmen können."

„Dann habt Ihr einen andern Namen, als den, welchen Ihr angegeben?“

„Ja, gewiß,“ erwiederte der Ritter; „doch gerade hierin wird Eure Artigkeit groß sein; Ihr müßt Euch mit meinem Worte begnügen, ohne meinen Namen zu erfahren, denn diesen Namen kann ich nicht sagen.“

„Nicht einmal einem Mann, dessen Ehre Ihr anruft, nicht einmal einem Mann, den Ihr für Euch gut zu stehen bittet?“ fragte Agenor erstaunt.

„Herr Ritter,“ erwiederte der Unbekannte, „ich mache mir diese Vorsicht als Eurer und meiner unwürdig zum Vorwurf; doch wichtige Interessen, die nicht einmal die meinigen sind, gebieten sie. Erlangt also meine Freiheit, um welchen Preis Ihr wollt, und ich bezahle diesen Preis, so groß er auch sein mag, so wahr ich ein Edelmann bin. Wollt Ihr mir dann erlauben, ein Wort beizufügen, so sage ich Euch, daß Ihr es nicht bereuen werdet, mich bei dieser Gelegenheit Euch verbunden zu haben.“

„Genug, genug, edler Herr,“ erwiederte Mauleon, „verlangt von mir einen Dienst, kauft ihn mir aber nicht zum Voraus ab.“

„Später, Sire Agenor,“ versetzte der Unbekannte „später werdet Ihr die Loyalität zu schätzen wissen, die mich so mit Euch zu sprechen zwingt; ich hätte für den Augenblick lügen und Euch einen falschen Namen sagen können, da Ihr mich nicht kennt; Ihr wäret genöthigt gewesen, Euch damit zu begnügen.“

„Ich dachte so eben daran,“ erwiederte Mauleon. „Ihr werdet also zu gleicher Zeit mit mir frei sein, Herr Ritter, wenn der Kapitän Hugo von Caverley mir seine Gunst bewahrt hat.“

Agenor verließ den Fremden, der an demselben Platze blieb, und kehrte zu Caverley zurück, welcher ungeduldig das Resultat der Unterredung erwartete.

„Nun!“ fragte der Kapitän, „seid Ihr weiter vor-

gerückt, als ich, mein lieber Freund, und wißt Ihr, wer der Spanier ist?"

„Ein reicher Kaufmann aus Toledo, der in Frankreich Handel treiben will und behauptet, seine Gefangenschaft würde ihm einen beträchtlichen Nachtheil zuziehen. Er fordert mich auf, Bürgschaft für ihn zu leisten, nehmt Ihr sie an?"

„Seid Ihr bereit, sie zu geben?"

„Ja. Da ich einen Augenblick seine Lage getheilt habe, so mußte ich natürlich einwilligen. Auf, Kapitän, macht das Geschäft rund ab."

Caverley besann sich.

„Ein reicher Kaufmann," fuhr er fort, „der seiner Freiheit bedarf, um seinen Handel zu betreiben."

„Herr Ritter," flüsterte Musaron seinem Herrn ins Ohr, „ich glaube, Ihr habt da ein unkluges Wort gesprochen."

„Ich weiß, was ich thue," erwiederte der Ritter.

Musaron verbeugte sich als ein Mensch, der die gebührende Achtung vor der Klugheit seines Herrn hat.

„Ein reicher Kaufmann!" wiederholte Caverley. „Teufel! Ihr begreift, das wird dann theurer zu stehen kommen, als bei einem Edelmann, und es kann nun bei unserem ersten Anschlag zu einem Mark Gold und zwei Mark Silber nicht mehr sein Verbleiben haben."

„Ich habe Euch offenherzig gesagt, was er ist, Kapitän; denn ich will Euch nicht hindern, von Eurem Gefangenen ein seinen Verhältnissen entsprechendes Lösegeld zu ziehen."

„Ritter, ich habe es schon gesagt, Ihr seid entschieden ein hübscher Junge. Und wie viel bietet er? Er mußte das während Eures langen Gespräches mit einem Worte berühren."

„Er hat mir gesagt, ich könne bei Euch bis auf fünfhundert Thaler Silber oder Gold gehen. Gold... bei fünfhundert Thaler Silber wäret Ihr betrogen."

Caverley antwortete nicht, er berechnete immer.

„Fünfhundert Goldthaler," sagte er endlich, „würden bei einem einfachen Kaufmann genügen; doch Ihr habt ihn einen reichen Kaufmann genannt, wie Ihr Euch erinnern werdet."

„Ich erinnere mich deſſen und ſehe auch, daß ich Unrecht gehabt habe, dies zu ſagen, Herr Kapitän, doch da man die Strafe für ſein Unrecht bezahlen muß, ſo ſetzen wir das Löſegeld auf tauſend Thaler feſt, und wenn ich fünfhundert Thaler für meine Schwatzhaftigkeit entrichten ſoll, ſo werde ich ſie entrichten."

„Das iſt nicht genug für einen reichen Kaufmann," erwiederte Caverley. „Tauſend Goldthaler ſind höchſtens das Löſegeld für einen Ritter."

Agenor befragte mit dem Auge denjenigen, deſſen Intereſſen er zu vertheidigen beauftragt war, um zu wiſſen, ob er weiter gehen könnte. Der Aragonier machte mit dem Kopf ein beſtätigendes Zeichen.

„Verdoppeln wir die Summe, und Alles ſei abgemacht," ſprach der Ritter.

„Zweitauſend Goldthaler," ſagte der Condottiere, der ſich ſelbſt über den hohen Preis, den der Unbekannte auf ſeine Perſon ſetzte, zu wundern anfing. „Zweitauſend Goldthaler, das iſt alſo der reichſte Kaufmann von Toledo? Meiner Treue, nein, ich glaube, daß ich einen guten Schlag gethan habe und will Nutzen daraus ziehen. Nun! er verdopple ein wenig und wir werden ſehen."

Agenor ſchaute abermals ſeinen Clienten an, der ihm ein zweites, dem erſten ähnliches Zeichen machte.

„Wohl," ſagte der Ritter, „da Ihr ſo anſpruchsvoll ſeid, werden wir bis auf viertauſend Goldthaler gehen."

„Viertauſend Goldthaler," rief Caverley zugleich erſtaunt und entzückt, „dann iſt es ein Jude, und ich bin ein zu guter Chriſt, als daß ich einen Juden um weniger losließe, als um . . ."

„Um weniger, als um wie viel?" fragte Agenor.

„Um weniger als . . ." (der Kapitän zögerte ſelbſt

vor der Summe, die er im Munde hatte, so übertrieben kam ihm diese Summe vor), „um weniger als zehntausend Goldthaler. Ah! meiner Treue, das Wort ist gesagt, und das ist noch kein Preis, bei meinem Ehrenwort!“

Der Unbekannte machte ein unmerkliches Zeichen der Beistimmung.

„Schlagt ein,“ sprach Agenor, indem er Caverley die Hand reichte. „Die Summe ist uns genehm und der Preis ist gemacht.“

„Wartet einen Augenblick,“ rief Caverley, „für zehntausend Thaler nehme ich die Bürgschaft des Ritters nicht an, bei der Milz des Papstes! Für eine solche Garantie müßte ich einen Prinzen haben, und ich kenne sogar viele, die ich nicht annehmen würde.“

„Treuloser!“ rief Mauleon, während er, die Hand an seinem Schwerte, gerade auf Caverley zuschritt, „ich glaube, Du mißtrauſt mir.“

„Ei! nein, mein Kind,“ erwiederte Caverley, „Du täuschest Dich: nicht Dir mißtraue ich, sondern ihm. Denkst Du zufällig, einmal aus meinen Klauen, werde er die zehntausend Thaler bezahlen? Nein. Beim ersten Kreuzweg wird er sich rechts drehen, und Du siehst ihn nie mehr; er ist nur so großartig in Worten oder, wenn Du lieber willst, in Geberden gewesen, denn ich habe die Geberden gesehen, die er Dir machte, weil er die Absicht hat, nicht zu bezahlen,“

Trotz der Unempfindlichkeit, der sich der Fremde gerühmt hatte, sah Agenor, wie ihm die Röthe des Zorns ins Gesicht stieg; doch alsbald sich wieder bezwingend, machte er dem Ritter mit der Hand ein fürstliches Zeichen und rief:

„Kommt, Herr Agenor, ich habe Euch noch ein Wort zu sagen.“

„Gehe nicht,“ sprach Caverley; „er will Dich nur durch schöne Worte verführen und Dir dann die zehntausend Thaler auf dem Nacken lassen.“

Doch der Ritter fühlte instinctartig, daß der Aragonier noch mehr war, als er zu sein schien, und er näherte sich ihm daher mit vollem Vertrauen und sogar mit einer gewissen Ehrfurcht.

„Ich danke, edler Ritter," sprach der Spanier mit leiser Stimme; „Du hast wohl daran gethan, Dich für mich und auf mein Wort verbindlich zu machen; Du hast nichts zu befürchten; ich würde diesen Caverley auf der Stelle bezahlen, wenn es mir beliebte, denn ich habe im Sattel meines Pferdes für mehr als dreimalhunderttausend Goldthaler in Diamanten; doch der Elende würde mein Lösegeld annehmen und mich, wenn er es angenommen hätte, erst nicht freilassen. Ihr werdet also Folgendes thun. Ihr tauscht Euer Pferd mit mir, reist ab und laßt mich hier; in der nächsten Stadt trennt Ihr sodann den Sattel, zieht einen ledernen Sack heraus und nehmt aus diesem Sack, was Ihr an Diamanten braucht, um zehntausend Goldthaler zu bekommen; sobald Ihr sie habt, holt Ihr mich hernach mit einem ansehnlichen Geleite ab."

„Herr," sprach Agenor ganz erstaunt, „mein Gott! wer seid Ihr denn, daß Ihr über so große Mittel verfügt?"

„Indem ich in Eure Hände Alles lege, was ich besitze, glaube ich Euch hinreichend Vertrauen zu schenken, um nicht nöthig zu haben, Euch zu sagen, wer ich bin."

„Herr! Herr!" versetzte Mauleon, „ich zittere nun und Ihr wißt nicht, welche Bedenklichkeiten mich bestürmen. Diese seltsame Aehnlichkeit, dieser Reichthum, das Geheimniß, das Euch umgibt ... Herr, ich habe in Frankreich Interessen zu vertheidigen ... heilige Interessen ... welche vielleicht den Eurigen entgegengesetzt sind."

„Antwortet mir," sprach der Unbekannte mit dem Tone eines Mannes, der zu befehlen gewohnt ist, „nicht wahr, Ihr geht nach Paris?"

„Ja," erwiederte der Ritter.

„Ihr geht dahin, um König Karl V. den Ring der Königin von Caſtilien zu überbringen?"

„Ja."

„Ihr wollt dort in ihrem Namen Rache fordern?"

„Ja."

„Gegen den König Don Pedro?"

„Gegen den König Don Pedro."

„Dann ſeid unbeſorgt," ſprach der Spanier; „unſere Intereſſen ſind dieſelben, denn der König Don Pedro hat meine . . . Königin getödtet, und auch ich habe geſchworen, Dona Blanche zu rächen."

„Iſt das wahr, was Ihr da ſagt?" fragte Agenor.

„Herr Ritter," erwiederte der Unbekannte mit feſtem, majeſtätiſchem Ton, „ſchaut mich wohl an . . . Ihr behauptet, ich gleiche einem Eurer Bekannten: wer war dieſer Eine, ſprecht?"

„Oh! mein unglücklicher Freund," rief der Ritter, „oh! edler Großmeiſter! . . . Herr, Ihr gleicht zum Täuſchen Seiner Hoheit Don Federigo."

„Ja, nicht wahr?" verſetzte lächelnd der Unbekannte; „eine ſeltſame Aehnlichkeit, eine Aehnlichkeit von Brüdern."

„Unmöglich!" ſprach Agenor, indem er den Aragonier beinahe mit Schrecken anſchaute.

„Geht in das nächſte Städtchen, Herr Ritter," fuhr der Unbekannte fort, „verkauft die Diamanten an einen Juden und ſagt dem Anführer der ſpaniſchen Truppe, Don Enrique von Transtamare ſei Gefangener des Kapitän Caverley . . . Ruhe; ich ſehe Euch durch Eure Rüſtung beben; bedenkt, daß man uns beobachtet."

Agenor zitterte in der That vor Erſtaunen. Er verbeugte ſich vor dem Prinzen vielleicht ehrfurchtsvoller als er es hätte thun ſollen, und kehrte zu Caverley zurück, der ihm, um ihm die Hälfte des Weges zu erſparen, entgegenkam.

„Nun!" ſagte der Kapitän, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, „er hat ſchöne Worte, goldene

Worte, und Du läſſeſt Dich durch ſie bethören, armes Kind!"

„Kapitän," erwiederte Agenor, „die Worte dieſes Kaufmanns ſind in der That golden, denn er hat mir ein Mittel angegeben, Euch ſein Löſegeld noch vor heute Abend zu bezahlen."

„Die zehntauſend Goldthaler?"

„Die zehntauſend Goldthaler."

„Nichts kann leichter ſein," ſprach der Unbekannte hinzutretend; „der Ritter ſetzt ſeine Reiſe bis an den ihm bewußten Ort fort, wo ich einiges Geld niedergelegt habe; er bringt Dir dieſes Geld, zehn Säcke, jeden von tauſend Goldthalern; man läßt Dich dieſes Geld ſehen, berühren, damit Du Dich überzeugſt, und wenn Du Dich vollkommen überzeugt haſt, wenn das Gold in Deinen Kiſten iſt, ſo läſſeſt Du mich gehen. Heißt das zu viel verlangen? Iſt das abgemacht?"

„Abgemacht. Meiner Treue, ja, wenn Du Dein Verſprechen ausführſt," erwiederte Caverley, der zu träumen glaubte.

Dann ſich gegen ſeinen Lieutenant umwendend, ſprach er:

„Das iſt Einer, der ſeinen Werth ſehr hoch anſchlägt. Wir werden ſehen, wie er ſeine Werthſchätzung bezahlt."

Agenor ſchaute den Prinzen an.

„Sire Mauleon," ſagte dieſer, „in Erinnerung an den guten Dienſt, den Ihr mir leiſtet, und zur Dankbarkeit, die ich Euch bewahre, tauſchen wir nach der brüderlichen Sitte der Ritter Pferd und Schwert. Ihr verliert vielleicht bei dem Tauſch, doch ich werde Euch ſpäter entſchädigen."

Agenor dankte. Caverley, der dies mitangehört hatte, brach in ein Gelächter aus.

„Er betrügt Dich abermals," ſagte er leiſe zu dem jungen Manne. „Ich habe ſein Pferd geſehen, es iſt nicht ſo viel werth, als das Deinige. Das iſt offenbar

weder ein Ritter, noch ein Kaufmann, noch ein Jude; es ist ein Araber."

Der Prinz setzte sich ruhig an einen Tisch und hieß Musaron einen zweiten Vertrag, dem ersten ähnlich, abfassen, und als dieser abgefaßt war, zeichnete Agenor, der für den Prinzen Bürgschaft leistete, sein Kreuz darunter, wie er es bei dem seinigen gethan; dann, nachdem der Kapitän Caverley die Schrift mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit geprüft hatte, brach der Ritter nach Chalons auf, das man jenseits der Saone erblickte. Alles ging, wie es der Prinz gesagt hatte. Agenor fand im Sattel das lederne Säckchen und in dem ledernen Säckchen die Diamanten. Er verkaufte davon für zwölftausend Thaler, denn von Caverley völlig geplündert, mußte der Prinz seine Börse wieder füllen. Als er sodann nach dem Lager zurückkehrte, fand er den spanischen Kapitän, den ihm Don Enrique Transtamare bezeichnet hatte; er erzählte ihm das Ereigniß des Prinzen und ließ sich von ihm und seinen Leuten bis zu einem kleinen Walde begleiten, der ungefähr eine Viertelmeile von der Stelle des Lagers entfernt war; hier machten die Spanier Halt, und Agenor ritt weiter.

Die Dinge gingen auf eine noch redlichere Weise, als es der Ritter hoffte. Caverley zählte und überzählte seine Goldthaler, und stieß dabei schwere Seufzer aus, denn nun erst kam ihm der Gedanke, daß man hätte von einem Mann, der so rasch und pünktlich bezahlte, das Doppelte von dem, was er gefordert, verlangen können, und man würde es erhalten haben.

Doch man mußte sich entschließen und, da der Ritter sein Wort streng gehalten hatte, auch dem seinigen Genüge leisten.

Caverley ließ also die zwei jungen Leute sich entfernen, doch nicht ohne Agenor daran zu erinnern, daß er sich seiner Schuld gegen ihn noch nicht entledigt

habe, und daß er ihm seinerseits noch tausend Thaler und den Dienst für einen ganzen Feldzug schuldig sei.

„Ich hoffe, Ihr werdet nie zu diesem Banditen zurückkehren," sprach der Prinz, sobald sie frei waren.

„Ach!" erwiederte Agenor, „ich werde es wohl thun müssen."

„Ich bezahle Alles, was Ihr braucht, um Euch loszukaufen."

„Ihr werdet mein Wort nicht loskaufen, mein Prinz, und mein Wort ist gegeben."

„Bei Gott!" rief der Prinz, „ich habe das meinige nicht gegeben, und ich lasse Caverley hängen, so wahr wir Beide leben. Auf diese Art habe ich es nicht zu bedauren, daß ihm meine Thaler zukamen."

In diesem Augenblick kam man zu dem kleinen Walde, in welchem der spanische Kapitän mit seinen zwanzig Lanzen lag, und Enrique fand sich freudig, so wohlfeilen Kaufes losgekommen zu sein, endlich wieder mit seinen Freunden zusammen.

Dies war der Ausgang der schlimmen Angelegenheit des Prinzen und des Ritters, aus der sich der Prinz durch das Wort des Ritters gezogen hatte.

Agenor aber, der ohne Geld und ohne Freunde aufgebrochen war, hatte nun beinahe einen Schatz zu seiner Verfügung und zu seiner Beschützung einen Prinzen.

Musaron hielt hierüber tausend Abhandlungen, von denen die eine immer geistreicher war, als die andere; doch diese Abhandlungen, obwohl philosophisch, sind seit dem Alterthum zu sehr bekannt, als daß wir sie hier berichten sollten.

Er endigte seine Reden mit einer Frage, welche so wichtig ist, daß wir sie nicht mit Stillschweigen übergehen können.

„Hoher Herr," sagte er „ich begreife nicht, warum Ihr, da Ihr zwanzig Lanzen zu Eurer Verfügung hat-

tet, allein mit einem Knappen und nur zwei oder drei Dienern marschirt seid?"

„Mein Lieber," erwiederte der Prinz lachend, „dies geschah, weil der König Don Pedro, mein Bruder, auf allen Straßen, welche von Spanien nach Frankreich führen, Spione und Mörder geschickt hat. Ein glänzender Zug hätte mich erkenntlich gemacht, und ich wünschte das Incognito zu beobachten. Die Dunkelheit taugt mehr für mich als der helle Tag. Ueberdies soll man von mir sagen: „„Enrique ist aus Spanien mit drei Dienern weggegangen und ist mit einem ganzen Heere dahin zurückgekehrt. Don Pedro hatte im Gegentheil sein ganzes Heer in Spanien und ist allein daraus weggegangen."

„Brüder!..." murmelte Agenor, „Brüder!..."

„Mein Bruder hat meinen Bruder getödtet, und ich werde meinen Bruder rächen," entgegnete Enrique von Transtamare.

„Herr Ritter," sagte Musaron, einen Augenblick benützend, wo der Prinz mit seinem Lieutenant plauderte, „das ist ein Vorwand, den der edle Enrique von Transtamare nicht für zehntausend Thaler geben würde."

„Wie er dem tapferen Großmeister gleicht! Hast Du es bemerkt, Musaron?"

„Herr Ritter," erwiederte der Knappe, „Don Federigo war blond und dieser ist roth; das Auge des Großmeisters war schwarz, und dieser hat ein graues Auge; der eine hatte eine Adlernase, der andere hat einen Geierschnabel; der erste war schlank, der zweite ist mager; Don Federigo hatte Feuer auf den Wangen, der Prinz Enrique von Transtamare hat Blut; nicht Don Federigo gleicht er, sondern Don Pedro. Zwei Geier, Messire Agenor, zwei Geier."

„Das ist wahr," dachte Mauleon, „und sie schlagen sich auf dem Leibe der Taube."

Vierzehntes Kapitel.

Wie der Baſtard von Mauleon König Karl V. den Ring ſeiner Schwägerin, der Königin Blanche von Caſtilien, übergab.

Im Garten eines ſchönen Gebäudes, das ſich in der Rue Saint-Paul erhob, aber noch in mehreren ſeiner Theile unverändert war, ging ein Mann von fünfundzwanzig bis ſechsundzwanzig Jahren, gekleidet in eine lange Robe von dunkler Farbe, mit Umſchlägen von ſchwarzem Sammet, und am Leibe umſchloſſen von einer Schnur, deren Eicheln bis auf ſeine Füße herabfielen. Gegen die Gewohnheit der Zeit hatte dieſer Mann weder Degen, noch Dolch, noch irgend ein unterſcheidendes Merkmal des Adels. Der einzige Schmuck, den er trug, war ein kleiner Kranz von goldenen Lilien, der einen Kreis um eine von jenen ſchwarzen Sammetmützen bildete, welche der Mode des Chaperon vorhergegangen ſind. Dieſer Mann hatte alle Charaktere der reinen fränkiſchen Race; er hatte blonde Haare, zum Zeichen hoher Geburt viereckig geſchnitten, blaue Augen und einen kaſtanienbraunen Bart; auf ſeinem Geſichte, obgleich es das von uns genannte Alter angab, war keine Leidenſchaft ausgeprägt, und ſein ernſter Charakter bezeichnete den Mann der tiefen Gedanken und des langen Nachſinnens. Von Zeit zu Zeit blieb er ſtehen, ſein Haupt ſank auf ſeine Bruſt, und er überließ eine Hand zum Lecken zwei großen Windhunden, welche an ſeiner Seite gingen, ſtehen blieben, wenn er ſtehen blieb, und weiter ſchritten, wenn er weiter ſchritt.

In einiger Entfernung von diesem Mann lehnte an einem Baum und einen gehaubten Falken auf der Faust ein junger Page mit sorglosem Gesicht, der den Raubvogel neckte, in welchem man an seinen goldenen Schellen einen Lieblingsdiener erkennen konnte.

In der Ferne und an den entlegenen Stellen des Gartens hörte man die freudigen Gesänge der Vögel, welche von den Blumen und Bäumen der neuen königlichen Wohnstätte Besitz ergriffen, denn der Mann mit dem nachdenkenden Gesicht war kein Anderer, als der Regent Karl V., der das Königreich Frankreich regierte, während sein Vater, der König Johann, ein Sklave des gegebenen Wortes, als Gefangener in England verweilte, und der dieses schöne, neue Gebäude errichten ließ, um das Schloß des Louvre und den Palast der Cité zu ersetzen, wo der emsige Monarch, der einzige von den französischen Königen, den die Nachwelt den Weisen nennen sollte, bei seinen Studien nicht genug Einsamkeit und Ruhe fand.

In den Gängen sah man die zahlreiche Dienerschaft dieses prachtvollen Hauses hin und hergehen, und über dem ungeduldigen Geschrei des Falken, dem entfernten Gezwitscher der Vögel und dem Lärm der Worte, welche, sich durchkreuzend, die Diener austauschten, hörte man zuweilen wie einen rollenden Donner das Brüllen großer Löwen, welche König Johann von Afrika hatte kommen lassen, und die man in tiefen Gräben eingeschlossen hielt.

König Karl V. folgte einem Gange dieses Gartens und kehrte dann wieder um, wenn er zu einem gewissen Punkte gekommen war, um nicht die Thüre des Gebäudes, die auf sechs äußeren Stufen nach der Terrasse führte, nach der dieser Gang ausmündete, aus dem Gesichte zu verlieren.

Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und heftete die Augen auf diese Thüre, durch welche er Jemand zu erwarten schien, und obgleich diese Person wohl lebhaft ersehnt

war, setzte er, ohne daß sein Gesicht die geringste Ungeduld nach jedem vergeblichen Warten ausdrückte, seinen Spaziergang mit demselben Schritte und mit demselben tiefen Ernste wieder fort.

Endlich erschien oben auf der Freitreppe ein schwarzgekleideter Mann, der ein ebenholzenes Schreibzeug und Pergamente in der Hand hielt. Er überschaute mit einem Blick den Garten, in welchen er hinabsteigen wollte, und ging, als er den König gewahrte, gerade auf diesen zu.

„Ah! Ihr seid es, Doctor," sagte Karl ihm entgegenschreitend, „ich erwartete Euch; kommt Ihr aus dem Louvre?"

„Ja, Sire."

„Ist ein Bote von unseren Gesandtschaften zurückgekommen?"

„Niemand, es sind nur zwei Ritter, welche eine lange Reise gemacht zu haben scheinen, angekommen, und haben inständig um die Ehre gebeten, Eurer Hoheit vorgestellt zu werden, der sie, wie sie sagen, Dinge von der größten Wichtigkeit mittheilen müssen."

„Und was habt Ihr gethan?"

„Ich habe sie mitgebracht, und sie warten auf das Belieben des Königs in einem Saale des Hotel."

„Und keine Nachrichten von Seiner Heiligkeit dem Papste Urban V.?"

„Nein, Sire."

„Keine Nachrichten von Duguesclin, den ich an ihn abgeschickt habe?"

„Noch nicht, doch wir müssen ohne Verzug erhalten, da er Eurer Hoheit vor zehn Tagen schreiben ließ, er würde am andern Tag Avignon verlassen."

Der König blieb einen Augenblick nachdenkend und beinahe sorgenvoll; dann, als faßte er einen Entschluß, sagte er:

„Nun, Doctor, laßt die Depechen sehen."

Und ganz zitternd, als ob jeder neue Brief ihm

ein neues Unglück mittheilen müßte, setzte sich der König unter eine Laube, wo durch die Geißblattranken die Strahlen einer Augustsonne durchschienen.

Derjenige, welchen der König unter dem Namen Doctor bezeichnet hatte, öffnete ein Portefeuille, das er unter dem Arme trug, und zog daraus mehrere große Briefe hervor.

„Nun?“ fragte der König.

„Botschaft aus der Normandie; die Engländer haben eine Stadt und zwei Dörfer verbrannt.“

„Trotz des Friedens!“ murmelte der König, „trotz des Vertrags von Bretigny, der uns so theuer zu stehen gekommen ist!“

„Was werdet Ihr thun, Sire?“

„Ich werde Geld schicken.“

„Botschaft von Forez.“

„Laßt hören.“

„Die großen Compagnien haben die Ufer der Saone überfallen. Drei Städte sind geplündert worden, sie haben die Ernte auf dem Lande abgeschnitten, die Reben ausgerissen und das Vieh weggeführt. Man hat hundert Frauen verkauft.“

Der König verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

„Ist denn Jacob von Bourbon nicht dort?“ fragte er; „er versprach mir, mich aller dieser Räuber zu entledigen!“

„Wartet,“ sagte der Doctor, eine dritte Depeche öffnend. „Hier folgt ein Brief, worin von ihm die Rede ist. Er ist mit den großen Compagnien in Brignais zusammengetroffen, er hat ihnen eine Schlacht geliefert; doch . . .“

Der Doctor stockte und zögerte.

„Doch? . . .“ versetzte der König, indem er den Brief aus seinen Händen nahm. „Laßt sehen, was ist es?“

„Leset selbst, Sire.“

„Unterlegen und getödtet!“ murmelte der König,

„ein Prinz vom Hause Frankreich getödtet und erwürgt von Banditen! Und unser heiliger Vater antwortet mir nicht. Die Entfernung von Avignon bis hieher ist doch nicht groß.“

„Was befehlt Ihr, Sire?“ fragte der Doctor.

„Nichts; was soll ich in Abwesenheit von Duguesclin befehlen? Ist nicht unter dem Allem ein Bote von meinem Bruder dem König von Ungarn gekommen?“

„Nein, Sire,“ antwortete schüchtern der Doctor, als er sah, daß die Last dieser Unfälle das königliche Haupt immer schwerer bedrückte.

„Und die Bretagne?“

„Immer noch in vollem Kriege begriffen: der Graf von Montfort hat Vortheile errungen.“

Karl V. schlug einen weniger verzweifelten, als träumerischen Blick zum Himmel auf und sprach mit leiser Stimme:

„Großer Gott! solltest Du Dein Frankreich verlassen? Mein Vater war ein guter König, doch zu kriegerisch; ich habe fromm gelebt, o Gott, ich habe stets das Blut Deiner Geschöpfe zu schonen gesucht, denn ich betrachtete diejenigen, über welche Du mich gestellt, als Menschen, von denen ich Dir Rechenschaft geben müßte, und nicht als Sklaven, deren Blut nach meiner Laune fließen könnte. Und dennoch hat mir Niemand für meine Menschlichkeit Dank gewußt, nicht einmal Du, mein Gott. Ich will der Barbarei, welche die Welt nach dem Chaos zurückweichen macht, einen Damm setzen. Die Absicht ist gut, dessen bin ich sicher, doch Niemand hilft mir, Niemand versteht mich.“

Und der König ließ sein träumerisches Haupt wieder auf seine Hand fallen.

In diesem Augenblick vernahm man einen gewaltigen Lärmen von Trompeten und Ausrufungen, welche die Straßen durchliefen und bis an das zerstreute Ohr des Königs schollen. Der Page hörte auf den Falken zu reizen und befragte den Doctor mit dem Auge.

„Seht, was es ist," sagte der Doctor. „Sire," fügte er, sich an den König wendend, bei, „hört Ihr diese Fanfaren?"

„Ich spreche zum Himmel von Frieden und Philosophie und er antwortet mir Krieg und Gewaltthat."

„Sire," sprach der Page herbeilaufend, „es ist Messire Bertrand Duguesclin, der von Avignon zurückkehrt und in die Stadt einzieht."

„Er sei willkommen," sprach der König, und mit sich selber redend, flüsterte er, „obgleich er mit mehr Lärmen kommt, als mir lieb ist."

Und er stand rasch auf, um ihm entgegenzugehen; doch ehe er das Ende der Allee erreicht hatte, erschien eine lange Linie von Menschen unter dem Gewölbe und strömte durch das Gartenthor herein: dies waren die Leibwachen, die Ritter und das Volk, bebend vor Freude und einen Mann von mittlerem Wuchse, mit großem Kopf, breiten Schultern und durch die Gewohnheit, zu reiten, gebogenen Beinen umgebend.

Dieser Mann war Messire Bertrand Duguesclin, der mit seinem gewöhnlichen, aber sanften Gesichte und seinen gescheiten Augen lächelte und dem Volke, den Leibwachen und den Rittern, die ihn mit Segnungen überhäuften, dankte.

In diesem Augenblick erschien der König am Ende der Allee; Alle verbeugten sich und Bertrand Duguesclin stieg rasch die Stufen hinab, um dem König seine Huldigung darzubringen.

„Man wirft sich vor mir nieder," murmelte Karl, „doch man lächelt Duguesclin zu; man achtet mich, aber man liebt ihn. Dies geschieht, weil er das Bild jenes falschen Ruhmes ist, der so mächtig wirkt bei allen gemeinen Geistern, und weil ich für sie den Frieden darstelle, das heißt, für ihre kurzsichtigen Blicke, die Schmach und die Unterwürfigkeit. Diese Leute gehören ihrem Jahrhundert an, ich gehöre dem meinigen nicht an, und

ich würde sie alle eher ins Grab legen, als sie zu einer Aenderung veranlassen, welche weder ihrem Geschmack, noch ihren Gewohnheiten entspricht. Doch wenn mir Gott die Kraft verleiht, werde ich ausdauern."

Dann heftete er seinen ruhigen, wohlwollenden Blick auf den Ritter, der ein Knie vor ihm auf die Erde setzte, und sprach laut, indem er ihm die Hand mit einer Anmuth reichte, die seiner Person wie ein natürlicher Wohlgeruch entströmte:

„Seid willkommen."

Duguesclin drückte seine Lippen auf die erhabene Hand.

„Edler König," sprach der Ritter aufstehend, „hier bin ich. Ich habe mich beeilt, wie Ihr seht, und bringe Neuigkeiten."

„Gute?" fragte der König.

„Sehr gute, ja, Sire. Ich habe dreitausend Lanzen angeworben."

Das Volk brach in Freudenschreie als, als es hörte, welche Verstärkung ihm unter Anführung eines so tapferen Generals zukam.

„Das ist gut, erwiederte Karl, der der Freude, welche die Worte von Duguesclin in der bewundernden Versammlung erregt hatten, nicht entgegentreten wollte.

Dann sagte er mit leiser Stimme:

„Ach! Messire, Ihr hättet nicht dreitausend Lanzen anwerben, sondern eher sechstausend unterdrücken sollen. Wir werden immer noch genug Soldaten haben, wenn wir sie anzuwenden wissen."

Und er nahm den Arm des guten Ritters, der über diese Ehre ganz erstaunt war, stieg die Stufen hinauf und durchschritt die Menge des Volkes, der Höflinge, der Leibwachen, der Ritter und Frauen, die, als sie sah, welches gute Einverständniß zwischen dem König und dem General herrschte, auf den sie ihre Hoffnungen gesetzt, jauchzte, daß die Gewölbe zitterten.

Karl V. grüßte Jedermann mit der Hand und mit

einem Lächeln, und führte den bretagnischen Ritter in eine große Gallerie, welche später zum Ertheilen der Audienzen bestimmt war und an seine Wohnung stieß. Das Geschrei der Menge folgte ihm dahin, und man hörte es noch, als der König schon die Thüre hinter sich geschlossen hatte.

„Sire," sprach Bertrand ganz freudig, „mit der Hülfe des Himmels und der Liebe dieser braven Leute werden wir Euer ganzes Erbe wiedererlangen, und ich bin überzeugt, daß in zwei Jahren eines gut geführten Krieges . . ."

„Aber um Krieg zu führen, Bertrand, braucht man Geld, viel Geld, und wir haben keines."

„Bah! Sire, mit einer kleinen Auflage auf die Felder . . ."

„Es gibt keine Felder mehr, mein Freund: die Engländer haben Alles verheert, und unsere guten Verbündeten haben vollends verschlungen, was der Engländer verschonte."

„Sire, Ihr legt eine Steuer von einem Franken für den Kopf auf jedes Mitglied der Geistlichkeit, und erhebt einen Zehnten von ihren Gütern: die Geistlichen erheben diesen Zehenten schon lange genug von den unserigen."

„Gerade deshalb schickte ich Euch zu unserem heiligen Vater dem Papst Urban V.," sagte der König; „gibt er uns Vollmacht, diesen Zehenten zu erheben?"

„Oh! ganz im Gegentheil," erwiederte Bertrand, „denn er beklagt sich über die Armuth der Geistlichkeit und verlangt Geld."

„Ihr seht wohl, mein Freund," sagte der König mit einem traurigen Lächeln, „auf dieser Seite ist nichts zu machen."

„Ja, Sire; doch er bewilligt Euch eine große Gunst."

„Jede Gunst, welche viel kostet, Bertrand, ist keine Gunst mehr für einen König, dessen Kassen leer sind."

„Sire, er bewilligt sie unentgeldlich.“

„So sprecht geschwinde, was für eine Gunst ist es?“

„Sire, die Geißel Frankreichs sind in diesem Augenblick die großen Compagnien, nicht wahr?“

„Ja, gewiß; hat der Papst ein Mittel gefunden, sie zu verabschieden?“

„Nein, Sire, das übersteigt seine Gewalt, doch er hat sie excommunicirt.“

„Ah! damit macht er uns den Garaus!“ rief der König, während Bertrand, der ihm diese Neuigkeit mit triumphirender Miene verkündigt hatte, nicht mehr wußte, was er denken sollte; „aus Räubern werden sie Mörder werden, aus Wölfen werden sie sich zu Tigern machen; es gab vielleicht noch Einige unter ihnen, welche Gott fürchteten, und diese hielten die Andern im Zügel. Nun werden sie nichts mehr zu fürchten haben und nichts mehr schonen. Wir sind verloren, mein armer Bertrand!“

Der würdige Ritter kannte die tiefe Weisheit und den scharfen Geist des Königs. Er hatte die bei einem Mann von geringerem Scharfsinn kostbare Eigenschaft, daß er ein dem seinigen überlegenes Urtheil achtete; er dachte nach, und sein gesunder Verstand zeigte ihm, daß der König richtig errathen hatte.

„Es ist wahr,“ sagte er, „sie werden lachen, wenn sie erfahren, daß unser heiliger Vater der Papst sie wie Christen behandelt hat, und sie werden uns wie Mahometaner und Juden behandeln.“

„Du siehst wohl, in was für einer ärgerlichen Lage wir uns befinden, mein lieber Bertrand.“

„Daran hatte ich in der That nicht gedacht, und ich glaubte Euch eine gute Nachricht zu überbringen. Soll ich zum Papst zurückkehren und ihm sagen, er möge sich nicht beeilen?“

„Ich danke, Bertrand,“ erwiederte der König.

„Entschuldigt mich, Sire,“ sprach Bertrand. „Ich muß gestehen, ich bin ein schlechter Botschafter. Mein

Geschäft ist es, zu Pferde zu steigen und anzugreifen, wenn Ihr mir sagt: „„Steige zu Pferde, Guesclin, und greif' an.““ Doch bei allen Fragen, bei welchen man mit Federstrichen statt mit Schwertstreichen streitet, Sire, bin ich ein armseliger Politiker."

„Und dennoch wäre nichts verloren, wenn Du mir helfen wolltest, mein lieber Bertrand."

„Wie, wenn ich Euch helfen wollte, Sire!" rief Duguesclin; „ich glaube wohl, daß ich will! Meinen Arm, mein Schwert, meinen Leib, Alles stelle ich zu Eurer Verfügung."

„Oh! Du wirst mich nicht verstehen können," sagte der König mit einem Seufzer.

„Ah! Sire, das ist wohl möglich, mein Kopf ist etwas hart, was übrigens ein großes Glück für mich ist, denn ich habe so viele Hiebe darauf bekommen, daß er, wenn ihn die Natur nicht so geschaffen hätte, heute bedeutend beschädigt wäre."

„Ich hatte Unrecht, zu sagen, Du könntest mich nicht verstehen, mein lieber Bertrand; ich hätte sagen müssen, Du würdest mich nicht verstehen wollen."

„Ich würde nicht wollen?" versetzte Bertrand erstaunt. „Und wie könnte ich etwas nicht wollen, was mein König will?"

„Ei! mein lieber Bertrand, weil wir in der Regel nur die Dinge wollen, welche in unserer Natur, in unseren Gewohnheiten oder in unseren Neigungen liegen, und weil das, was ich von Dir zu verlangen habe, Dir beim ersten Anblick sonderbar und sogar seltsam vorkommen wird."

„Sprecht immerhin, Sire."

„Bertrand," sagte der König, „Du kennst unsere Geschichte, nicht wahr?"

„Nicht genau, Sire," erwiederte Duguesclin; „ein wenig die von Bretagne, weil das mein Vaterland ist."

„Doch Du hast von allen den großen Niederlagen

ſprechen hören, welche das Königreich Frankreich zu wiederholten Malen bis auf zwei Finger breit an den Rand ſeines Untergangs gebracht haben."

„Was das betrifft, ja, Sire. Eure Majeſtät meint ohne Zweifel die Schlacht von Courtrai, zum Beiſpiel, wo der Graf von Artois getödtet worden iſt, die Schlacht von Crécy, wo König Philipp von Valois ſich nur mit ſieben von ſeinen Leuten flüchtete, und endlich die Schlacht von Poitiers, wo König Johann zum Gefangenen gemacht worden iſt?"

„Nun wohl, Bertrand," ſagte der König, „haſt Du je über die Urſachen nachgedacht, welche den Verluſt dieſer Schlachten herbeiführten?"

„Nein, Sire; ich denke ſo wenig als möglich nach: das ermüdet mich."

„Ja, ich begreife das wohl; doch ich habe über dieſe Urſache nachgedacht, und ſie gefunden."

„Wahrhaftig!"

„Ja, und ich will ſie Dir ſagen."

„Ich höre, Sire."

„Haſt Du bemerkt, daß die Franzoſen, ſobald ſie in der Schlacht ſind, ſtatt ſich wie die Flamänder hinter ihren Piken, oder wie die Engländer hinter ihren Pfählen zu verſchanzen, und ſtatt ihren Vortheil zu benützen, wenn ihnen der Augenblick günſtig dünkt, Alle untereinander nach Belieben angreifen, ohne ſich um das Terrain zu bekümmern, wobei Jeder nur darauf bedacht iſt, daß er zuerſt ankommt und die größten Hiebe thut? Daraus entſteht ein Mangel an aller Einheit, denn Jeder gehorcht nur ſeinem Willen, folgt nur einem Geſetze, dem ſeiner Laune, hört nur auf eine Stimme, der, welche ihm vorwärts zuruft. So kommt es, daß die Flamänder und die Engländer, was ernſte und disciplinirte Völker ſind, welche der Stimme eines einzigen Führers gehorchen, zu rechter Zeit angreifen und uns beinahe immer auf das Haupt ſchlagen."

„Es iſt wahr," ſagte Duguesclin, „es geht aller-

dings so, doch welches Mittel hat man, um die Franzosen vom Angriff abzuhalten, wenn sie den Feind vor sich sehen?"

„Dahin müßte man es aber gerade bringen, mein guter Duguesclin."

„Das wäre noch möglich," sagte der Ritter, „wenn sich der König an unsere Spitze stellte. Vielleicht würde man dann auf seine Stimme hören."

„Du täuschest Dich, mein guter Bertrand; man weiß, daß ich friedlicher Natur, und darin ganz verschieden von meinem Vater Johann und meinem Bruder Philipp bin. Wenn ich nicht auf den Feind losmarschirte, würde man glauben, es geschehe aus Furcht, denn die Könige von Frankreich pflegen immer dahin zu marschiren, wo der Feind ist; es könnte also nur ein anerkannter Ruf, ein gegründetes, fleckenloses Ansehen ein solches Wunder bewirken! Bertrand Duguesclin also, wenn er es wollte."

„Ich, Sire!" rief der Ritter, den König mit großen verwunderten Augen anschauend.

„Ja, Du, nur Du allein, denn man weiß, Gott sei Dank! daß Du die Gefahr liebst, und wenn Du ihr ausweichen würdest, so könnte nicht ein Mensch argwöhnen, es geschehe aus Furcht."

„Sire, was Ihr da sagt, ist gut für mich, aber wer würde alle diese Edelleute, alle diese Ritter zum Gehorsam bringen?"

„Du, Bertrand."

„Ich! Sire," erwiederte der Ritter den Kopf schüttelnd, „ich bin ein sehr kleiner Geselle, um unserem ganzen Adel, von dem die Hälfte edler ist, als ich, Befehle zu geben."

„Bertrand, wenn Du mich unterstützen wolltest, wenn Du mir dienen wolltest, wenn Du mich verstehen wolltest, würde ich Dich mit einem Wort größer machen, als alle diese Leute."

„Ihr, Sire?"

„Ja, ich," sagte Karl V.

„Und was würdet Ihr denn aus mir machen?"

„Ich würde Dich zum Connetable machen."

Bertrand entgegnete lachend:

„Eure Hoheit spottet meiner."

„Nein, Bertrand, ich spreche im Gegentheil im Ernst."

„Aber, Sire, das Schwert mit der Klinge, worauf die Lilien eingegraben, glänzt gewöhnlich nur in beinahe königlichen Händen."

„Das ist gerade das Unglück der Nation, denn die Prinzen, welche dieses Schwert empfangen, empfangen es als eine Apanage ihres Ranges, und nicht als eine Belohnung für ihre Dienste; da sie dieses Schwert gleichsam ihrer Geburt, und nicht den Händen ihres Königs zu verdanken haben, so vergessen sie die Pflichten, die es ihnen auferlegt, während Du, so oft Du dieses Schwert aus der Scheide ziehst, an Deinen König, der es Dir gegeben, und an das denken wirst, was er Dir bei der Uebergabe desselben empfohlen hat."

„Es ist wahr, Sire," sagte Duguesclin, „wenn mir je eine solche Ehre zu Theil würde . . . doch nein, das ist unmöglich."

„Wie! unmöglich?"

„Ja! ja! das würde Eurer Hoheit nur schaden. Und man würde mir nicht gehorchen wollen, da ich nicht hinreichend vornehmer Herr bin."

„Gehorche nur mir," erwiederte Karl, indem er seinem Gesichte den Ausdruck eines festen Willens gab, „gehorche mir, und ich übernehme es, Dir Gehorsam zu verschaffen."

Duguesclin schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Höre, Duguesclin," fuhr Karl fort, „glaubst Du, daß wir geschlagen werden, weil wir zu tapfer sind?"

„Meiner Treue," erwiederte Duguesclin, „ich gestehe, ich habe nie darüber nachgedacht; doch wenn ich

es bedenke, glaube ich, daß ich der Ansicht Eurer Hoheit bin."

„Nun wohl, mein lieber Bertrand, so wird Alles gut gehen. Man muß es nicht versuchen, die Engländer zu schlagen, man muß es versuchen, sie zu verjagen; und zu diesem Ende keine Schlacht, Duguesclin, keine Schlacht: Kämpfe, Gefechte, Scharmützel, und nicht mehr. Man muß die Feinde im Einzelnen aufreiben, Einen um den Andern, an der Ecke der Wälder, beim Uebergang über die Flüsse, in den Dörfern, wo sie sich verspäten; dies wird länger dauern, ich sehe es wohl; aber es wird sicherer sein."

„Ei! mein Gott, ja, ich weiß es; doch nie wird Euer Adel einen solchen Krieg führen wollen."

„Bei der heiligen Dreieinigkeit! er wird es thun müssen, wenn es zwei Menschen gibt, welche dasselbe wollen, und diese zwei Menschen König Karl V. und der Connetable Duguesclin sind."

„Hiezu müßte der Connetable Duguesclin dieselbe Macht haben, wie König Karl V."

„Du wirst dieselbe haben, Bertrand; ich trete Dir mein Recht über Leben und Tod ab."

„Ueber die Bauern, gut, doch über die Edelleute?"

„Ueber die Edelleute."

„Bedenkt, Sire, daß es Prinzen im Heere gibt."

„Ueber die Prinzen, über die Edelleute, über alle Welt. Duguesclin, höre, ich habe drei Brüder, die Herzoge von Anjou, von Burgund und von Berry. Ich mache aus ihnen nicht Deine Lieutenants, sondern Deine Soldaten; sie werden den andern Edelleuten den Gehorsam verleihen, und wenn sich einer derselben dagegen verfehlt, so läßest Du ihn auf dem Platze, wo er gefehlt hat, niederknieen, Du läßest den Henker kommen und ihm als einem Verräther den Kopf abschlagen."

Duguesclin schaute den König voll Erstaunen an. Nie hatte er diesen so guten und so sanften Fürsten mit einer solchen Heftigkeit sprechen hören.

Der König bestätigte mit dem Blick, was er mit dem Mund gesagt hatte.

„Ah! Sire," sprach Duguesclin, „wenn Ihr solche Mittel zu meiner Verfügung stellt, so werde ich gehorchen und einen Versuch machen."

„Ja, mein guter Duguesclin," sagte der König, indem er seine beiden Hände auf die Schultern des Ritters legte: „ja, Du wirst den Versuch machen, und es wird Dir gelingen; und ich werde mich mittlerweile mit den Finanzen beschäftigen, ich werde Geld in die Sparkassen schaffen, mein Schloß Bastille vollends aufbauen, die Mauern von Paris erheben, oder vielmehr eine neue Ringmauer ziehen. Ich werde eine Bibliothek gründen, denn damit ist nicht Alles gethan, daß man den Leib der Menschen nährt, man muß auch ihren Geist nähren. Wir sind Barbaren, Duguesclin, wir beschäftigen uns nur damit, daß wir den Rost von unsern Panzern scheuern, ohne daß wir daran denken, auch den unseres Geistes verschwinden zu machen. Diese Mauren, welche wir verachten, sind unsere Herren; sie haben Geschichtschreiber, sie haben Gesetzgeber, während wir nichts von Allem dem haben."

„Das ist wahr, Sire," sagte Duguesclin, „doch mir scheint, daß wir so auch zufrieden sind."

„Ja, wie die Engländer mit dem Mangel an Sonne zufrieden sind, weil sie es nicht anders machen können; doch damit ist nicht gesagt, daß der Nebel der reinen Luft an Werth gleichkomme; der gute Gott verleihe mir nur das Leben und Dir, Duguesclin, guten Muth, und wir Beide werden Frankreich Alles geben, was ihm fehlt, und um ihm Alles zu geben, was ihm fehlt, müssen wir ihm vor Allem den Frieden geben."

„Und besonders die Mittel finden, es von den großen Compagnien zu befreien, Mittel, die uns nur ein Wunder allein bieten kann."

„Dieses Wunder wird Gott verrichten," sprach der König. „Wir sind Beide zu gute Christen und haben

Beide zu gute Absichten, als daß er uns nicht unterstützen sollte."

In diesem Augenblick wagte es der Doctor, die Thüre zu öffnen.

„Sire," sagte er, „Eure Hoheit vergißt die zwei Ritter."

„Ah! das ist wahr!" rief der König. „Aber seht Ihr, Doctor, Duguesclin und ich waren gerade im Zuge, aus Frankreich das erste Land der Welt zu machen ... Laßt sie nun eintreten."

Die zwei Ritter wurden sogleich eingeführt. Der König ging ihnen entgegen. Nur der Eine hatte sein Visir aufgeschlagen. Der König kannte ihn nicht; das Lächeln, mit dem er ihn empfing, war aber darum nicht minder wohlwollend.

„Ihr habt mich zu sprechen verlangt, Ritter, und man hat beigefügt, es wäre in einer wichtigen Angelegenheit."

„Das ist wahr, Sire," antwortete der junge Mann.

„Seid also willkommen," sprach Karl.

„Beeilt Euch nicht zu sehr, mir den Willkomm zu wünschen, mein König," sagte der Ritter, „denn ich überbringe Euch eine traurige Nachricht."

Ein schwermüthiges Lächeln schwebte über die Lippen von Karl.

„Eine traurige Nachricht!" rief er; „seit langer Zeit empfange ich keine andere. Doch wir gehören nicht zu denjenigen, welche die Botschaft mit dem Boten verwechseln. Sprecht also, Ritter."

„Ach! Sire."

„Von welchem Lande kommt Ihr?"

„Von Spanien."

„Seit geraumer Zeit erwarten wir nichts Gutes mehr von dieser Seite; Ihr überrascht uns also nicht, was Ihr uns auch sagen dürftet."

„Sire, der König von Caſtilien hat die Schweſter unſerer Königin ſterben laſſen.“

Karl machte eine Bewegung des Schreckens. Der Ritter fuhr fort:

„Er hat ſie durch Mord getödtet, nachdem er ſie zuvor durch Verleumdung entehrt.“

„Getödtet! getödtet! meine Schwägerin getödtet!“ ſprach der König erbleichend; „das iſt unmöglich.“

Der Ritter, der niedergekniet war, ſtand ungeſtüm auf und ſprach mit zitternder Stimme:

„Sire, es iſt ſchlimm von einem König, auf dieſe Art einen guten Edelmann zu beleidigen, der ſo viel gelitten hat, um ſeinem Fürſten einen Dienſt zu leiſten. Da Ihr mir nicht glauben wollt, ſo nehmt hier den Ring der Königin; vielleicht werdet Ihr ihm mehr glauben, als mir.“

Karl V. nahm den Ring, betrachtete ihn lange Zeit, und allmälig ſchwoll ſeine Bruſt an, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen.

„Ach! ach!“ ſagte er, „er iſt es, ich erkenne ihn, denn ich habe ihr denſelben gegeben. Nun, Bertrand, hörſt Du? Auch noch dieſer Schlag,“ fügte er ſich gegen Dugueſclin umwendend bei.

„Sire,“ ſprach der gute Ritter, „Ihr ſeid dem braven jungen Mann für das Wort, das Ihr ihm geſagt, ein Bedauern ſchuldig.“

„Ja,“ erwiederte Karl, „ja; doch er wird mir verzeihen, denn ich bin vom Schmerz niedergebeugt, und wollte Anfangs nicht glauben, und glaube jetzt noch nicht.“

In dieſem Augenblick näherte ſich der zweite Ritter, ſchlug ſein Helmviſir auf und ſprach:

„Und mir, Sire, werdet Ihr mir glauben, wenn ich Euch daſſelbe ſage, wie er? Werdet Ihr mir glauben, der ich bei Euch das Ritterthum gelernt habe, mir, der ich ein Kind des Hofes von Frankreich bin, mir, der ich Euch ſo ſehr geliebt habe?“

„Mein Sohn, mein Sohn Enrique!“ rief Karl: „Enrique von Transtamare! Oh! in meinem Elend kommst Du, um mich wiederzusehen, ich danke Dir!“

„Ich komme, Sire,“ erwiederte der Prinz, „um mit Euch den grausamen Tod der Königin von Castilien zu beweinen. Ich komme, um mich unter Eurem Schilde in Sicherheit zu stellen, denn wie Don Pedro Eure Schwägerin Dona Blanche getödtet hat, so hat er auch meinen Bruder Don Federigo getödtet.“

Bertrand Duguesclin erröthete vor Zorn, das vertilgende Feuer glänzte in seinen Augen und er rief:

„Das ist ein abscheulicher Fürst, und wenn ich König wäre . . .“

„Nun, was würdest Du thun?“ sagte Karl, indem er sich rasch gegen ihn umwandte.

„Sire,“ sprach Enrique, der immer noch kniete, „beschützt mich, Sire, rettet mich.“

„Ich werde es versuchen,“ erwiederte Karl V.; „doch woher kommt es, daß Du, ein Spanier, der aus Spanien erscheint, Du, der Du so tief bei dieser ganzen Angelegenheit interessirt bist, woher kommt es, daß Du Dich verbargst, während dieser Ritter auf mich zutrat, daß Du schwiegst, während er sprach?“

„Sire,“ antwortete Enrique, „davon, daß dieser Ritter, den ich Euch als einen der edelsten und rechtschaffensten, die ich kenne, empfehle, daß dieser Ritter, sage ich, mir einen ausgezeichneten Dienst geleistet hat, und es folglich ganz einfach war, daß ich ihm die wohlverdiente Ehre, zuerst zu sprechen, überließ. Er hat mich aus den Händen eines Compagnickapitäns losgekauft; er ist mir ein redlicher Gefährte gewesen, und dann konnte Niemand in der Welt besser, als dieser Ritter, zum König von Frankreich sprechen, denn er hat die Königin von Castilien verscheiden sehen, denn er hat das blutige Haupt meines unglücklichen Bruders berührt.“

Bei dieſen Worten, welche Enrique durch Schluchzen und Thränen unterbrach, ſchien Karl V. vom Schmerz zerriſſen, und Bertrand Dugueſclin ſtampfte heftig mit dem Fuß auf die Erde.

Durch den Panzerhandſchuh, mit dem er ſeine Augen bedeckte, beobachtete Enrique aufmerkſam, welche Wirkung ſeine Worte hervorbrachten. Dieſe Wirkung überſtieg ſeine Hoffnung.

„Nun!“ ſprach der König von Zorn entbrannt, „das iſt eine Erzählung, welche meinem Volke mitgetheilt werden ſoll, und Gott ſtrafe mich, wenn ich nicht meinerſeits den Kriegsdämon entfeſſele, welchen ich ſo lange in ſeiner Höhle gekettet gehalten habe. Ja, ich werde dabei ſterben, ja, ich werde auf dem Leichnam meines letzten Dieners fallen! Ganz Frankreich wird verſchlungen werden, doch Blanche ſoll gerächt ſein!“

Doch je mehr Karl V. ſich belebte, deſto nachdenkender wurde Bertrand.

„Ein König wie Don Pedro ſchändet den Thron Caſtiliens!“ ſprach Enrique.

„Marſchall,“ ſagte Karl V., indem er ſich an Bertrand wandte, „nun werden uns Eure dreitauſend Lanzen nützlich ſein!“

„Ich hatte ſie für Frankreich angeworben, und nicht, um über das Gebirg zu ziehen,“ erwiederte Dugueſclin. „Das wird ſehr viel Krieg zugleich für uns ſein! Was mir Eure Hoheit ſo eben geſagt hat, machte mich nachdenken, während wir in Spanien Krieg führen, Sire, wird der Engländer nach Frankreich zurückkehren und ſich mit den großen Compagnien verbinden.“

„Dann werden wir unterliegen,“ ſprach der König. „Gott will es ohne Zweifel ſo und dabei müſſen die Geſchicke des Reiches ſtehen bleiben! Doch man wird erfahren, warum König Karl ſein Glück hat untergehen laſſen. Die Völker werden niederſinken, doch ſie werden wenigſtens für eine Sache geſtorben ſein, welche viel

gerechter und viel wichtiger ist, als der Besitz eines Stückes Land oder eine Botschafterstreitigkeit."

„Ah!" versetzte Bertrand, „wenn Ihr Geld hättet, Sire."

„Ich habe!" sprach der König mit leiser Stimme und als hätte er befürchtet, man könnte ihn außerhalb des Gemaches hören. „Doch mit Geld werden wir weder meiner Schwägerin, noch seinem Bruder das Leben wiedergeben."

„Das ist wahr, Sire," sprach Duguesclin, „aber wir werden sie rächen, und zwar ohne Frankreich zu entblößen."

„Erkläre Dich," sprach Karl.

„Das werde ich," erwiederte Bertrand. „Mit Geld werben wir die Kapitäne von einigen Compagnien an. Es sind Teufel, denen wenig daran liegt, ob sie sich schlagen, wenn sie sich nur für Geld schlagen."

„Wenn Eure Hoheit mir ein einziges Wort zu sagen erlauben wollte," äußerte Mauleon schüchtern . . .

„Höret ihn, Sire," sprach Enrique, „denn trotz seiner Jugend ist er ebenso weise, als brav und redlich."

„Sprecht," sagte Karl.

„Ich glaube begriffen zu haben, Sire, daß diese Compagnien Euch zur Last sind."

„Sie verheeren das Königreich, Ritter, sie richten meine Unterthanen zu Grunde."

„Nun wohl, vielleicht gäbe es, wie Messire Duguesclin gesagt hat, ein Mittel, Euch von ihnen zu befreien."

„Oh! sprecht, sprecht!" rief der König.

„Sire, alle diese Banden versammeln sich in diesem Augenblick an der Saone. Als ausgehungerte Raben, welche keine Beute mehr in einem durch den Krieg zu Grunde gerichteten Staat sehen, werden sie sich dem ersten Köder zuwenden, der sich ihnen bietet. Messire Duguesclin, die Blüthe der Ritterschaft, er, den der letzte derselben kennt und ehrt, stellte sich an ihre Spitze und

führe sie nach Castilien, wo es so viel zu rauben und zu brennen gibt, und Ihr werdet sie auf das Wort dieses großen Feldherrn ihre Banner erheben und bis auf den letzten Mann zu diesem neuen Kreuzzuge aufbrechen sehen."

„Doch ist nicht Gefahr, wenn ich gehe, daß sie mich behalten und Lösegeld bezahlen lassen?" entgegnete Bertrand. „Ich bin nur ein armer bretagnischer Edelmann."

„Ja," sagte Karl; „aber Du hast Könige zu Freunden."

„Und ich," sprach Mauleon, „ich biete mich demüthig an, Eure Herrlichkeit bei dem furchtbarsten von ihnen, bei Sire Hugo von Caverley einzuführen."

„Was seid Ihr denn?" fragte Bertrand.

„Nichts, Messire, oder wenigstens beinahe nichts; doch ich bin in die Hände der Banditen gefallen, und habe sie mein Wort achten gelehrt; denn auf mein Wort ließen sie mich frei, und wenn ich von Eurer Hoheit scheide, so geschieht es, um ihnen tausend Thaler zu bringen, die ich ihnen schuldig bin und die mir der Prinz Enrique großmüthig geschenkt hat, und um ein Jahr in ihrer Compagnie zu dienen."

„Ihr, unter diesen Banditen!" rief Duguesclin.

„Messire," erwiederte Mauleon, „ich habe mein Wort verpfändet, und nur unter dieser Bedingung entließen sie mich aus ihren Händen; sobald Ihr übrigens befehlt, werden es keine Banditen mehr sein, sondern Soldaten."

„Und Ihr glaubt, sie werden abgehen?" sagte der König von Hoffnung belebt; „Ihr glaubt, sie werden Frankreich verlassen? Ihr glaubt, sie werden einwilligen, das Königreich aufzugeben?"

„Sire," antwortete Mauleon, „ich bin dessen, was ich sage, sicher, und es sind dies fünf und zwanzigtausend Soldaten für Euch."

„Und ich werde sie so fern führen," sprach

Duguesclin, „daß nicht Einer nach Frankreich zurückkehrt, das schwöre ich Euch, mein guter König; sie wollen den Krieg, nun wohl, bei Gott! man wird ihnen den Krieg geben.“

„Das war meine Meinung,“ sprach Mauleon, „und Messire Bertrand hat meinen Gedanken vervollständigt.“

„Aber wer seid Ihr denn?“ fragte der König, indem er den jungen Mann voll Erstaunen anschaute.

„Sire,“ antwortete Agenor, „ich bin ein einfacher Edelmann aus Bigorre, im Dienste von einer der Compagnien, wie ich Eurer Hoheit gesagt habe.“

„Seit wie lange?“ fragte der König.

„Seit vier Tagen, Sire.“

„Und wie seid Ihr hiezu gekommen?“

„Erzählt das, Ritter,“ sagte Enrique; „Ihr kennt dabei nur gewinnen.“

Mauleon erzählte dem König Karl V. und Messire Bertrand Duguesclin die Geschichte seines Vertrags mit Caverley, so daß der König, der sich auf die Weisheit verstand, und der Marschall, der sich auf das Ritterthum verstand, ganz darüber entzückt waren.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie der Bastard von Mauleon zu dem Kapitän Hugo von Caverley zurückkehrte und was daraus erfolgte.

Karl V. war ein zu weiser Fürst und hatte zu oft über die Angelegenheiten des Königreichs nachgedacht,

um nicht mit dem ersten Blicke das Resultat zu erschauen, das er aus der Lage der Dinge ziehen könnte, wenn die Ereignisse sich so gestalten würden, wie sie Mauleon vorzubereiten sich anheischig gemacht hatte. Der Unterstützung der großen Compagnien, dieser Geißeln, mit denen sie das Land verheerend durchzogen, beraubt, würden sich die Engländer genöthigt sehen, Truppen zu bezahlen, um diejenigen zu ersetzen, welche sich ganz allein bezahlten und für ihre Rechnung einen Gewinn bringenden Krieg führten, der das Reich zu Grunde richtete. Es müßte daraus ein Waffenstillstand für Frankreich erfolgen, während dessen Dauer neue Institutionen den Franzosen ein wenig Ruhe geben würden, und die dem König große Arbeiten auszuführen erlaubte, die er für die Verschönerung von Paris und für die Verbesserung der Finanzen begonnen hatte.

Was den Krieg in Spanien betrifft, so sah Dugueselin nicht, daß sich ihm große Hindernisse entgegenstellten. Die französische Ritterschaft war an Stärke und Taktik allen Rittern der Welt überlegen. Die Castilianer mußten also geschlagen werden; überdies gedachte Bertrand einen guten Handel mit diesen Compagnien zu machen, denn er wußte, daß, je theurer er den Sieg bezahlen müßte, desto vortheilhafter dieser Sieg für Frankreich sein würde, und daß er, je mehr er Leichen auf dem spanischen Schlachtfelde ausstreuen würde, desto weniger Räuber in das Reich zurückbrächte.

Die Politik jener Zeit war ganz selbstsüchtig, oder wenigstens ganz persönlich; man hatte noch nicht den Gedanken gehabt, die Grundsätze über internationale Rechte festzustellen, welche seitdem die Kriegsfragen zwischen den Königen vereinfachten. Jeder Fürst bewaffnete für seine Rechnung mit seinen Mitteln, durch die Ueberredung, durch die Gewalt oder durch das Geld, und er hatte kraft seiner Waffen ein Recht, das viele Leute geltend zu machen bereit waren.

„Don Pedro hat seinen Bruder getödtet und meine Schwägerin ermordet," sagte Karl zu sich selbst; „doch er wird ein Recht gehabt haben, dies zu thun, wenn ich es nicht so anordne, daß ich ihm beweise, er habe Unrecht gehabt."

Don Enrique von Transtamare sagte:

„Ich bin der Aeltere, da ich im Jahre 1333 geboren bin, während mein Bruder Don Pedro erst 1336 geboren ist. Alfonso, mein Vater, war mit Leonora von Guzman, meiner Mutter, verlobt; diese also, welche er nicht geheirathet hat, war in Wirklichkeit seine legitime Gattin. Der Zufall allein hat aus mir einen Bastard, nach der Ansicht der Welt, gemacht. Doch als ob dieser vortreffliche Grund nicht hinreichend wäre, schickt mir der Himmel besondere Beleidigungen und politische Verbrechen zu rächen. Don Pedro wollte meine Frau entehren, er ist der Mörder meines Bruders Federigo und hat endlich die Schwägerin des Königs von Frankreich getödtet. Ich habe also Recht, wenn ich Don Pedro entthronen will, in Betracht, daß ich, wenn es mir gelingt, aller Wahrscheinlichkeit nach an seiner Stelle den Thron besteigen werde."

Don Pedro sagte zu sich selbst:

„Als König der Sache nach und als legitimes Kind, habe ich kraft eines Vertrags, der mir Frankreich zum Verbündeten gab, eine junge Prinzessin von königlichem Blut, Namens Blanche von Bourbon, geheirathet; statt mich zu lieben, wie es ihre Pflicht war, liebte sie Don Federigo meinen Bruder; und als ob es nicht genug für mich wäre, daß ich zu einem politischen Bündniß gezwungen worden bin, ergriff meine Frau gegen mich Partei für meine Brüder Tello und Enrique, die mich bekriegten, und das ist ein Verbrechen des Hochverraths; mehr noch, sie befleckte meinen Namen mit meinem dritten Bruder Don Federigo, und das ist ein Verbrechen, welches die Todesstrafe verdient; ich habe Don Federigo und sie sterben lassen und war in meinem Recht."

Doch er ſah nur, als er umherſchaute, um zu beobachten, ob dieſes Recht eine feſte Unterſtützung hätte, ſeine Caſtilianer, ſeine Mauren und ſeine Juden, während Don Enrique von Transtamare Aragonien, Frankreich und den Papſt für ſich hatte. Die Partie war nicht gleich, weshalb Don Pedro, einer der geſcheiteſten Fürſten ſeiner Zeit, zuweilen ganz leiſe zu ſich ſagte, obgleich er mit dem Rechthaben angefangen, dürfte er doch wohl mit dem Unrechthaben endigen.

Die Vorkehrungen waren raſch am Hofe von Frankreich getroffen. König Karl verlor nur ſo viel Zeit, als er brauchte, um das Schwert des Connetable in die Hände von Bertrand Dugueſclin zu legen und den Prinzen und dem Adel eine Rede zu halten, in der er ſie, nachdem er ihnen angekündigt, welche Ehre er dem bretagniſchen Edelmann erwies, aufforderte, dem neuen Connetable wie ihm ſelbſt zu gehorchen. Dann, da es ſich darum handelte, vor Allem ſich für den beabſichtigten Feldzug der Mitwirkung der großen Compagnien zu verſichern, ehe etwas ruchbar würde, aus Furcht, Don Pedro könnte um Geld, nicht die Unterſtützung der Kapitäne in Spanien, ſondern ihr Verweilen in Frankreich erkaufen, ein Verweilen, das natürlich Karl V. verhindern würde, auswärts von ſeinen Waffen Gebrauch zu machen, entließ Karl den Connetable und den Ritter von Mauleon, der ihm zum Einführen dienen ſollte.

Der Unterſtützung von König Karl ſicher, folgte ihnen Enrique von Transtamare als ein einfacher Ritter.

Die Reiſe ging geräuſchlos vor ſich; die Abgeſandten hatten kein anderes Gefolge, als ihre Knappen, ihre Knechte und ein Dutzend Bewaffneter.

Bald erblickte man die Saone und die zahlloſen Zelte der Compagnien, welche, nachdem ſie die von ihnen abgenagten Enden Frankreichs verlaſſen, ſich allmälig dem Mittelpunkte genähert, wie es die Jäger

thun, um das Wildpret vor sich herzutreiben, und wie eine Herde von Barbaren in Erwartung eines neuen Aetius ihre Fahnen in diesen fruchtbaren Ebenen vereinigt hatten.

Agenor ritt voran und ließ den Connetable in Sicherheit in der Burg Rochepot, welche noch König Karl gehörte, und warf sich, nachdem er diese Vorsichtsmaßregel getroffen, in die stets ausgespannten Garne der Compagnien.

Derjenige, auf dessen Truppe er stieß, war ein beinahe ebenso bekannter Kapitän, als Messire Hugo von Caverley; man nannte ihn den Grünen Ritter, und er hatte an diesem Tage die Vorhut. Man führte Agenor vor ihn, und da Agenor nicht Lust hatte, zweimal Lösegeld zu bezahlen, so berief er sich auf Messire Hugo von Caverley, unter dessen Zelt ihn der Grüne Ritter selbst geleitete.

Der furchtbare Anführer der Abenteurer stieß einen Freudenschrei aus, als er seinen ehemaligen Gefangenen, oder vielmehr seinen neuen Verbündeten erblickte.

Ehe irgend eine Erklärung stattfand, ließ Agenor Musaron vortreten, der aus einem durch die Freigebigkeit des Prinzen Enrique und des Königs Karl V. gehörig gespickten ledernen Sack tausend Thaler zog, die er auf dem Tisch aufzählte.

So lange diese Operation dauerte, sprach Niemand ein Wort. Als aber der letzte Stoß neben den neun anderen errichtet war, sagte Messire Hugo von Caverley:

„Ah! das ist ein schöner Zug, Kamerad. Ich gestehe, ich erwartete nicht, Dich so bald wiederzusehen. Du bist also schon an den Gedanken, unter uns zu leben, der Dir Anfangs so bange gemacht hatte, gewöhnt?“

„Ja, Kapitän, denn ein wahrer Soldat lebt überall, und lebt überall, wie er will. Und dann dachte ich, eine gute Nachricht komme nie zu früh, und ich

bringe Euch eine so außerordentliche Nachricht, daß Ihr, dessen bin ich sicher, entfernt nicht eine solche erwartet."

„Bah!" sagte Caverley, der bei diesem Eingang befürchtete, Mauleon stelle ihm eine Falle, um seines Wortes entbunden zu werden. „Bah! eine außerordentliche Nachricht, sagst Du?"

„Messire, Kapitän," erwiederte Mauleon, „jüngst sprach ich von Euch mit dem König von Frankreich, an den ich, wie Ihr wißt, von seiner sterbenden Schwägerin abgeschickt war, und ich erzählte ihm, wie artig Ihr Euch gegen mich benommen habt."

„Ah! ah!" machte Caverley geschmeichelt, „er kennt mich also, der König von Frankreich?"

„Gewiß, Kapitän; denn Ihr habt sein Reich sattsam verwüstet, um seiner Erinnerung eingeprägt zu bleiben: das Geschrei verbrannter Mönche, die Lamentationen genothzüchtigter Frauen, die Klagen der Stadtbürger, die Ihr Lösegeld zu bezahlen gezwungen, haben Euren Namen triumphirend in seinen Ohren klingen gemacht."

Caverley bebte vor Stolz und Vergnügen unter seiner schwarzen Rüstung; es war etwas Unheilvolles um die Freude dieser ehernen Statue.

„Der König kennt mich also?" sagte er, „Karl V. weiß den Namen des Kapitän Hugo von Caverley?"

„Er weiß ihn und wird ihn nie vergessen, dafür stehe ich Euch."

„Und was hat er in Beziehung auf mich gesagt?"

„Der König hat mir gesagt: „„Ritter, sucht den guten Kapitän Hugo auf, oder vielmehr . . .""" fügte er bei.

Der Kapitän schien mit dem Blick an den Lippen von Mauleon zu hängen.

„„„Oder,""" fuhr der Ritter fort, „„ oder ich werde ihm vielmehr einen von meinen ersten Dienern schicken.""

„Einen von seinen ersten Dienern?"

„Ja.“

„Doch einen Edelmann hoffentlich?“

„Bei Gott!“

„Bekannt?“

„Oh! sehr bekannt.“

„Der König von Frankreich erweist mir viel Ehre,“ sprach Caverley, indem er wieder seinen scherzhaften Ton annahm. „Er will also etwas von mir, dieser gute Karl V.?“

„Er will Euch bereichern, Kapitän.“

„Junger Mann! junger Mann!“ rief der Abenteurer mit einer plötzlichen Kälte, „spottet meiner nicht, denn das ist ein Spiel, das alle diejenigen, welche es spielen wollten, theuer zu stehen kam. Der König von Frankreich möchte vielleicht gern etwas von mir haben, meinen Kopf zum Beispiel; ich glaube wohl, daß es ihm nicht darum leid thäte; aber so geschickt er sich auch dabei benehmen mag, Ritter, so bin ich doch in Verzweiflung, Euch sagen zu müssen, daß er ihn durch Eure Vermittelung noch nicht bekommen wird.“

„So ist es, wenn man immer Schlimmes thut,“ erwiederte mit ernstem Tone Mauleon, dessen edles Antlitz dem Banditen beinahe Ehrfurcht einflößte; „man mißtraut Jedem, man klagt alle Welt an, und man verleumdet sogar einen König, der den Titel des ehrlichsten Menschen seines Reiches verdient hat. Ich fange an zu glauben, Kapitän,“ fügte er den Kopf schüttelnd bei, „der König hat Unrecht gehabt, Jemand an Euch abzusenden: das ist eine Ehre, die sich Fürsten gegenseitig erweisen; und Ihr sprecht in diesem Augenblick wie ein Banditenanführer, und nicht wie ein Fürst.“

„He! he!“ erwiedertee Caverley, ein wenig beunruhigt durch diese Künheit, „mißtrauen, lieber Freund, heißt vernünftig sein. Und offenherzig gestanden, wie sollte der König mich lieben, nach dem Geschrei der verbrannten Mönche, nach den Lamentationen der genothzüchtigten Frauen und nach den Klagen der Stadt-

Bürger, die ich Lösegeld zu bezahlen gezwungen, wovon Ihr so eben beredt gesprochen habt?"

„Sehr gut," sagte Mauleon, „ich sehe, was mir zu thun bleibt."

„Und was bleibt Euch zu thun, laßt hören?" fragte der Kapitän Hugo von Caverley.

„Ich habe nur Jemand an den Gesandten des Königs abzuschicken und ihm sagen zu lassen, seine Botschaft sei erfüllt, insofern ein Anführer von Abenteurern dem Worte von König Karl V. mißtraue."

Nachdem er so gesprochen, wandte sich Mauleon nach dem Ausgange des Zeltes, um seine Drohung in Ausführung zu bringen.

„Oho!" rief Caverley; „ich habe nicht ein Wort von dem gesagt, was Ihr denkt, und nicht ein Wort von dem gedacht, was Ihr sagt. Ueberdies wird es immer noch Zeit sein, diesen Ritter zurückzuschicken. Laßt ihn im Gegentheil hierher rufen, lieber Freund, und er soll willkommen sein."

Mauleon schüttelte den Kopf und erwiederte mit kaltem Tone:

„Der König von Frankreich mißtraut Euch und wird nicht einen seiner vornehmsten Diener in Euer Lager gehen lassen, wenn Ihr nicht hinreichende Garantie leistet."

„Bei der Milz des Papstes!" schrie Caverley, „Ihr beleidigt mich, Gevatter!"

„Nein, mein lieber Kapitän," erwiederte Mauleon, „denn Ihr habt das Beispiel des Mißtrauens gegeben."

„Ei! alle Teufel! weiß man nicht, daß ein Abgesandter eines Königs für Jedermann unverletzlich ist, selbst für uns, die wir die Dinge nicht übel verletzen? Dieser ist also von einer besondern Art?"

„Vielleicht."

„Dann will ich ihn aus Neugierde sehen."

„So unterzeichnet einen vollkommen geordneten Geleitsbrief."

„Das ist leicht.“

„Ja, doch Ihr seid nicht allein hier, Kapitän, und ich bin nur zu Euch besonders gekommen, weil Ihr der Erste von Allen seid, und weil ich den Vortheil gehabt habe, mit Euch und nicht mit den Andern in Verbindung zu stehen.“

„Der Gesandte ist also nicht für mich allein?“ fragte Caverley.

„Nein, er ist für alle Anführer der Compagnien.“

„Der gute König Karl will also nicht mich allein bereichern?“ sagte Caverley mit spöttischem Tone.

„König Karl ist mächtig genug, um, wenn es ihm beliebt, alle Räuber des Königreichs zu bereichern,“ erwiederte Mauleon mit einem Gelächter, das an Ironie das Gelächter des Kapitän Caverley weit hinter sich ließ.

Es scheint, man mußte so mit dem Anführer der Abenteurer sprechen, denn dieser Scherz schlug seine ganze schlechte Laune in die Flucht.

„Man lasse meinen Schreiber kommen,“ sagte er, „und er fasse einen Geleitsbrief in guter Form ab.“

Ein langer, hagerer, zitternder, ganz schwarz gekleideter Mann trat vor: es war dies der Schulmeister eines benachbarten Dorfes, den der Kapitän Hugo von Caverley für den Augenblick zu seinem Schreiber erhoben hatte.

Er faßte unter der Aufsicht von Musaron den genausten und regelmäßigsten Geleitsbrief ab, der je aus der Feder eines Doctors auf Pergament geflossen ist. Dann ließ der Kapitän durch einen Pagen jeden von den vornehmsten Banditen, seinen Genossen, rufen, fing, mochte er nun nicht schreiben können, oder wollte er aus einem ihm bekannten Grunde seinen eisernen Panzerhandschuh nicht ausziehen, damit an, daß er den Knopf seines Dolches unter die Schrift drückte, und ließ sofort die andern Führer unter sein Monogramm die einen ihr Kreuz, die andern ihr Siegel, und wieder andere ihren Federzug setzen; und während sie dieses Manoeuvre

ausführten, lachten die Führer unter einander, im Glauben, sie wären erhaben über alle Fürsten der Erde, da sie Geleitsbriefe den Botschaftern des Königs von Frankreich gäben.

Als das Pergament mit allen Siegeln und Federzügen versehen war, wandte sich Caverley gegen Mauleon um und fragte ihn:

„Und der Name des Gesandten?"

„Ihr sollt ihn erfahren, wenn er kommt, und auch dies nur, wenn es ihm beliebt, Euch denselben zu nennen," antwortete Agenor.

„Oh!" rief der Grüne Ritter lachend, „das ist irgend ein Baron, dem wir sein Schloß verbrannt und seine Frau entführt haben werden, und der nun kommt, um zu sehen, ob es nicht möglich ist, seine keusche Gattin gegen sein Pferd oder seine Falken loszukaufen."

„Haltet Eure schönsten Rüstungen bereit," sprach Mauleon mit stolzem Tone; „befehlt Euren Pagen, wenn Ihr habt, ihre reichsten Kleider anzuziehen, und schweigt, wenn derjenige, welchen ich verkündige, erscheint, wollt Ihr nicht später bereuen, einen großen Fehler für Männer gemacht zu haben, welche im Waffenhandwerk erfahren sind."

Hienach verließ Mauleon das Zelt, wie ein Mann, der das Gewicht des Schlages fühlt, den er gethan hat. Ein Gemurmel des Zweifels und des Erstaunens durchlief die Gruppe.

„Er ist verrückt," sagten die Einen.

„Oh! Ihr kennt ihn nicht," sprach Caverley. „Nein, nein, er ist nicht verrückt, und wir haben etwas Neues zu erwarten."

Es verging ein halber Tag. Das Lager hatte wieder sein gewöhnliches Aussehen angenommen. Die Einen badeten sich im Fluß, die Andern tranken unter den Bäumen, wieder Andere ergötzten sich im Grase. Man sah Banden von Räubern zurückkehren, verkündigt durch Freudenschreie und Wehklagen; dann erschienen

Frauen mit zerzauften Haaren, Männer mit Quetschungen und Wunden, am Schweif ihrer Pferde herbeigeschleppt. Vieh, das sich gegen die unbekannten Herren sträubte, wurde blökend unter die Zelte geführt sogleich geschlachtet und für das Abendmahl zerhackt, während die Anführer herbeikamen, um den Erfolg der Expedition zu sehen und ihren Theil an der Beute zu wählen, doch nicht ohne daß sie in ernste Streitigkeiten mit den trunkenen oder ausgehungerten Soldaten geriethen.

Etwas entfernter übte man Rekruten ein, ihren Hütten entrissene und mit Gewalt angeworbene Bauern, welche nach Verlauf von drei bis vier Jahren Alles vergessen sollten, um, wie ihre neuen Gefährten, Leute der Plünderung und des Blutes zu werden. Ganze Heere von Knechten, Schaaren von Troßbuben spielten oder bereiteten das Mahl für die Herren. Fässer mit ausgeschlagenem Boden, gestohlene Betten, zerbrochene Geräthschaften, zerfetzte Matratzen lagen auf dem Boden umher, während ungeheure herrenlose Hunde unter diesen Gruppen durchschweiften, um sich Futter zu suchen, die Räuber beraubten und die verirrten Kinder auf ihrem Wege schreien machte.

An den Thoren dieses Lagers, das wir zu schildern versucht haben, von dem jedoch nur der Anblick einen Begriff zu geben vermochte, ließen plötzlich vier Trompeter geräuschvolle Fanfaren schmettern; ihnen voran flatterte ein weißes Banner mit zahllosen Lilien, was damals noch das Wappen von Frankreich war.*) Sogleich entstand eine gewaltige Bewegung im Lager der Compagnien. Die Trommeln rasselten, die Unterofficiere eilten, um ihre herumschlendernden Leute zu sammeln und die Hauptposten zu besetzen. Bald defilirte durch ein gedrängtes Spalier neugieriger und erstaunter Köpfe

*) Karl V. beschränkte sie einige Jahre später auf drei, zu Ehren der Dreieinigkeit.

ein langsamer feierlicher Zug. Dies waren zuerst die vier Trompeter, deren Fanfaren das Lager erweckt hatten, dann ein Wappenherold, entblößt und hoch in der Luft das Schwert des Connetable mit der breiten Klinge, worauf die Lilien, und mit dem goldenen Griffe tragend; endlich, um einige Schritte zwölf Männern oder vielmehr zwölf ehernen Bildsäulen voranreitend, ein Ritter mit herabgelassenem Visir und stolzer Haltung. Sein mächtiges schwarzes Roß kaute an einem goldenem Gebiß, und ein langes Schlachtschwert mit einem nach dem Gebrauche jener Zeit blank geglättetem Griff funkelte in der Höhe seiner Seite.

In der Nähe dieses Ritters, doch etwas hinter ihm ritt Mauleon. Er führte die ganze Truppe nach dem allgemeinen Zelte der Chefs, wo der Rath versammelt war.

Das Stillschweigen des Erstaunens und der Erwartung schwebte über dem ganzen kurz zuvor noch so geräuschvollen Lager. Derjenige, welcher der Anführer der Truppe zu sein schien, stieg ab, ließ beim Schalle der Trompeten das königliche Banner erheben und trat in das Zelt.

Die Anführer, welche saßen, standen bei seinem Eintritt nicht auf und schauten sich nur lächelnd an.

„Das ist das Banner des Königs von Frankreich," sprach der Ritter mit sanfter, aber eindringender Stimme, indem er sich vor demselben verbeugte.

„Wir erkennen es wohl," erwiederte Messire Hugo von Caverley, der nun aufstand, um dem Fremden zu antworten, „doch wir warten, bis der Abgesandte des Königs von Frankreich sich nennt, um uns vor ihm zu verbeugen, wie er sich vor dem Wappen seines Herrn verbeugt hat."

„Ich," sprach bescheiden der Ritter, sein Helmvisir aufschlagend, „ich bin Bertrand Duguesclin, Connetable von Frankreich und abgesandt zu den edlen Herren Anführern der großen Compagnien, denen Gott jede Freude und jegliche Wohlfahrt verleihen möge."

Kaum hatte er dieſe Worte vollendet, als alle Stirnen entblößt, als alle Schwerter aus der Scheide waren und in der Luft geſchwungen wurden; überall brach die Ehrfurcht oder vielmehr die Begeiſterung in langen Schreien hervor, und dieſes elektriſche Feuer verbreitete ſich raſch wie Laufpulver, entzündete das ganze Lager, die ganze Armee ſchlug ihre Piken und Schwerter aneinander und rief vor der Thüre:

„Heil! Heil! Freude dem guten Connetable!“

Dieſer verbeugte ſich mit ſeiner gewöhnlichen Demuth und grüßte unter donnerndem Beifallsgeſchrei.

Sechzehntes Kapitel.

Wie die Anführer der großen Compagnien Meſſire Dugueſclin verſprachen, ihm bis ans Ende der Welt zu folgen, wenn es ihm beliebte, ſie dahin zu führen.

Dieſe erſte enthuſiaſtiſche Bewegung machte bald einer ſo großen Aufmerkſamkeit Platz, daß die Worte des Connetable, obgleich mit der Ruhe der Kraft geſprochen, die Reihen der Menge durchdrangen und klar und deutlich zu den Enden des Lagers gelangten, wo ſie die letzten Soldaten gierig auffaßten.

„Meine Herren Kapitäne,“ ſprach Bertrand mit jener beinahe unterwürfigen Höflichkeit, die ihm das Herz aller derjenigen gewann, mit welchen er in Verbindung ſtand, „der König von Frankreich ſchickt mich zu Euch, damit ich mit Euch die einzige That vielleicht

vollbringe, welche braver Kriegsleute, wie Ihr seid, würdig ist."

Der Eingang war schmeichelhaft; doch der allgemeine Charakter des Geistes bei den Kapitänen der großen Compagnien war das Mißtrauen, und in Folge hievon, da man nicht wußte, worauf der Connetable abzielte, erkaltete die Begeisterung seiner Zuhörer; er sah, daß er fortfahren mußte, und sprach, das erste Gefühl, das er eingeflößt hatte, benützend:

„Jeder von Euch besitzt Ruhm genug, um nicht mehr zu wünschen; doch keiner besitzt Reichthümer genug, um zu sagen: „„Ich finde mich reich genug."" Ueberdies muß Jeder von Euch zu dem Punkte gelangt sein, daß er die Ehre der Waffen mit dem Nutzen der daraus folgen soll, zu vermählen wünscht. Würdige Kapitäne, denkt Euch nun, was eine Expedition von Euch gegen einen mächtigen und reichen Prinzen geführt wäre, dessen Verlassenschaft durch das Recht eines gesetzlichen Krieges in Eure Hände fallend, Euch ebenso glorreiche, als einträgliche Trophäen bieten würde. Ich bin auch ein Abenteurer wie Ihr; ich bin auch ein Glücksofficier wie Ihr. Doch, meine edlen Herren, seid Ihr nicht müde, wie ich es selbst bin, der Unterdrückung, die wir mit einander gegen Feinde, schwächer als wir, geübt haben? Habt Ihr nicht Lust, statt des Stöhnens von Kindern und des Geschreis von Frauen, wie ich es so eben, Euer Lager durchziehend, hörte, die Fanfaren der Trompeten, welche eine wirkliche Schlacht verkündigen, und das Brüllen des Feindes zu hören? Ihr braven Ritter von allen Nationen, die Ihr folglich jeder eine nationale Ehre aufrecht zu erhalten habt, wäret Ihr nicht, abgesehen von dem Ruhm und dem Reichthum, den ich Euch versprochen, glücklich, Euch abermals für eine Sache zu vereinigen, welche die Menschheit verherrlicht? Denn welches Leben führen wir im Ganzen, wir Kriegsleute? Kein von Gott erwählter Fürst bevollmächtigt uns zu unseren Räubereien und

Erpreſſungen. Das Blut, das wir vergießen, iſt zuweilen ein Blut, das um Rache ſchreit, und deſſen Stimme nicht nur zum Himmel aufſteigt, ſondern auch unwillkührlich unſere gegen die Schauer und Schreckniſſe des Krieges verhärtete Seele erſchüttert; werden wir nicht, nach einem Leben der Launen und Phantaſien Soldaten eines großen Königs, Streiter Gottes, reich und mächtig geworden, das wahre Geſchick jedes Mannes, der ſich dem harten Gewerbe des Ritterthums weiht, haben in Erfüllung gehen ſehen?"

Diesmal durchlief ein langes Gemurmel des Beifalls die Reihen der Kapitäne, denn ſie war ſehr mächtig bei ihnen, die Stimme des gewaltigſten Lanzenbrechers, des kräftigſten Kämpfers ſeiner Zeit. Alle hatten Bertrand an einem Schlachtage bei der Arbeit geſehen, und Mehrere hatten die Schneide ſeines Schwertes oder das Gewicht ſeines Streitkolbens gefühlt; es ſchien ihnen ihrer würdig, ſich der Meinung eines ſolchen Soldaten anzuſchließen.

„Meine Herren," fuhr Dugueſclin, glücklich über die durch den erſten Theil ſeiner Rede hervorgebrachte Wirkung, fort, „vernehmt den Plan, den unſer guter König, Karl V. mir zur Ausführung anvertraut hat. In Spanien ſind die Mauren und Sarazenen frecher und grauſamer als je zurückgekommen. In Caſtilien regiert ein König, der frecher und grauſamer iſt als Mauren und Sarazenen, ein Menſch, der ſeinen Bruder getödtet hat, meine Herren; einen gewappneten Ritter, der die goldene Kette und die goldenen Sporen trägt und ſeine Frau, die Schwägerin von unſerem König Karl, getödtet hat; ein Vermeſſener endlich, der durch dieſes Verbrechen der Stärke der ganzen Ritterſchaft der Welt getrotzt zu haben ſcheint, denn damit ein ſolches Verbrechen ungeſtraft bliebe, müßte es keine Ritter mehr auf Erden geben."

Dieſe zweite Periode ſchien einen geringen Eindruck auf die Abenteurer zu machen. Das Tödten ſei-

nes Bruders, die Ermordung einer Frau kamen ihnen als etwas unregelmäßige Akte vor, doch nicht als Verbrechen, welche zu rächen man fünfundzwanzigtausend ehrliche Leute beunruhigt. Duguesclin bemerkte, daß seine Sache ein wenig verloren hatte, doch er ließ sich nicht entmuthigen und fuhr fort:

„Seht, meine Herren, ob sich je ein Kreuzzug glorreicher und besonders nützlicher gezeigt hat. Ihr kennt Spanien, Einige von Euch haben es durchwandert, Alle haben davon sprechen hören. Spanien, das Land der Silberminen; Spanien mit den mit arabischen Kostbarkeiten gepflasterten Palästen; Spanien, wo die Mauren und Sarazenen die der halben Welt geraubten Schätze begraben haben; Spanien, wo die Frauen so schön sind, daß König Roderich für eine einzige Frau sein Reich verloren hat. Nun wohl, dahin werde ich Euch führen, meine edle Herren, wenn Ihr mir folgen wollt, denn dahin gehe ich mit einigen von meinen guten Freunden, die ich unter den besten Lanzen Frankreichs auserwählt habe: dahin gehe ich, um zu erfahren, ob die Ritter des Königs Don Pedro so feig sind, als ihr Herr, und zu probiren, ob die Härtung ihrer Schwerter so viel werth ist, als die Härtung unserer Aexte. Es ist eine schöne Reise, meine Herren Kapitäne, solltet Ihr dabei sein?"

Der Connetable endigte seine Rede durch eine von jenen treuherzigen Geberden, welche beinahe immer die überlegenden Gesellschaften fortreißen. Hugo von Caverley, der während der ganzen Rede so aufgeregt geschienen hatte, als ob der Dämon der Kämpfe sein Schlachtroß unter ihm gestachelt hätte, durchlief den Kreis, fragte Jeden um seine Meinung, und bald beeilte sich Jeder, zu ihm herantretend, ihm die seinige zu geben; dann kehrte er zu Bertrand Duguesclin zurück, der, während ihn die Soldaten mit den Augen verschlangen, ruhig mit Agenor und mit Enrique von Transtamare plauderte, dessen Herz seit dem Anfang

der Scene auf das Heftigste schlug, denn für ihn, so unbekannt er dieser Menge, war der Erfolg dieser Scene ein Thron oder die Dunkelheit, das heißt, das Leben oder der Tod. Ein Mensch von diesem Schlage hat den Ehrgeiz an der Stelle des Herzens, und jede Wunde ist hier tödtlich.

Die Berathung währte kaum einige Minuten; dann trat Hugo von Caverley zum Connetable und sprach unter einem tiefen Stillschweigen:

„Geehrter Herr Bertrand Duguesclin, schöner Sire, Bruder und Gefährte, Ihr, der Ihr heute der Spiegel der ganzen Ritterschaft seid, erfahrt, daß wir Euch Eurem Muthe und Eurer Rechtschaffenheit zu Liebe dienen wollen. Ihr sollt unser Anführer und nicht unser Verbündeter, unser Kapitän und nicht unseres Gleichen sein. In jedem Fall und bei jedem Zusammentreffen gehören wir Euch, und wir werden Euch folgen bis ans Ende der Welt. Mögen es Mauren, mögen es Sarazenen, mögen es Spanier sein, sprecht und wir marschiren gegen sie. Nur gibt es unter uns viele englische Ritter, und diese lieben den König Eduard III. und seinen Sohn den Prinzen von Wales; doch mit Ausnahme von diesen Beiden werden sie mit Männiglich Krieg führen. Ist Euch das genehm, Sire?“

Der Connetable verbeugte sich, machte ihnen Allen Zeichen tiefer Dankbarkeit und fügte einige Worte bei, um herauszuheben, welche Ehre ihm solche Krieger zu erweisen die Güte hätten, und hierin log Bertrand nicht. Eine solche Huldigung seiner Ueberlegenheit dargebracht mußte dem Mann des vierzehnten Jahrhunderts schmeicheln, dessen ganzes Leben das eines Soldaten war.

Die Kunde von diesem Entschluß erregte eine unbeschreibliche Begeisterung im Lager. Es war in der That ein anstrengendes Leben für diese Abenteurer, das

ewige Streiten gegen die vereinigten Dörfer, der Krieg hinter den Hecken und aus den Schluchten hervor, die Hungersnoth mitten im Reichthum, die Trostlosigkeit im Triumph. In einem anderen Lande, in einem noch neuen Lande, auf einem beinahe jungfräulichen Boden, unter einem milden Himmel leben, Weine und Frauen wechseln, die reiche Verlassenschaft der Spanier, der Mauren und der Sarazenen erobern, das war ein Traum, der wohl dadurch zur Wirklichkeit wurde, daß man zum Anführer den Spiegel der europäischen Ritterschaft hatte, wie den Connetable Messire Hugo von Caverley nannte. Bertrand Duguesclin wurde auch mit wüthendem Freudengeschrei empfangen und erreichte das Zelt, das man ihm an der sichtbarsten und erhabensten Stelle des Lagers bereitet hatte, unter einem Porticus, gebildet von den Lanzen, welche über seinem Haupte, die, nicht vor dem Banner Frankreichs, sondern vor dem Träger desselben gebückten Abenteurer kreuzten.

„Hoher Herr," sprach Bertrand zu Enrique von Transtamare, als sie unter ihre Zelte zurückgekehrt waren, und während Hugo von Caverley und der Grüne Ritter Agenor zu seiner Rückkehr und besonders zu den Umständen, von denen diese Rückkehr begleitet war, Glück wünschten, „hoher Herr, Ihr müßt zufrieden sein; die schwierigste Aufgabe ist erfüllt. Wir sind Alle zufrieden. Diese Leute werden sich wie blutgierige Fliegen auf die Haut der Mauren, der Sarazenen und der Spanier stürzen und sie grausam stechen; während sie ihre Geschäfte betreiben, werden sie die Eurigen betreiben; während sie sich bereichern, werden sie Euch einen Thron geben. Was die Fieber Andalusiens, was die Hinterhalte in den Gebirgen, was die Uebergänge über die Flüsse, deren rascher Lauf Pferde und Reiter fortreißt, was den entnervenden Mißbrauch des Weines und der Liebe, die Trunkenheit und die Wollust betrifft, so rechne ich darauf, daß dies Alles die Hälfte der Banditen niederwerfen wird. Die andere Hälfte wird hof-

fentlich schon unter den Streichen der Sarazenen, der Mauren und der Spanier zu Grunde gegangen sein, welche gute Hämmer für solche Amboße sind. Wir werden in jeder Hinsicht Sieger sein. Ich setze Euch auf dem Throne Castiliens fest und kehre nach Frankreich zur großen Zufriedenheit des guten Königs Karl mit meinen Kriegern zurück, die ich durch die Aufopferung dieser Schurken schonen werde."

„Ja, Messire," erwiederte Enrique von Transtamare nachdenkend; „doch mißtraut Ihr nicht irgend einem unvorhergesehenen Entschluß des Königs Don Pedro? Er ist ein gewandter Anführer und ein Kopf voll von Mitteln."

„Ich sehe nicht so fern, mein Prinz," sprach Dugueselin; „je mehr wir Mühe haben werden, desto glorreicher werden wir sein, und desto mehr Caverleys und Grüne Ritter werden wir auf der guten Erde Castiliens zurücklassen. Eines nur beunruhigt mich: das ist unser Eindringen in Spanien; denn es ist gut, den Krieg mit dem König Don Pedro, mit seinen Sarazenen und seinen Mauren zu führen, aber es ist nicht gut, ihn mit allen vereinigten Spaniern zu führen; fünfhundert Compagnien würden hiezu nicht genügen; und es ist viel schwieriger, eine Armee in Spanien, als in Frankreich zu ernähren."

„Ich werde auch," erwiederte Enrique, „ich werde dem auch zuvorkommen, und den König von Aragonien in Kenntniß setzen, der einer meiner Freunde ist und Euch, aus Liebe für mich und aus Haß gegen den König Don Pedro, freien Durchzug in seinen Staaten nebst Lebensmitteln und Unterstützung an Menschen und Geld gewähren wird, so daß wir, wenn wir zufällig in Castilien auf's Haupt geschlagen würden, eines guten Rückzugs sicher sein könnten."

„Man sieht, hoher Herr, daß Ihr bei dem guten König Karl, der Allem, was ihn umgibt, Weisheit verleiht, aufgezogen worden seid," sprach der Connetable.

„Euer Rath ist äußerst klug; geht also und nehmt Euch in Acht, daß man Euch nicht fängt, und der Krieg wird sogleich beendigt sein; denn wenn ich mich nicht täusche, schlagen wir uns, um einen König abzusetzen und einen neuen zu machen, und nicht aus einem andern Grunde."

„Ah! Messire, erwiederte Enrique ärgerlich über die Scharfsichtigkeit desjenigen, welchen er für einen bloßen Raufdegen ohne alle Feinheit hielt, „werdet Ihr, ist Don Pedro einmal entthront, nicht glücklich sein, wenn Ihr ihn durch einen treuen Freund Frankreichs ersetzen könnt?"

„Mein Prinz," erwiederte Duguesclin, „glaubt mir, der König Don Pedro wäre ein treuer Freund Frankreichs, wenn Frankreich nur ein wenig Freund von Don Pedro sein wollte. Doch darüber entsteht kein Streit, und die Frage ist zu Euren Gunsten gelöst. Dieser ungläubige Mörder, dieser christliche König, der der Christenheit Schande macht, muß bestraft werden, und Ihr seid so viel werth, als jeder Andere, um die Rolle der Gerechtigkeit Gottes zu spielen. Hiernach, hoher Herr, und da Alles zwischen uns verabredet und beschlossen ist, brecht rasch auf, denn es drängt mich, mit den Compagnien in Spanien zu sein, ehe der König Don Pedro Zeit gehabt hat, seine Börse zu öffnen und uns, wie Ihr so eben sagtet, einen Streich nach seiner Art zu spielen."

Enrique antwortete nicht, er fühlte sich gedemüthigt im Grunde seines Herzens durch diese Protection, der er sich von Seiten eines einfachen Edelmanns unterziehen mußte, wenn er nicht in seinem königlichen Unternehmen scheitern wollte. Doch die Krone, die er in seinen Träumen der Zukunft und des Ehrgeizes glänzen sah, tröstete ihn für diese vorübergehende Demüthigung.

Während Bertrand die vornehmsten Häupter der Compagnien nach Paris führte, um sie dem König

Karl V. vorzustellen, während sie der Fürst mit Ehren und reichen Geschenken überhäufte und sich heiter für seinen Dienst tödten zu lassen geneigt machte, schlugen Enrique und Agenor, dem sein treuer Musaron folgte, wieder den Weg nach Spanien ein, wobei sie die Straße vermieden, der sie bei ihrer Reise nach Frankreich gefolgt waren, aus Furcht, von denjenigen erkannt zu werden, welche ihnen eine Unannehmlichkeit hätten bereiten können, obgleich sie mit guten Geleitsbriefen, ausgestellt vom Kapitän Hugo von Caverley und von Messire Bertrand Duguesclin, versehen waren.

Sie hielten sich rechts, was übrigens für sie der kürzeste Weg war, um das Bearn zu erreichen und sodann Aragonien zu durchziehen. Sie reisten also längs der Auvergne, folgten dem Ufer der Vezère und setzten in Castillon über die Dordogne.

Beinahe sicher, unter der Tracht und unter dem Namen eines niedrigen Ritters nicht erkannt zu werden, wollte sich Enrique durch sich selbst der Gesinnung der Engländer in Beziehung auf seine Person versichern und es versuchen, ob es nicht möglich wäre, den Prinzen von Wales auf seine Seite zu bringen, ein Resultat, das ihm nicht unmöglich vorkam, nach dem Eifer, mit dem die Kapitäne Messire Bertrand Duguesclin gefolgt waren, aus welchem Eifer hervorging, daß der schwarze Prinz noch keinen Entschluß gefaßt hatte. Den Sohn von Eduard III. zur Unterstützung haben, ihn, der als Kind seine Sporen bei Crécy gewonnen, der als Jüngling den König Johann bei Poitiers geschlagen hatte, hieß nicht nur die moralische Stärke seiner Sache verdoppeln, sondern auch fünf bis sechs tausend Lanzen mehr nach Castilien werfen, denn dies waren die Streitkräfte, über welche der Prinz von Wales, ohne seine Garnison in Guienne zu schwächen, verfügen konnte.

Dieser Prinz hielt sein Lager, oder vielmehr seinen Hof in Bordeaux. Da man nun, wenn nicht Frieden, doch wenigsteus Waffenstillstand mit Frankreich hatte,

so zogen die zwei Ritter ohne Schwierigkeit in die Stadt ein; allerdings war es am Abend eines Festtags und man gab wegen des Tumultes nicht auf sie Obacht.

Agenor hatte Anfangs dem Prinzen Enrique von Transtamare vorgeschlagen, mit ihm bei seinem Vormund Messire Ernauton von Sainte-Colombe zu wohnen, welcher ein Haus in der Stadt hatte; doch die Furcht, sein Gefährte könnte das Geheimniß nicht genug bewahren, ließ ihn zuerst dieses Anerbieten ausschlagen; es wurde sogar verabredet, daß zu größerer Sicherheit Mauleon, ohne seinen Vormund zu sehen, durch Bordeaux reiten sollte, was Mauleon versprach, so schwer es ihn auch ankam, so nahe, ohne ihn zu grüßen, an dem würdigen Beschützer vorüberzuziehen, der ihm als Vater gedient hatte; nachdem man aber die Stadt in allen Richtungen durchritten, nachdem man an die Thüren aller Wirthshäuser geklopft und, in Betracht des großen Zustromes von Menschen, die Unmöglichkeit, in irgend einem Gasthaus ein Unterkommen zu finden, erkannt hatte, sah sich der Prinz genöthigt, auf das Anerbieten, das ihm Agenor gemacht, zurückzukommen; man wandte sich also nach der Wohnung von Messire Ernauton, welche in einer der Vorstädte von Bordeaux lag, nachdem die zwei Reisenden feierlich dahin übereingekommen waren, daß der Name des Prinzen nicht genannt werden, und daß er nur für einen einfachen Ritter, Freund und Waffenbruder von Agenor gelten sollte.

Der Zufall bediente indessen vortrefflich die Reisenden. Messire Ernauton von Sainte-Colombe befand sich im Augenblick in der Heimath von Mauleon, wo er ein Schloß und einige Güter hatte. Zwei oder drei Diener waren in Bordeaux zurückgeblieben und empfingen den jungen Mann, als ob er nicht der Mündel, sondern der Sohn des alten Ritters gewesen wäre.

Ein vertrauter Diener, welcher Agenor von seiner

Geburt an kannte, erwies den zwei Reisenden die Ehre des Hauses. Dieses Haus hatte sich übrigens seit den vier Jahren, daß Mauleon nicht mehr nach Bordeaux gekommen, gewaltig verändert. Seine ungeheuren Gärten, welche einen für die Strahlen der Sonne und die Blicke der Menschen unzugänglichen Aufenthaltsort boten, waren nun durch eine große Mauer von dem Hauptgebäude getrennt und schienen eine besondere Wohnstätte zu bilden.

Agenor fragte den alten Diener hierüber und erfuhr, daß diese Gärten, in denen er im Schatten von Sycomoren und Platanen seine sorglose Jugend zugebracht hatte, von seinem Vormund an den Prinzen von Wales verkauft worden waren, welcher hier ein prachtvolles Haus hatte erbauen lassen, in das er alle Gäste einquartierte, die er sichtbar in seinem Palast nicht empfangen wollte oder konnte. Es kamen aber Höflinge von allen Ländern und Boten von allen Königen an den Sohn von Eduard III.; denn da er keine Niederlage erlitten hatte, so stand er bei aller Welt im Rufe eines Siegers.

Enrique bedeutete Agenor durch ein Zeichen, er möge sich diese Erklärung mit allen ihren Einzelnheiten wiederholen lassen, denn er war, wie man sich erinnert, nach Bordeaux gekommen in der Absicht, den schwarzen Prinzen zu sehen, und in der Hoffnung, sich ihn zum Freunde zu machen; da es jedoch schon spät, da man eine starke Tagereise gehabt hatte, und die Reisenden müde waren, so ertheilte der Prinz seinen Dienern Befehl, sein Zimmer bereit zu halten, in das er sich auch sogleich nach dem Abendbrod begab. Agenor ahmte ihn nach und begab sich in das seinige, das im ersten Stocke des Hauses lag und auf die herrlichen Gärten ging, in denen er zu seinem Ergötzen wie Blumen der Vergangenheit die schönen Erinnerungen aus seiner Jugendzeit pflücken wollte.

Statt sich niederzulegen, wie es der Prinz that,

setzte er sich also an das Fenster und fing an mit der ganzen Poesie seiner zwanzig Jahre, die Augen auf die herrlichen Bäume geheftet, durch deren Blätterwerk nur mit Mühe einige Mondstrahlen drangen, wieder an dem Gestade des Lebens hinaufzusteigen, das immer mehr mit Blumen bestreut ist, je mehr man sich der Kindheit nähert. Der Himmel war rein, die Luft mild und ruhig; der Fluß glänzte in der Ferne wie die silbernen Schuppen einer ungeheuren Schlange; doch in Folge einer Laune der Einbildungskraft, geschah es nun durch die Aehnlichkeit der Landschaft, durch die Rückkehr der gleichen Stunde, oder durch die Wohlgerüche der Orangenbäume der Guienne, welche so sehr an die von Portugal und Andalusien erinnern, zog sein Geist mit Flammenflügeln über die Berge hin und ließ sich zu den Füßen der Sierra Estrella, am Ufer des Flüßchens nieder, das sich in den Tajo wirft und an dessen Rande er, angezogen durch die Töne der Guzla, zum ersten Male mit der schönen Maurin von Liebe gesprochen hatte.

Plötzlich, mitten unter dieser mächtigen Berauschung glänzte ein Schein, von dem geheimnißvollen Palaste kommend, wie ein Stern durch das Blätterwerk, und bald, o seltsames Wunder! das der Ritter für einen Irrthum seiner Sinne hielt, glaubte Mauleon die Töne einer Guzla zu hören. Er horchte ganz bebend auf diese Accorde, welche nur ein Vorspiel waren; darauf aber sang eine reine, melodische Stimme, eine Stimme, welche man nie mehr verkennen durfte, wenn man sie einmal gehört hatte, in schönem Castilianisch die alte spanische Romanze:

Ein kühner Ritter mit stolzer Miene,
Auf bäumendem Rosse mit muthigem Gang,
Ein schöner Ritter aus Aragons Gauen,
Auf wilder Jagd den Tag entlang,
Hatt' Falken und Hund' im Gehölze verloren.

Er setzt unter weithin ästiger Eiche
  Ermattet sich nieder im Abendstrahl,
Lauscht Zaubertönen sanft wie die Liebe
  Und stark wie rauschender Waffen Schall
In wundersamem Gemenge.

Er schaut zum Wipfel, der fränkische Ritter,
  Und siehe, es däucht ihm ein wirrender Traum;
Sirenenblick funkelt dem Späher entgegen,
  Ein Fräulein hoch oben schwebend am Baum,
Gebunden an goldenen Locken der Haare.

Hernieder sie ruft mit lieblicher Stimme:
  Gewaltiger Ritter, erzittere nicht!
Das Fräulein, verstoßen, dem außer dem Neste
  Von Moos und Geblätter Alles gebricht,
Ist Tochter des Königs und seiner Gemahlin.

Ein Sprößling von mächtigem Herrengeschlecht,
  An ihrer Wiege ein glänzender Thron,
Castiliens Königin nennt sie die Mutter,
  Der Ahnherren jeder ein Königsohn,
In fürstlicher Gruft als Könige schlummernd.

Weh' mir, es ward mir das Urtheil gesprochen,
  Zu schmachten, wohin kein Retterarm dringt,
In einsamer Waldnacht zum fünfzehnten Jahre,
  Doch morgen die Rettungsstunde erklingt,
Da werd' ich zum zweiten Male geboren.

Freund Ritter, oh! nimm mich mit Dir von hinnen,
  Ich fleh', wie liegend auf bebendem Knie
Wir fleh'n hinauf zu den Heil'gen des Himmels
  Und gläubigen Herzens zur Mutter Marie.
Nimm mich als Freundin Dir oder Verlobte.

Agenor hörte nicht mehr; er machte einen Sprung,

als wollte er aus seinem Traum herausstürzen, tauchte seinen gierigen Blick in die Platanen des Gartens und murmelte mit fieberhafter Hoffnung:

„Aissa! Aissa!

Siebenzehntes Kapitel.

Wie Agenor diejenige wiederfand, welche er suchte, und der Prinz Enrique den, welchen er nicht suchte.

Sobald sich Agenor überzeugt glaubte, daß es die Stimme von Aissa war, die er gehört hatte, nahm er, der ersten bei einem jungen Mann von zwanzig Jahren so natürlichen Bewegung nachgebend, seinen Degen, hüllte sich in seinen Mantel und schickte sich an, in den Garten zu dringen. Doch in dem Augenblick, wo er auf's Fenster stieg, fühlte er, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte; er wandte sich um, es war sein Knappe.

„Herr Ritter," sagte dieser, „ich habe immer bemerkt, daß einige von den Thorheiten, die man in der Welt begeht, auf dem Wege durch die Thüren begangen werden, daß man aber die übrigen, das heißt die Mehrzahl, auf dem Wege durch die Fenster begeht."

Agenor machte eine Bewegung, um sein Unternehmen fortzusetzen. Musaron hielt ihn mit achtungsvoller Gewalt zurück.

„Laßt mich," sprach der junge Mann.

„Hoher Herr," sagte Musaron, „ich bitte Euch um fünf Minuten. In fünf Minuten soll es Euch freistehen, alle Thorheiten zu begehen, die Ihr begehen wollt."

„Weißt Du, wohin ich will?“

„Ich vermuthe es.“

„Weißt Du, wer in dieſem Garten iſt?“

„Die Maurin.“

„Aiſſa ſelbſt, Du haſt es geſagt. Du denkſt noch, mich zurückzuhalten?“

„Je nachdem Ihr vernünftig oder wahnſinnig ſein werdet.“

„Was willſt Du damit ſagen?“

„Daß die Maurin nicht allein ſei.“

„Allerdings nicht, ſie iſt bei ihrem Vater, der ſie nie verläßt.“

„Und ihr Vater wird wiederum beſtändig von einem Dutzend Mauren bewacht.“

„Nun?“

„Nun! ſie ſtreifen unter dem Schatten dieſer Bäume umher. Ihr werdet Euch an Einem derſelben ſtoßen, Ihr werdet ihn tödten. Ein Anderer wird auf das Geſchrei von dieſem herbeieilen, und Ihr werdet ihn auch tödten. Doch ein Dritter, ein Vierter, ein Fünfter werden kommen, es wird ein Streit, ein Kampf entſtehen, die Schwerter werden klirren, man wird Euch erkennen, gefangen nehmen, tödten vielleicht.“

„Es ſei, doch ich werde ſie ſehen.“

„Pfui doch! eine Maurin!“

„Ich will ſie wiederſehen.“

„Ich hindere Euch nicht, ſie wiederzuſehen, doch ſeht ſie, ohne Gefahr zu laufen.“

„Haſt Du ein Mittel?“

„Ich habe keines; doch der Prinz wird Euch eines geben.“

„Wie, der Prinz?“

„Allerdings. Glaubt Ihr, er ſei bei der Gegenwart von Mothril in Bordeaux minder intereſſirt, als Ihr, und er habe nicht, wenn er erfährt, daß dieſer hier iſt, ein ebenſo großes Verlangen als Ihr, zu er-

fahren, was der Vater hier suchen will, als Ihr, zu wissen, was die Tochter hier macht?"

„Du hast Recht," sagte Agenor.

„Ah! Ihr seht das ein," versetzte Musaron zufrieden.

„Nun, so benachrichtige den Prinzen. Ich bleibe hier, um das kleine Licht nicht aus dem Blick zu verlieren."

„Und Ihr werdet die Geduld haben, uns zu erwarten?"

„Ich werde horchen," sprach Agenor.

Die sanfte Stimme fuhr in der That fort in der Nacht zu erklingen, und die Guzla vibrirte bebend in Begleitung derselben. Es war nicht der Garten von Bordeaux, den er vor seinen Augen hatte, es war der Garten des Alcazar; es war nicht das weiße Haus des Prinzen von Wales, sondern der maurische Kiosk mit dem grünen Vorhang. Jeder Ton der Guzla drang tief in sein Herz ein, das sich allmälig mit Trunkenheit füllte. Kaum glaubte er sich allein, als er die Thüre wieder öffnen hörte und Musaron, gefolgt von dem Prinzen, der wie er in seinen Mantel gehüllt war und wie er sein Schwert in der Hand trug, eintreten sah.

Mit einigen Worten war der Prinz über die Lage der Dinge unterrichtet, da ihm Agenor ohne Rückhalt sein früheres Verhältniß zu der schönen Maurin, sowie die wüthende Eifersucht von Mothril mitgetheilt hatte.

„Ihr müßt es versuchen, mit dieser Frau zu sprechen," sagte der Prinz; „durch sie werden wir mehr erfahren, als durch alle Spione der Erde. Eine Frau, die man in der Sklaverei hält, beherrscht häufig ihren Despoten."

„Ja, ja," rief Mauleon, der vor Ungeduld, zu Aissa zu gelangen, brannte, „ich bin bereit, den Befehlen Eurer Hoheit zu gehorchen."

„Ihr seid sicher, sie gehört zu haben?"

„Gehört, wie ich Euch höre, gnädigster Herr. Ihre

Stimme kam von dort und würde mich mitten durch die Finsterniß der Hölle leiten."

„Es sei! Doch das Schwierige für uns ist, in dieses Haus zu dringen, ohne unter eine bewaffnete Truppe zu gerathen."

„Ihr habt gesagt, für uns, gnädigster Herr?"

„Allerdings, ich begleite Euch, doch wohl verstanden, ich bleibe beiseit und lasse Euch frei mit Eurer Geliebten sprechen."

„Dann ist nichts mehr zu befürchten, hoher Herr. Zwei Kämpen wie Ihr und ich nehmen es mit zehn Christen und mit zwanzig Mauren auf."

„Ja, aber sie lärmen, aber sie tödten, und genöthigt, zu fliehen, haben sie am andern Tag einer leeren Großthuerei den Erfolg einer wichtigen Angelegenheit geopfert. Wir müssen klug sein, Ritter; seht Eure Geliebte, doch mit aller nöthigen Vorsicht. Hütet Euch besonders, Euren Dolch in den Gärten oder in den Gemächern eines Vaters oder eines eifersüchtigen Gatten zu verlieren. Daß ich den meinigen in dem Zimmer von Don Guttiere fallen ließ, hat mich die Frau gekostet, die ich am Innigsten liebte."

„Ja, Klugheit! Klugheit!" murmelte Musaron.

„Ja; doch mit zu viel Klugheit werden wir sie vielleicht verlieren," erwiederte Agenor.

„Seid unbesorgt," sprach Enrique, „das wird meine erste Wegnahme bei den Mauren sein, wenn ich je den Thron Castiliens besteige. Doch mittlerweile schonen wir diesen Thron."

„Ich erwarte die Befehle Eurer Hoheit," sprach Mauleon, nur mit Mühe seine Ungeduld bewältigend.

„Gut, gut!" sagte Enrique. „Ich sehe, daß Ihr ein disciplinirter Soldat seid, und es wird Alles nur um so besser gehen, wenn Ihr mir gehorchen wollt. Wir sind Kapitäne und müssen die schwache Seite eines Platzes recognosciren. Gehen wir in den Garten hinab, untersuchen wir die Mauern, und wenn wir eine zum

Ersteigen günstige Stelle gefunden haben, werden wir hinaufsteigen."

„Ei! Herr," sagte Musaron, „das Ersteigen wird keine Schwierigkeit sein, denn ich habe eine Leiter im Hof gesehen, und es ist folglich eine Stelle der Mauer so günstig, als die andere. Hinter der Mauer aber gibt es Mauren mit Säbeln, Wälder von Piken. Doch wenn es sich um das Leben eines so erhabenen Prinzen und eines so ausgezeichneten Ritters handelt . . ."

„Sprich für den Prinzen," sagte Agenor.

„Dieser gute Knappe gefällt mir," bemerkte Enrique, „er wird eine äußerst nützliche Nachhut bilden."

Dann erhob er die Stimme und sprach, sich an seinen Knappen wendend, der bei der Thüre wartete:

„Perajo, seid Ihr bewaffnet?"

„Ja, Hoheit," antwortete derjenige, an welchen die Frage gerichtet war.

„So folgt mir."

Musaron sah, daß sich nichts einwenden ließ. Alles, was er erreichte, war, daß man durch die Thüre hinausging und die Treppe hinabstieg, statt durch das Fenster zu steigen. Doch wie immer, wenn einmal sein Entschluß gefaßt war, ging er ernst auf das Ziel zu. Es fand sich in der That eine Leiter im Hof; er lehnte sie an der Mauer an. Der Prinz wollte zuerst hinauf; Agenor folgte ihm, dann kam Perajo und endlich Musaron, der die Leiter auf die andere Seite der Mauer zog.

„Bewache diese Leiter," sagte der Prinz; „die Art, wie Du gesprochen, gibt mir volles Vertrauen zu Dir."

Musaron setzte sich auf die letzte Sprosse; Perajo wurde zwanzig Schritte weiter hinter einem Feigenbaume aufgestellt, und Enrique und Agenor rückten unter den großen Schatten der Bäume vor, die sie natürlich vor denjenigen verbargen, welche im Lichte aufgestellt sein konnten.

Bald befand man sich so nahe beim Haus, daß

man in Ermangelung der Töne der Guzla, welche aufgehört hatten, die Seufzer der Sängerin hörte.

„Prinz," sagte Agenor, der seine Ungeduld nicht länger bezähmen konnte, „erwartet mich unter dieser Geisblattlaube; ehe zehn Minuten vergehen, habe ich mit der Maurin gesprochen und weiß, weshalb ihr Vater nach Bordeaux gekommen ist. Würde ich angegriffen, so gefährdet nicht Euer Dasein und kehrt zur Leiter zurück. Ich werde Euch durch den Ruf: Auf die Mauer! benachrichtigen."

„Wenn Ihr angegriffen werdet," erwiederte Enrique, so erinnert Euch, Ritter, daß Niemand vielleicht, mit Ausnahme von König Don Pedro meinem Bruder und Messire Dugueselin meinem Lehrer den Degen handhabt, wie ich dies zu thun verstehe. Ich werde Euch dann zeigen, Ritter, daß ich mich dessen nicht mit Unrecht rühme."

Agenor dankte dem Prinzen, der im Schatten verschwand, wo ihn die Augen des Ritters vergebens suchten. Agenor aber setzte seinen Gang nach dem Hause fort; doch zwischen diesem und dem Gehölze hatte er einen freien und vom Mond beleuchteten Raum zu durchschreiten. Agenor zögerte einen Augenblick, ehe er so zu sagen das Licht herausforderte. Doch er war im Begriff, diesen freien Raum kühn zu durchschreiten, als durch eine Seitenthüre des Hauses, die sich knarrend öffnete, drei Männer herauskamen, welche mit leiser Stimme plauderten. Derjenige, welcher am nächsten vor dem unbeweglich und stumm unter dem Schatten einer Platane stehenden Agenor vorüberkommen mußte, war Mothril, den man leicht an seinem weißen Burnus zu erkennen vermochte; der in der Mitte war ein Ritter in schwarzer Rüstung; der, welcher am nächsten an Don Enrique vorbeigehen mußte, war ein vornehmer Herr, der ein reiches castilianisches Kleid unter einem Purpurmantel trug.

„Hoher Herr," sagte lachend der letztere zu dem schwarzen Ritter, „Ihr dürft Mothril nicht böse sein, daß er

sich weigert, Euch seine Tochter diesen Abend zu zeigen. Ich, der ich seit beinahe sechs Wochen Tag und Nacht mit ihm reise, habe es nur mit Mühe dahin gebracht, daß er sie mich sehen ließ."

Der schwarze Ritter antwortete; doch Agenor kümmerte sich nichts um seine Antwort. Was er zu wissen wünschte, wußte er nun: daß Aissa allein war. Bei dem Klange der väterlichen Stimme hatte sie sich sogar erhoben und neugierig, wie eine Christin, aus ihrem Fenster geneigt, um mit dem Auge den drei geheimnißvollen Spaziergängern zu folgen.

Der Ritter eilte aus dem Gebüsch hervor und war mit zwei Sprüngen unter dem Fenster, das ungefähr zwanzig Fuß über der Erde sein mochte.

„Aissa, erkennst Du mich?" sagte er.

So sehr sie auch Herrin über sich sein mochte, so wich die maurische Jungfrau doch mit einem unwillkührlichen kleinen Schrei zurück. Doch alsbald erkannte sie denjenigen, welcher beständig in ihren Gedanken wohnte, streckte die Arme gegen ihn aus und fragte ihn:

„Bist Du es, Agenor?"

„Ja, ich bin es, meine Liebe. Doch wie soll ich zu Dir gelangen, zu Dir, die ich auf eine so wunderbare Weise wiederfinde? Hast Du nicht eine seidene Leiter?"

„Nein," erwiederte Aissa, „aber morgen werde ich eine haben. Mein Vater wird die Nacht im Palast des Prinzen zubringen. Komm' morgen; doch diesen Abend nimm Dich in Acht, denn sie sind in der Gegend."

„Wer dies?" fragte Agenor.

„Mein Vater, der schwarze Prinz und der König."

„Welcher König?"

„Der König Don Pedro."

Agenor dachte an Enrique, der sich vielleicht seinem Bruder von Angesicht zu Angesicht gegenüber finden sollte, sprach: „Morgen!" und eilte unter die Bäume, wo er alsbald verschwand.

Agenor täuschte sich nur halb. Die drei Spazier-

gänger hatten sich nach der Gegend gewendet, wo sich Enrique verborgen hielt. Der Prinz erkannte zuerst Mothril.

„Gnädigster Herr," sagte er in dem Augenblick, wo seine Stimme hörbar wurde, „Eure Hoheit hat Unrecht, unabläßig auf Aissa zurückzukommen. Der edle Sohn des Königs von England, der glorreiche Prinz von Wales ist nicht in dieses Haus eingetreten, um ein armes afrikanisches Mädchen zu sehen, sondern um mit uns über das Schicksal eines großen Königreichs zu entscheiden."

Enrique, der den Oberleib vorgebeugt hatte, um besser zu hören, zog sich rasch zurück.

„Der Prinz von Wales!" murmelte er mit einem unsäglichen Erstaunen, während er neugierig die in Europa seit den blutigen Schlachten von Crécy und Poitiers so bekannte schwarze Rüstung betrachtete.

„Morgen," sprach der Prinz, „werde ich Euch bei mir empfangen, und es wird dann, ehe wir uns trennen, Alles hoffentlich geordnet sein, und die ganze Angelegenheit läßt sich öffentlich machen. Heute mußte ich mich in die Wünsche meines königlichen Gastes fügen, ich durfte die Neugierde der Höflinge nicht erregen; ich mußte auch, ehe ich einen Entschluß fassen konnte, genau die Absichten Seiner Hoheit des Königs Don Pedro von Castilien wissen."

Bei diesen Worten verbeugte sich der schwarze Prinz höflich gegen den Cavalier im Purpurmantel.

Der Schweiß stieg Don Enrique auf die Stirne; doch dies war noch ganz anders, als eine ihm wohlbekannte Stimme die Worte sprach:

„Ich bin nicht der König von Castilien, hoher Herr, sondern ein Flehender, der genöthigt ist, fern von seinem Reiche Hülfe zu suchen, denn meine grausamsten Feinde sind in meiner Familie: von drei Brüdern, die ich hatte, wollte sich der Eine an meiner Ehre, die

zwei Andern an meinem Leben vergreifen. Denjenigen, welcher sich an meiner Ehre vergreifen wollte, habe ich getödtet: es bleiben Enrique und Tello; Tello befindet sich in Aragonien, um ein Heer gegen mich auf die Beine zu bringen; Enrique ist in Frankreich bei König Karl und schmeichelt ihm mit der Hoffnung, mein Königreich zu erobern, so daß Frankreich, durch Eure Siege erschöpft, gern in Castilien neue Kräfte sammeln möchte, um Euch zu bekämpfen. Ich dachte also, es läge in Eurer Politik, gnädigster Herr, das gute Recht eines legitimen Monarchen zu unterstützen, indem Ihr bei ihm mit den Mitteln, die er Euch an Menschen und und Geld bietet, den Krieg fortsetzen würdet, den dieser heuchlerische Waffenstillstandsbruch gegen Frankreich zu führen Euch gestattet. Ich erwarte die Antwort Eurer Hoheit, um zu wissen, ob ich an meiner Sache verzweifeln soll."

„Nein, Ihr dürft nicht verzweifeln, Hoheit, denn Eure Sache ist, wie Ihr sagt, eine legitime. Aber beinahe Vicekönig der Guienne, wollte ich nicht allein das Gewicht meines Vicekönigthums tragen. Ich verlangte von meinem Vater einen Rath, bestehend aus weisen Männern. Dieser Rath ist mir bewilligt worden. Diesen Rath muß ich befragen, doch seid versichert, daß wenn die Ansicht der Mehrzahl auch die meinige ist und meiner Neigung, Euch zu Gefallen, beitritt, nie ein getreuerer und, ich wage es wohl zu behaupten, thatkräftigerer Verbündeter unter Euren Fahnen gefochten haben wird. Kommt Ihr morgen in den Palast, so erhaltet Ihr eine genauere und umständlichere Antwort. Bis dahin zeigt Euch nicht. Das Gelingen hängt besonders von der Geheimhaltung ab."

„Oh! seid unbesorgt, Niemand kennt uns hier."

„Und dieses Haus ist sicher," sagte der Prinz, „und sogar sicher genug," fügte er lachend bei, „um dem edlen Herrn Mothril seine Furcht in Beziehung auf seine Tochter zu benehmen."

Der Maure ſtammelte ein paar Worte, welche Enrique nicht verſtand, denn ſchon fingen die Spaziergänger an ſich von ihm zu entfernen; überdies durchwühlte ihn ein einziger, glühender, toller, beinahe unüberwindlicher Gedanke, ſeitdem er dieſe verfluchte Stimme gehört hatte; hier, zwei Schritte von ihm, war ſein Todfeind, das Geſpenſt, das ſich zwiſchen ihm und dem Ziele erhob, das er erreichen wollte; hier, im Bereiche ſeines Schwertes, war der Mann, der nach ſeinem Blute dürſtete, und nach deſſen Blut er dürſtete; ein einziger Stoß von einer Hand geführt, die der Haß leitete, endigte den Krieg, ſchnitt jeden Zweifel ab. Dieſer Gedanke machte das Herz des Prinzen ſpringen und zog ſeinen Arm gegen ſeinen Feind hin.

Doch Enrique gehörte nicht zu den Menſchen, die einem erſten Gefühle nachgeben, und wurde dieſes Gefühl auch von einem tödtlichen Haſſe eingeflößt. „Nein, nein," ſagte er, „ich würde ihn tödten, aber nichts ſonſt. Und es iſt nicht genug für mich, daß ich ihn tödte, ich muß ihm auf dem Thron folgen. Ich würde ihn tödten, doch der Prinz von Wales würde ſeinen ermordeten Gaſt rächen, er würde mich ſchmachvoll ſterben laſſen, oder in einem ewigen Kerker einſchließen .... Ja," fuhr Enrique fort, als er einen Augenblick geſchwiegen hatte, „doch ich könnte mich auch flüchten, und Tello, der dort iſt," fügte er bei, ſich ſelbſt darüber zulächelnd, daß er einen ſeiner Brüder hatte vergeſſen können, obgleich dieſer Bruder ſein Verbündeter war, „Tello, den ich auf dem Throne finden würde ... Das wäre nur, um wieder anzufangen."

Dieſe Betrachtung hielt den Arm von Enrique zurück; ſein halb gezogenes Schwert fiel wieder in die Scheide.

Die Geiſter der Finſterniß mußten wohl lachen über ihren Bruder, den Ehrgeiz, der diesmal die Hand des Ehrgeizigen von ſeinem Dolche entfernte.

In dieſem Augenblick befanden ſich die drei Spa-

ziergänger außer dem Bereiche der Stimme, Mothril sprach die Worte, die der Prinz nicht hörte.

In derselben Minute kam Agenor zu ihm zurück; der Eine war finster, der Andere strahlte; der Eine hatte den Krieg, die Intriguen, die Fürsten, die Welt vergessen; der Andere zerrte an den Maschen seiner eisernen Panzerhandschuhe, denn schon glaubte er seine Feinde zu zermalen und sich an den Stufen des Thrones von Castilien anzuklammern.

3 9015 01480 7609
UNIVERSITY OF MICHIGAN

A 726,353

3 9015 01480 7609
UNIVERSITY OF MICHIGAN

A 726,353